

EX BIBLIOTHECA



CAR. I. TABORIS.



C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Fünfunddreißigster Band.



Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1840.



Vermischte Schriften.

Von

C. M. Wieland.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1840.

Inhalt.

B.

C.

H.

I.

K.

L.

M.

Miscellaneen.

B.

1.

Le Barbiers Kupfer

zu der neuen prächtigen Ausgabe der Geßner'schen Werke, von Huber ins Französische übersetzt. *)

Inwiefern Herr le Barbier die Lobsprüche verdiene, die ihm das Journal de Paris über die sinnreiche und geschmackvolle Composition und sehr fleißige Ausführung dieser Blätter (der ersten Lieferung) macht, überlassen wir Kennern und Künstlern zu entscheiden. Auch maßen wir uns nicht an, Maler und Kupferstecher in ihrem althergebrachten Rechte, Sujets zu Gemälden und Kupferstichen aus Dichtern zu nehmen, beeinträchtigen zu wollen. Nur wünschen wir, daß sie nie aus der Acht lassen möchten, was sie selbst am besten wissen sollten — daß sehr oft, was in dem Dichter ein sehr herrliches poetisches Gemälde ist, durch die pittoreske Be-

*) Oeuvres de Gessner, avec de très belles Gravures, d'après M. le Barbier, Peintre du Roi, erschienen in 15 Lieferungen mit 74 Kupfern.

handlung zu einem sehr frostigen und unbedeutenden wird; und daß ein Künstler, der über einen guten Dichter arbeiten will, nicht darstellen wollen sollte, was der Dichter gemalt hat, sondern gerade das, was er nicht gemalt hat, und mit seinen Farben, seinem Pinsel nicht malen konnte — oder doch zur unmittelbaren Erweckung einer bestimmten sinnlichen Vorbildung in einem bestimmten wichtigen Augenblick nicht so gut malen konnte, als der Künstler. Von dieser letzten Art ist z. B. das über alle Beschreibung schöne Bild der verlass'nen Olympia, zum 10ten Gesang des Orlando Furioso, zu dem Augenblick, da der Dichter sie ausrufen läßt:

Che debbo far? che poss' io far qui sola?
Chi mi dà ajuto? oimè, chi mi consola? *)

Die Künstler, Cipriano und Bartolozzi, ließen sich zwar nicht einfallen im Ausdruck des Affects mit dem Dichter ringen zu wollen; denn dieß ist gerade wo der Dichter triumphirt: aber sie stellen uns diese Olympia, für die der Dichter seine Zuhörer so sehr einzunehmen gewußt hat, wirklich vor die Augen, und just hierin setzt ihre Kunst sie in den Stand, in Einem Augenblick eine unendlichmal bestimmtere Wirkung hervorzubringen als Ariosto mit seiner ganzen langen, wiewohl in ihrer Art sehr schönen, Recension der Schönheiten der Olympia in der 67sten bis 72sten Stanze des eilften Gesanges. Man braucht ihre Olympia nur anzusehen, um den Mann, der sie verlassen konnte, zu verabscheuen, und man glaubt nun gerne, wenn der Dichter sagt:

---

*) Was soll ich thun? was kann ich, so allein?
Wer gibt mir Hülf' und Trost in meiner Pein?
Streckfuß.

Io non credo che mai Bireno nudo
Vedesse quel bel corpo, ch' io son certo
Che stato non saria mai cosi crudo
Che l'avesse lasciata in quel deserto. *)

Aber daß der Augenblick, wo eine Schäferin zu ihrem Schäfer sagt: „süßer ist mir dein Kuß als Honig, so lieblich rauscht mir nicht der Bach,“ ein Kupfer vonnöthen haben, oder werth seyn sollte, oder wie es der Künstler machen könnte, um dem Mädchen eine Miene zu geben, die ihrem Liebhaber sagt, wie süß ihr sein Kuß sey — oder wie der Hirt Daphnis dastehen und aussehen, und wie er die Meise (die der Kupferstecher schwerlich für eine Meise wird kenntlich machen können) in der Hand halten müßte, um zu sagen: wie wird sie dich pflegen, weil du von mir kömmst! — Kurz, wie Chodowiecky selbst, so ein großer Meister in der Kunst kleinen Figuren eine bestimmte Bedeutung zu geben er ist, dergleichen zarte leichtschwebende Nuancen sanfter Empfindungen aus einem idealischen Arkadien auf eine unzweideutige Art sichtbar machen könnte — dieß, ich gestehe es, geht über meinen Begriff; und Herr le Barbier müßte Wunder gethan haben, wenn der Dichter nicht durch ihn verlieren sollte.

Indessen muß man gestehen, daß dieß selbst in den kostbarsten Kupferwerken dieser Art fast immer der Fall ist. Es scheint aber auch daß die Liebhaber von dergleichen schönen Ausgaben ihre Forderung an die Künstler nicht so hoch spannen. Sie sind doch wenigstens ein Artikel mehr in dem

---

*) Nie hatte wohl Biren sie nackt erblickt,
Er hätte nimmer sonst sich von ihr trennen,
Und nie unmenschlich grausam und verrückt
In jener Wüste sie verlassen können.

Streckfuß.

aufs äußerste getriebnen Luxus unsrer Zeit; und wenn die Kupfer nur, für sich betrachtet, mit Verstand componirt, gut gezeichnet und mit Geschmack ausgeführt sind (wiewohl man auch hierin oft mit weniger vorlieb nimmt), so ist der Liebhaber schon zufrieden. Warum sollte es also der Kunstrichter, dessen Stimme in Modesachen ohnehin nie gezählt wird, nicht auch seyn? Denn, wenn er den Leuten auch noch so scharf bewiese, daß die besten Dichter gerade die sind, die der Kupfer am wenigsten nöthig haben — was geht dieß den Liebhaber an? Wer will jemanden wehren, seinen Häring mit Salz zu essen, wenn er Lust dazu hat? Oder vielmehr, da die Kupfer jetzt bei einem Modebuch das sind, was vor 300 Jahren die vergoldeten oder kostbar gemalten Anfangsbuchstaben und übrigen Zierrathen, Schnörkel und Grotesken waren: warum sollte den Leuten, die zu viel Geld haben, nicht auch dieser Weg, ihren Ueberfluß dem industriösen Theil der Nation zufließen zu lassen, offen erhalten werden? Die unerschöpfliche Erfindsamkeit und unermüdete Geschäftigkeit der letztern, um die eingebildeten Bedürfnisse der erstern zu befriedigen und täglich zu vermehren, ist doch beinahe das einzige Mittel, wodurch dem Unheil der übermäßigen Ungleichheit gesteuert und das große Rad im Gang erhalten wird, von dessen beständigem Umwälzen das Leben der politischen Körper abhängt.

2.

Der Belialsproceß.

Unter den seltsamsten Producten der finstern Zeiten und denjenigen die den Geist derselben am stärksten charakterisiren,

gehört eine der ersten Stellen dem Proceß Lucifers gegen Jesus Christus, womit ein gewisser Jacobus de Ancharano sich im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts um die Christliche Welt verdient zu machen suchte. Die Narrheiten der Menschen in allen Zeiten haben einander im Grunde nicht viel vorzuwerfen: und wenn unser mit allen Arten von Schellen reichlich behangnes achtzehntes Jahrhundert sich über irgend eines seiner Vorgänger lustig macht, so ist's immer der Premier-Minister, der sich über die Dame mokirt, die vor einer Spinne in Ohnmacht fallen wollte. Ei, Madame, wer wird um einer elenden Spinne willen einen solchen Lärm anfangen? — „Aber Sie liefen ja selbst so stark daß sie mich zu Boden rennten?" — Ach das glaub' ich wohl, Madame, ich dachte auch es wäre eine Fledermaus. *) — Bei allem dem, wird man in unsern Tagen kaum begreifen können, wie ein so abgeschmacktes Werk, als dieser Belialsproceß, jemals eine so starke Sensation habe machen können, als er wirklich einst gemacht hat.

Der Verfasser wird von Einigen Jacobus de Ancharano, von Andern Jacobus de Theramo genannt. Er qualificirt sich selbst in der Zueignungsschrift an Papst Urban VI als Priester, Archidiakon und Kanonikus zu Aversa (unweit Neapel), wie auch Canonicus Aprucinus, das ist, Chorherr zu Teramo. Denn Teramo, eine Stadt in der Neapolitanischen Landschaft

---

*) Die Anekdote ist aus einem bekannten Buche, das vor zwanzig Jahren in ganz Europa gelesen wurde, und, weil es seine Wirkung nun einmal gethan hat, jetzt, außer Frankreich, wenig Leser mehr findet, wiewohl das viele Gute, das es enthält, mehr nützen, als das Falsche, Schiefe und Unrichtige, das ihm einen bösen Namen gemacht hat, Schaden thun könnte.

Abruzzo Ultra, wurde ehmals auch Abruzzo oder Apruzzo genennt; und so ist klar, woher er den Beinamen de Theramo hatte. Auch findet sich am Schluß des Buchs das Datum 1368, als die Zeit, worin er es zu Stande gebracht. Die erste lateinische Ausgabe, Consolatio Peccatorum, sive Liber Belial. Processus Luciferi contra Jesum, ist vom Jahr 1482.*) Es existirte aber um diese Zeit schon eine Deutsche Uebersetzung, das Buch Belial genannt, ein hochgründt und lobesam Werk (wie es am Schluß genennt wird) bei Johannes Bämler in Augsburg im Jahr 1473 **) gedruckt. Es ist mit vielen Holzschnitten geziert. Der Verfasser ist unbekannt; man kann ihn aber, wenigstens so gut als aus der besten Silhouette, aus dem Anfang seiner Vorrede kennen lernen, welche also lautet: „in dem Nahmen der allmächtigen und ungeteylten Triváltikeyt und marie der ewigen maget zu lob und zu ehren aller himmlischen höre. Ich hab gedacht ich wölle mich versuchen ob ich ze tewtsch mág pringen das buch das da trachtet ob Jhesus marie sun des recht hab gehebt daß er die helle und die tewfel hab beraubet an dem Tag da Gott für alle Menschen gelyten hat mit dem bitern Tod des krewzes, und davon ist gesetzt ein lands und ein kriegisch recht, und daß han ich mir darum fürgesetzt in tewtsch ze pringen u. s. w." ***)

Der Verfasser der Französischen Uebersetzung war, nach Fabricius, ein Doctor der Sorbonne, Namens Peter Ferget;

*) Fabric. Bibl. Med. et Inf. Latinit. L. IX. p. 7.

**) Fabricius l. c. gibt das Jahr 1493 an.

***) Dieß Buch, welches unter die seltnen gehört, war ehmals in der Bibliothek des berühmten Altdorfischen Polyhistors Chr. Gottl. Schwarz; und was wir davon angezogen ist aus der Parte II. Bibl. Schwarz. Sive Catalogo etc. p. 129 genommen.

der Herausgeber der Mélanges tirés nennt ihn P. Julian Ferget, Augustiner-Ordens. Seine Uebersetzung erschien, nach jenem im Jahr 1585, nach diesem im Jahr 1482 zu Lyon, und wurde 1584 wieder aufgelegt. Sie ist, wie die Deutsche, mit Holzschnitten geziert, welche in sehr possierlichen, aber überaus netten Figuren den ganzen Gang der gerichtlichen Procedur darstellen. Man sieht da die Teufel, als Gerichtsdiener, Waibel, Procuratoren, Advocaten, Actuarien und Notarien der Hölle, nach damaliger Französischer Weise gekleidet. Salomon ist Oberrichter, und Moses der Sachwalter auf Seiten Christi. Der Teufel, als Kläger, fühlt sich in der Chicane stark genug um seine Sache selbst vorzutragen. David, Jesaias, Ezechiel und Johannes der Täufer werden nebst mehr andern als Zeugen abgehört. Ihr Zeugniß fällt zu Gunsten des Beklagten aus; aber Kläger Belial wehrt sich wie — ein Teufel. Der Proceß wird in Possessorio und Petitorio geführt; endlich spricht Richter Salomon zu Gunsten des Beklagten. Aber der böse Widersacher hat die Unverschämtheit an den höchsten Richter zu appelliren. Da dieß kein andrer als Gott Vater selbst seyn kann, so scheint der Umstand, daß derselbe so nahe mit seinem Gegentheil verwandt ist, anfangs einige Schwierigkeiten zu machen. Belial untersteht sich zwar nicht, Gott Vater deßwegen geradezu zu perhorresciren; jedoch schlägt er ein Compromiß vor, welches vom andern Theil angenommen wird. Aristoteles wird auf Seiten Christi, Jeremias auf Seiten des Teufels, und Jesaias, um den Ausschlag zu geben, von beiden als Schiedsrichter genehmiget. Man kann leicht denken, daß Belial endlich den Proceß mit allen Kosten und Schäden verliert. Die Juden und Heiden, die auf Anstiften des höllischen Wurms interveniendo eingekommen waren, fallen in die

gleiche Verdammniß; ja es würde selbst den christlichen Sündern von allen Ständen nicht viel besser ergangen seyn, wenn die heilige Jungfrau nicht eine sehr ernstliche Fürbitte für sie eingelegt hätte.

Außer den vielen Ausgaben und den Uebersetzungen, die von diesem abenteuerlichen Buche gemacht worden, ist als ein Beweis der großen Achtung, worin es stand, anzusehen, daß der Deutsche Rechtsgelehrte Jakob Ayrer ihm noch im Jahr 1611 die Ehre angethan hat, es mit eignen Zusätzen und Anmerkungen, und mit des berühmten Bartolus de Saxoferrato Proceß des Satans gegen die heilige Jungfrau vor dem Richter Jesus, zu Hanau von neuem herauszugeben. *) Dieses Werk des Fürsten der Rechtsgelehrten (wie Bartolus zu seiner Zeit genannt wurde) hat, aller Wahrscheinlichkeit nach, dasjenige des Jakob de Ancharano veranlaßt, und, insofern die Idee einer solchen Erfindung Ehre machen kann, ist jener als Erfinder, dieser bloß als Nachahmer zu betrachten; **) wiewohl der Nachahmer sowohl in Kühnheit des Plans als Subtilität der Ausführung sein Urbild zu verdunkeln gesucht hat.

So finster ehmals die Zeiten seyn mochten, d. i. so groß die Unwissenheit und Dumpfheit der Leute, die darin lebten, war, und so sehr Erziehung, Lebensart, Sitten, Religions- und Staatsverfassung den Menschenverstand dieser guten Leute zusammendrückten; so blieb ihnen doch von diesem unverlierbaren Erbgut der Menschheit noch immer so viel übrig, daß man mit bestem Fug annehmen kann: daß sie, nach ihrer

---

*) Fabricius l. c. Catalog. Biblioth. Bodlej. p. 27.

**) Bartolus starb im Jahre 1356, also dreißig Jahre zuvor, ehe der Kanonikus von Teramo mit seinem Belials-Proceß fertig war.

Vorstellungsart (die sich auf ihre Lage und Bedürfnisse gründete) immer eben so gute Ursache etwas zu thun oder zu lassen, etwas hochzuschätzen oder zu verachten, gehabt haben, als die Menschen in den aufgeklärtesten Zeiten nach ihren Bedürfnissen und ihrer Weise. Das Buch des ehrlichen Jakob von Ancharano, das uns so abgeschmackt vorkommt, hätte dem Publicum des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts unmöglich interessant und lehrreich vorkommen können, wenn es nicht für sie wirklich interessant und lehrreich gewesen wäre.

Und wie war das möglich? fragt vielleicht jemand, der sich nicht gerne die Mühe nimmt, sich solche Fragen selbst zu beantworten.

Das war sehr möglich! Der Belialsproceß war eine Art von poetischer Composition, eine nach damaliger Weise sinnreiche Art von Einkleidung der Christlichen Glaubenslehre, welche für das äußerst unwissende Volk einen desto anziehendern Reiz der Neuheit hatte, weil es so lange fast allein auf Mirakel und Marterbücher, mechanische Gebetsformeln, und äußerliche Uebung eines mit Schaugepräng und mystischen Vorbildungen überladenen Gottesdienstes eingeschränkt gewesen war Man weiß, wie sehr die sogenannten Mysterien, oder religiöse Schauspiele von Erschaffung der Welt, vom Sündenfall, von der Geburt und dem Leiden Christi u. s. w. in diesen Zeiten durch die ganze Christenheit im Schwange gingen. Der Belialsproceß war ein Drama dieser Art, aber von einer reichern Composition, und eben darum für die armen Laien lehrreicher als hundert andere dieses Schlages. Ich denke aber es kam noch ein andrer Grund dazu, der in der Justizverfassung dieser Zeiten lag. Denn da das Römische Recht damals in Deutschland und Frankreich je mehr

und mehr in Ansehen kam, und zu Entscheidung der vorkommenden verwickeltern und subtilern Rechtsfragen zu Hülfe genommen wurde; auch überhaupt die Proceßordnung nach und nach große Veränderungen erlitten hatte: so mußte in diesen Zeiten der Unwissenheit, da es dem Volke noch so sehr an Hülfsmitteln, sich über die angelegensten Dinge zu unterrichten, mangelte, ein Buch, worin das damalige Verfahren im Civilproceß auf eine populare Art eingekleidet und auf ein so allgemein bekanntes und interessantes Factum angewandt war, nothwendig mit der größten Begierde aufgenommen werden.

3.

Bibliothek des Marquis de Paulmy.

1 7 8 0.

Der Marquis de Paulmy, ehmaliger Französischer Staatsminister, *) ist der Besitzer einer der größten und reichsten Büchersammlungen, die jemals ein Privatmann zusammengebracht hat. Er besitzt sie aber nicht wie etwa ein alter morgenländischer Monarch seinen Harem; er weiß sie auch zu genießen. Sie ist der Kreis seiner liebsten Beschäftigungen, und die Quelle seines angenehmsten Zeitvertreibs; kurz er lebt und webt in seinen Büchersälen. Unter der Menge von kostbaren und seltnen Büchern und Handschriften, womit sie prangen, sind, wo nicht die kostbarsten, doch gewiß die seltensten in ihrer Art, eine erstaunliche Anzahl geschriebener Hefte

*) Gest. 1787.

von seiner eigenen Hand, welche die Beweise enthalten, wie lange und genau er mit seinen literarischen Schätzen bekannt sey. Diese Hefte enthalten vornehmlich Auszüge aus seltnen und interessanten Werken, und Nachrichten von einer Menge von Büchern, die, nach Herrn d'Orville's Versicherung, der Aufmerksamkeit und Nachforschung der berühmtesten Bibliographen entgangen sind. Sie breiten sich über alle Zweige der Gelehrsamkeit, hauptsächlich aber die sogenannten Belles-Lettres, über die Geschichte überhaupt und besonders über die Literärgeschichte aus; und sind so zahlreich, daß besagter Herr Contant d'Orville (dem der Herr Marquis de P. erlaubt hat, diese verborgnen Schätze nach und nach den Liebhabern der Literatur durch öffentlichen Druck mitzutheilen) versichert: sie böten ihm, bei bloßer Auswahl des Besten, Materialien genug dar, 24 große Octavbände anzufüllen. *)

Der erste Band oder der Buchstabe A. dieser Melanges besteht aus einem einzigen großen Memoire des Herrn Marquis von P. an eine Dame, enthaltend einen Vorschlag zu einer historischen Bibliothek zum Gebrauch der Damen, oder einen räsonnirten Katalog aller Bücher, welche nöthig sind um einen vollständigen Cursus der Geschichte in Französischer Sprache zu machen; nebst zwo Beilagen von Auszügen aus einem Paar merkwürdiger Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts. Der Herr Marquis will die Dame, zu deren Wegweiser im Studium der Geschichte er sich anbietet, gründlich anführen. Er verschont sie zwar, wie billig, mit der

*) André Guillaume Contant d'Orville, der als homme de lettres zu Paris lebte, gab heraus: Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, T. 1—60. 1779—87. 8. S. Ersch, gelehrtes Frankreich, d'Orville.

fürchterlichen Galeerenarbeit, alle Bücher, die in einer großen Bibliothek die historischen Fächer ausfüllen, durchzulesen; zumal die gute Dame die Lebenslänge der Cumäischen Sibylle nöthig haben würde, um damit fertig zu werden, und sich alsdann gleichwohl noch ein neues Leben à conto nuovo ausbitten müßte, um nun auch von ihrer so sauer erworbenen Weisheit einigen Gebrauch zu machen: aber er erlaubt ihr doch nicht, nach Art und Weise der meisten gens du monde und besonders der Damen, alles ohne Wahl und Ordnung unter und über einander wegzulesen, und sich dann einzubilden, daß ihnen dieß nun ein vollständiges Recht gebe, von Geographie und Weltgeschichte, vom Ursprung, Dauer und Fall der Völker und Reiche, von ihren Kriegen, ihrer Stärke und Schwäche, ihren Verfassungen, Gesetzen, Sitten und Gebräuchen u. s. w. in Gesellschaften mit entscheidendem Ton zu sprechen, und sich dadurch in den Ruf vorzüglicher Kenntnisse und Einsichten zu setzen. Er gibt also seiner Dame nicht nur den Leitfaden in die Hand, der sie sicher durch den ungeheuren und verworrenen Labyrinth der Geschichte des menschlichen Geschlechts leiten könne, sondern nennt und charakterisirt ihr auch, der Ordnung nach, alle die allgemeinen und besondern historischen Werke, Memoiren, Lebensbeschreibungen und Anekdoten aus allen Zweigen der Geschichtskunde, und von allen Völkern und Zeiten, welche sie wirklich lesen soll. Diese machen nun freilich nur eine mäßige Lecture aus in Vergleichung mit derjenigen, die der Abbé Lenglot du Fresnoy in seiner Méthode pour étudier l'Histoire (wiewohl nicht den Damen) vorschlägt: gleichwohl beträgt dieß Verzeichniß noch immer mehr als 520 Werke, und überhaupt etliche tausend Bände in Quart, Octav und Duodez; und wenn man bedenkt, daß einer Parisischen Dame (man müßte

denn nur eine Leidenschaft für die Geschichtskunde bei ihr voraussetzen, welche alle andern kleinen Leidenschaften für Gesellschaft, öffentliche und Privatschauspiele, Soupées, Kartenspiel, Ball, Colissée, Vauxhall, Boulevards, Concert spirituel rc., die geheimen Herzensangelegenheiten, den Putz und den Schlaf nicht zu vergessen, zu verdrängen fähig wäre), ich sage, wenn man bedenkt, daß einer Parisischen Dame, die der Welt noch nicht abgesagt hat, zu diesem historischen Studium nicht viel mehr Zeit übrig bleibt als diejenige, wo sie unter den Händen des Friseurs ist — denn die täglichen, wöchentlichen und monatlichen Feuilles, Journale, und die Brochures du jour, wollen doch auch überlesen, oder doch wenigstens durchblättert seyn: so hat man Mühe zu begreifen, wie das Leben einer Dame — wenn sie auch in einem Alter zu lesen anfinge, wo z. B. Fleury's Kirchengeschichte in 20 Bänden, oder des Pere Lafiteau's Geschichte der Bulle des Unigenitus nicht halb so anlockend sind als die Historie des Prinzen Titi und der Prinzessin Bibi — zureichen sollte, mit einem so weitläuftigen Cours d'Histoire glücklich zu Ende zu kommen.

Doch wie dem auch seyn mag, die Anzahl der Deutschen Damen, die sich der Hülfe des Herrn Marquis de P. zur Anlegung einer historischen Handbibliothek vielleicht bedienen möchten, ist zur Zeit noch so klein, daß man sicher darauf rechnen kann, diese wenigen werden den Anfang damit machen, sich den Katalogen des Herrn Marquis selbst anzuschaffen, und wir überheben uns also um so eher mehr davon zu sagen als die Werke, wovon die Rede ist, selbst größtentheils sehr bekannt, die Urtheile des Herrn von P. aber nicht immer die zuverlässigsten, und oft ein wenig cavalierisch, wie man zu sagen pflegt, ausgesprochen sind. So sagt er z. B. von

Kämpfers Beschreibung des Japanischen Reichs, sie sey trocken und gehe zu sehr ins Kleine, wiewohl er gesteht, daß sie in einigen Stücken cúriös und sehr schätzbar sey. Ueberhaupt bedient er sich des curieux, fort curieux, tout à fait curieux, sehr häufig, um Bücher zu charakterisiren, die er zum Lesen empfehlen will; wir gestehen aber, daß wir keinen bestimmten Begriff damit zu verbinden wissen, wenn er z. B. von des Abbé Irail Geschichte der Vereinigung von Bretagne mit der Krone Frankreichs weiter nichts sagt, als: curieuse. Im Vorbeigehen bemerken wir nur noch, daß er von unsers verdienstvollen Büschings Erdbeschreibung mit ganz besonderer Hochachtung spricht; und bei Gelegenheit der Deutschen Geschichte aufrichtig gesteht, daß es der Französischen Literatur an einem guten Originalwerke in diesem Fache noch gänzlich mangle. Wenn man bedenkt, wie nahe Nachbarn beide Nationen sind, und wie sie, seit Jahrhunderten, wiewohl fast immer zu Deutschlands Unglück, mit einander zu thun gehabt haben; so ist wirklich nichts Seltsameres als die äußerst gleichgültige Unwissenheit der meisten Französischen Gelehrten in unsrer Verfassung, Geschichte, Sprache und Literatur, die so völlig das Ansehen hat, als scheine es ihnen nicht der Mühe werth, von Deutschland nur so gut unterrichtet zu seyn, als sie es von Lappland oder Kamtschatka sind. Noch ganz neulich hat sich ein berühmter Schriftsteller in einem Werke, wo die Natur seiner Untersuchungen und Behauptungen nothwendig einige Bekanntschaft mit den nordischen Sprachen voraussetzte, nicht geschämt, auf eine sehr handgreifliche Art zu verrathen, daß das Wort Berg das einzige deutsche Wort ist, von dem er weiß was es auf Französisch heißt. *)

*) Bailly in seinen Lettres sur l'Atlantide.

Die zweite Lieferung, oder der Theil B. der Mélanges führt den besondern Titel: Manuel des Châteaux (comme qui dirait Handbuch für den Adel auf dem Lande), oder Vorschläge eine Bibliothek von Romanen zu formiren, ein Liebhabertheater einzurichten, und die Ergötzlichkeiten eines Gesellschaftssaals ergötzlicher zu machen; in Briefen an eine Dame. Man sieht schon aus dem Titel, daß sich dieses Handbuch wieder in drei verschiedne Abhandlungen theilt.

Die erste besteht aus einem sogenannten Catalogue raisonné von 600 Stück alter und neuer Romane, welche in dem Boudoir der Frau von *** Platz bekommen sollen.

Die Frau von *** hatte nämlich dem Herrn Marquis geschrieben (und ihr Brief macht wirklich das curiöseste Stück in diesem Theile der Melanges aus), sie hätte seinen Catalogue raisonné über alle historischen Bücher, welche er den Französischen Damen zu lesen anrathe, mit vielem Vergnügen gesehen; und wäre sehr entschlossen, ihre Winterlectures, oder, welches eben so viel sey, ihre ernsthaften Lectures nach dem Plane des Herrn Marquis einzurichten. Jetzt aber sey die Rede von einem andern Dienste, den sie sich von ihm ausbitten müsse; nämlich, nun auch für ihre Sommer- und Herbstlectüren zu sorgen; das heißt, für Lectüren auf dem Lande, der Jahrszeit angemessen, die den Promenaden und der Zerstreuung gewidmet sey — bei welchen das sentiment (vulgo das Herz) zwar jusqu'à un certain point interessirt wäre, der Verstand aber nie ernsthaft attaschirt würde; mit einem Wort (sagt Madame de ***) für Lectüren, wie sie sich für die Lebensart schicken, welche ich in der scharmanten*) Maison

---

*) Wir bitten alle patriotischen Eiferer für die Reinigkeit unserer Sprache (die uns gewiß nicht weniger als irgend einem unter

de Campagne zu führen gedenke, die mein Mann und ich zu *** gekauft haben.

Wenn es erlaubt seyn könnte, an eine Französische Dame eine indiscrete Allemannische Frage zu thun, so möchte

---

ihnen am Herzen liegt) an diesem etwas kauderwälsch tönenden Mischmasch von Deutsch und Französisch kein unzeitiges Aergerniß zu nehmen. Da wir bei allen unsern Lesern (beiderlei Geschlechts) so viel Französisch voraussetzen dürfen, um ohne Sorge zu seyn, Ihnen durch die hier beibehaltenen Französischen Worte unverständlich zu werden: so glaubten wir, gerade um desto besser verstanden zu werden, gewisse Französische Worte, die sich nicht so übersetzen lassen, daß man bei den Deutschen Worten, die man für jene geben könnte, völlig das Nämliche denke, was eine Parisische Dame bei den Französischen denkt, lieber als eine Art von Kunstwörtern, die zur Terminologie des Französischen guten Tons gehören, beibehalten zu müssen. So wäre es z. B. leicht gewesen, une maison de campagne charmante, in der gemeinen Uebersetzungsfabrikmanier, durch ein allerliebstes Landhaus zu dolmetschen! Aber fürs erste hätte man demungeachtet bei weitem in dem größten Theile von Deutschland keinen rechten Begriff von der Sache weil es in dem größten Theile von Deutschland keine allerliebsten Landhäuser gibt; und zweitens wäre zwischen einer maison de campagne charmante, so wie es deren zehn Meilen in der Runde um Paris eine Menge gibt, und zwischen einem allerliebsten, oder reizenden, oder wunderartigen Deutschen Landhause noch immer ein großer Unterschied; und, wenn es auch in der Gegend von einigen Hauptstädten des heil. Röm. Reichs Deutscher Lande hie und da (welches wir nicht zu läugnen begehren) ein nach dem neuesten Französischen Geschmack gebautes, distribuirtes, und möblirtes Landhaus gibt: so ist das doch, eben deßwegen, kein Deutsches Landhaus, sondern eine scharmante maison de campagne. Ebenso verhält es sich mit dem sérieusement attacher l'Esprit und mit dem intéresse jusqu'à un certain point. — Solche Gallicismen können nicht ganz und rein verdeutscht werden; und ich glaube auch nicht, daß wir viel dabei gewinnen würden, wenn wir unsre Sprache damit, als mit einer unsern alten bösen Nachbarn abge-

man hier wohl (ohne just ein Schach Baham zu seyn) fragen dürfen: wie weit allenfalls das sentiment einer eleganten und liebenswürdigen Parisischen Dame in der schönen Jahrszeit interessirt werden dürfe, um nur jusqu'à un certain point und nicht etwa, unglücklicherweise, ein Paar Linien Pariser Maß weiter, interessirt zu werden? Denn, wo das sentiment so genau und haarscharf, wie an einem Englischen Barometer, abgemessen werden muß, da könnten ein Paar Linien über den gewissen Punkt großes Unheil anrichten. Ueberhaupt scheint Madame de *** diesen Brief wenigstens im Anfang der schönen Jahrszeit geschrieben, und also nicht ernsthaft genug überlegt zu haben, wie mißlich es sey, sich in der Sommerzeit, als der eigentlichen saison de l'amour, wo alles was lebt und webt, sich liebt und lockt und schnäbelt und paart — und noch dazu auf dem Lande, wo dieß allgemeine Beispiel der ganzen Natur desto gefährlicher ist, weil man ihm dort gar nicht ausweichen kann — kurz, in einer Jahrszeit, wo alles bis auf die Luft Liebe athmet — sich mit keiner andern Lectüre als Romanen, Feenmährchen und galanten Novellen unterhalten zu wollen. Freilich will Madame de ***

---

jagten Beute, bereichern wollten. Wir Deutsche lesen entweder ohne alles attachement (wie gemeiniglich; daher uns auch meistens Besseres und Schlechteres gleichviel, oder wenigstens, in Ermangelung des Vortrefflichen, alles was uns in die Hände fällt, willkommen ist) oder wir attaschiren uns sérieusement an das was wir lesen; und werden daher, ordentlicherweise, von einer Lectüre entweder gar nicht oder mit Leib und Seele, und nie jusqu'à un certain point interessirt; kurz, ächte Deutsche Biedermänner und Biederweiber denken sich bei einem attachement, das nicht ernsthaft attaschirt, und bei einem Interesse bis auf einen gewissen Punkt so viel als Nichts! und wohl Ihnen und Ihren Kindern, wenn sie diesen Nationalzug noch lange beibehalten! W.

als eine vorsichtige Frau, nur jusqu'à un certain point interessirt werden; aber — schönste Madame de ***! wo sind die Romane, die, ohne eine Dame d'une certaine sensibilité vor Langeweile vergehen zu machen, nur genau bis auf den oftbelobten gewissen Punkt, welcher, mit Dero Erlaubniß, ein sehr ungewisser Punkt ist, interessiren dürften? Es ist eine höchst kitzliche Sache; und ich möchte nicht derjenige seyn, der Ihnen Ihre Sommerlectüren vorschlagen, und noch weniger derjenige, der einen Roman für Sie schreiben müßte; das kann ich Ew. Gnaden versichern. — In ganzem Ernste! Die Sache ist um so weniger leichtsinnig zu nehmen, weil Madame von *** alle Hoffnung in der Welt hat, sehr interessante Gesellschaft in ihrem Landhause zu sehen. Denn, wir haben (sagt sie dem Herrn Marquis von P.) zwanzig Betten für Herrschaften; wir logiren unsre Gäste; und zwei Meilen in die Runde liegen zwanzig artige Häuser, aus deren Bewohnern wir uns eine deliciöse Gesellschaft bilden können. Wir werden (fährt sie fort) einen sehr großen und schön bepflanzten Park haben, anmuthige Gärten, schönes springendes Wasser, prächtige (superbes) Küchengärten, Basse-Cours, eine Menagerie, und eine Jagd von ziemlichem Umfang. Alles dieß betrifft und interessirt den Herrn von *** (schon wieder etwas, das sich nicht recht auf Deutsch geben läßt; denn eine Deutsche Frau würde gesagt haben, meinen Mann; in Frankreich sagen die Bauerweiber so). Aber was mir am Herzen liegt, das sind die drei Piecen in meinem Appartement, auf die ich meine größten Belustigungen*) gründe. — Madame de *** läßt sich in eine ziemlich umständliche Beschreibung

*) Amusemens eigentlich; aber nicht einmal für amusement haben wir ein Wort; denn der Deutsche amüsirt sich nicht.

dieser drei Piecen ein, wovon die eine ihr Gesellschaftssaal, die andre ihre Bibliothek, und die dritte ein Schauspielsaal ist. Von diesen nun ist die Bibliothek ihr Lieblingszimmer; es ist (nach ihrem Ausdruck) ein scharmantes Boudoir; und außer einer Menge Tabletten, die zum Empfang der Bücher, welche Herr von P. vorschlagen soll, bereit sind, mit einer wohlgepolsterten Ottomane versehen, auf welcher Madame de *** ihre Sommerlectüren zu machen, ja wo sie sogar mit denjenigen räsonniren will (nur ihrer immer aufs wenigste zweien — denn in einem so scharmanten Boudoir, in dem eleganteſten Deshabillé von der Welt, mit einem interessanten Roman in der Hand, und in einer so gefährlichen Jahrszeit, Madame, möchte es auch wohl nur jusqu'à un certain point zu räsonniren rathsam seyn —), welche sie hoch genug schätzen wird, um ihnen ihre Betrachtungen (über den besagten Roman) mitzutheilen.

Die Frage ist also, womit Madame de *** die Tabletten ihres Boudoirs ausfüllen soll? oder vielmehr, dieß ist keine Frage: „denn womit könnte man sie ausfüllen, sagt sie, als mit Romanen?“ — Die Frage ist also nur, mit was für Romanen? Und dieß ist's, worin ihr der Herr Marquis von P., dessen unendliche Belesenheit auch in diesem Fache ihr angerühmt worden, mit seinem guten Rathe an die Hand gehen soll. Vermöge einer sehr exacten Ausmessung und Berechnung, welche sie von ihrem Valet de Chambre-Tapissier erhalten hat, hat sie, wenn man auf jeden Band in 8vo und 12mo (denn mit Folios und Quartos will sie nichts zu thun haben) einen in den andern acht Daumen Höhe und anderthalb Daumen Dicke rechnet, in ihrem besagten Boudoir just für 600 Bände Platz; und bittet also den Herrn Marquis, ihr unverzüglich das Verzeichniß derselben zu schicken, damit

sie sogleich gekauft und eingebunden werden können, und sie auf Pfingsten alles schon an seinem Platze finden möge.

Natürlicherweise fällt ihr bei dieser Gelegenheit ein Histörchen ein, das ehemals auf Unkosten eines gewissen Generalpachters, Namens Bourvalais, erzählt wurde. Dieser wackere Mann hatte sich, in Kraft der Millionen, die er im Dienste des Königs und der Nation gewann, ein prächtiges Haus gebaut, und der Baumeister hatte nicht ermangelt, l'Appartement de Monsieur auch mit einem sehr schönen Büchersaal zu versehen. Einen Büchersaal? sagte Herr von Bourvalais: was will der Herr, daß ich mit einem Büchersaal anfange? Um Vergebung, antwortete der Baumeister; ein Büchersaal ist eine eben so nothwendige Piece in dem Hotel eines Mannes wie Sie, als ein Boudoir in dem Appartement einer Dame. Sie werden sehen, was für eine prächtige Tapisserie diese Tabletten machen werden, wenn sie mit schön eingebundenen Büchern angefüllt sind. Gegen dieses Argument war nichts einzuwenden. Herr v. Bourvalais ließ also seinen Tapezierer herbeikommen. „Meß' Er die Höhe und Länge dieser Tabletten, sagte er, und bestell' Er mir so viel Ellen Bücher als er nöthig hat; aber daß sie alle aufs magnifikste und nach der neuesten Mode eingebunden sind! Versteht Er mich?" — Der Tapezierer nahm sein Maß, ging zum nächsten Buchhändler und verlangte für die Bibliothek des Herrn Generalpachters so und so viel hundert Ellen Bücher von allen Formaten. Der Buchhändler sah sogleich, mit wem er's zu thun hatte; und weil er eben mit einer neuen Auflage der Andachtsübungen für die heil. Charwoche (la semaine sainte genannt), die keinen sonderlichen Abzug hatten, beladen war; so lieferte er dem Tapezierer, unter andern, auch ein Paar Schock Ellen semaines saintes ab. Die Bücher machten in

ihrem vergoldeten Band eine so gute Figur, daß Herr von Bourvalais ganz stolz auf seine Bibliothek war, und nichts Angelegneres hatte, als jedermann in seine Bibliothek zu führen. Der Buchbinder wurde sehr bewundert; wie man aber genauer nachsah, so waren die Octavfächer mit lauter heiligen Wochen angefüllt. — Madame von *** erklärt sich also, zu Verhütung alles Mißverständnisses, daß sie, nach der Berechnung ihres Tapezierers, zwar 600 Stück Romane nöthig habe: aber daß sie sich ausdrücklich von jedem Roman nur Ein Exemplar ausgebeten haben wolle; auch sollten es lauter solche seyn, die entweder durch die Schönheit der sentimens ihr Herz (jusqu'à un certain point) interessiren, oder durch die Kunst der Composition und das Sonderbare der Begebenheiten ihren Geist (nicht sérieusement) attaschiren, oder durch die Eleganz der Schreibart ihren Geschmack befriedigen, oder sie wenigstens zu lachen machen könnten.

Der Herr v. P. ist zwar keiner von den jüngsten Ritter mehr; aber doch viel zu loyal und galant, um sich im Di einer schönen und tugendhaften Dame de par le monde (wie der alte Brantome spricht) irgend eine Mühe dau zu lassen. Er übersendet also der Frau von *** ungesä t das verlangte Verzeichniß der 600 Stück Französischer omane; mit der Versicherung, daß er solche aus mehr als 6 Stücken ditto ausgelesen; und, weil eins ins andre h stens einen kleinen Thaler Einkauf kosten kann, so werden Ew. Gnaden, sagt er, Band und Provision des Commissionars mit eingerechnet, für hundert Louis die interessanste Garnitur für Ihr Boudoir — und wenn Sie auch, e schöne Jahrszeit durch, jährlich 50 Bände lesen, für 12 ahre genug und satt zu lesen haben. Und da unter den 00 Romanen, welche in der Frau von *** Boudoir kein Platz finden konnten,

noch manche sind, die so viel Recht gelesen zu werden haben als andre; überdieß auch zu hoffen steht, daß die Herrn Gens de Lettres und Beaux-Esprits, in Paris und in den Provinzen, es binnen der zwölf nächsten Jahre an neuen Producten in diesem beliebten Fache nicht fehlen lassen werden: so zweifelt er nicht, daß er überflüssig im Stande seyn werde, sie, nach Verfluß dieser Zeit, mit einer neuen Garnitur versehen zu können.

Das Verzeichniß selbst ist nach dem Plan der ersten Jahrgänge der Bibliothèque Universelle des Romans eingerichtet, von welcher der Herr v. P. gewissermaßen der Stifter war, und welche einige Jahre lang unter seiner Oberaufsicht fabricirt wurde.*)

Es enthält also 1. übersetzte Griechische und Lateinische Romane. 2. Ritterromane, und zwar von allen drei Classen, die von der Tafelrunde, die von der Ritterschaft Karls des Großen, und die ganze Familie der Amadise. Anhangsweise [illegible]t er noch eine hübsche Anzahl Ritterromane und Ritterm[illegible]chen bei, die zu keiner von diesen Hauptclassen gerechnet wer[illegible] können, als z. B. die Geschichte von Robert le Diable und [illegible]em Sohn Richard ohne Furcht, die von der schönen Melusin[illegible] und von Gottfried mit dem großen Zahn, ihrem Sohne; [illegible] Peter von Provence und der schönen Magellone;

*) Von die[illegible] Bibliothek, an welcher der Graf Tressan, de Bastide, Cardonne, [illegible]ypé, Mayer u. A. Mitarbeiter waren, erschienen zu Paris von 17[illegible] — 1789, 224 Theile in 112 Bänden. 12. S. Ersch gel. Frankr. 2te Nachtr. S. 402, und Eberts Bibliogr. Wörterb. S. 194. Nach e[illegible]r Unterbrechung von neun Jahren erschien als Fortsetzung die No[illegible]velle Bibl. d. R. von 1798 — 1805, jährlich 8 Bände.

von Gerhard von Nevers und der schönen Euriant von Savoyen, seinem Liebchen; vom kleinen Johann von Saintré, und der Dame aux belles Cousines u. s. w. Von den drei letztern hat der Graf von Tressan seitdem in der Bibliothèque des Romans überaus angenehme Auszüge, oder vielmehr Umschmelzungen (wenn man so sagen darf) gegeben. 3. Historische Romane, vom Triomphe des neuf Preux bis zu Marmontels Bélisaire, besonders die Romane, die sich auf die Französische Geschichte gründen, und deren eine ungeheure Menge sind; sodann auch die kleinere Anzahl derjenigen, die in die Geschichte der übrigen Völker einschlagen. Von allen, deren der Herr von P. erwähnt, gibt die Bibliothèque des Romans Nachricht und Auszüge. 4. Liebesromane, zweihundert an der Zahl; wovon ein beträchtlicher Theil in den großen Sammlungen, die den Namen der Landbibliotheken (Bibliothèques de Campagne) führen, Platz gefunden haben. 5. Geistliche, moralische und politische Romane — von dem ziemlich abgeschmackten alten Barlaam bis zum vortrefflichen Telemach des in seiner Art und in seinem Stande einzigen Fenelon; von Gusman d'Alfarache bis zum Sethos des Abts Terrasson; und vom Wahrheitsbrunnen des Dufresny bis zum Ewigen Juden (Juif errant) der Bibliothèque bleue. 6. Komische und satyrische Romane, vom Petron bis zum Eulenspiegel, oder Tiel l'Espiegle, der dem Deutschen Originalgeist so viel Ehre macht und unter den Händen seines neuesten Verschönerers so viel gewonnen hat! 7. Novellen und Erzählungen, ein unermeßliches Feld! 8. Romans merveilleux, eine Classe, unter welche in der Bibliothèque des Romans alle morgenländischen Geistererzählungen, Feenmährchen und Reisen im Lande der Ideen gebracht sind. Endlich 9. Ausländische Romane. Unter diesen neun Rubriken recen=

sirt Herr von P. nicht nur alle Romane, womit Madame de *** ihre Tabletten garniren soll; sondern auch noch eine Menge anderer, die sich, seiner Meinung nach, in den Auszügen, so die Bibl. des Rom. davon gibt, besser lesen als im Original; und von jenen liefert er, zu Ende seines Catalogue raisonné, noch ein simples Verzeichniß, worin bloß Titel, Ausgabe, Format und Anzahl der Theile angegeben sind. Seine Urtheile sind größtentheils ziemlich zuverlässig, wiewohl meistens zu unbestimmt, und oft, bei wahren Meisterstücken des Genie's, bis auf den Gefrierpunkt kalt; doch kann seine Arbeit überhaupt Allen, die sich in dem Romanesken-fache das Beste, was die Französische Sprache aufzuweisen hat, anschaffen wollten, nützlich seyn. Wir bemerken nur noch, daß er auf der 75sten Seite auch der Contes des jüngern Crebillon erwähnt, unter denen er dem Ecumoire (Schaumlöffel) oder Tanzai und Neadarne (so im Jahr 1734 zum erstenmal erschien) den Vorzug zu geben scheint. Er gesteht, daß diese sogenannte Japanische Geschichte zu frei sey; meint aber doch, man könne nicht umhin anzuerkennen, es sey sehr viel Witz und viel Imagination in allen ihren Details. Indessen ist er so weit entfernt, weder diesem witzigen Schaumlöffel, noch dem Sopha, oder der Nacht und dem Augenblick, oder dem Ah! quel Conte eben desselben Verfassers — der unstreitig nicht für junge Damen geschrieben hat — einen Platz in dem Boudoir der Frau von *** einzuräumen: daß er sogar Bedenken trägt, ihr, auch nur im Vorbeigehen, von diesen allzumuthwilligen Jeux d'Esprit eines Mannes zu sprechen, der mit sehr großen Talenten das Unglück gehabt zu haben scheint, nicht in der besten Gesellschaft zu leben. Vielleicht könnte uns diese Zurückhaltung über das jusqu'à un certain point, bis zu welchem Madame

de *** sich durch Romane interessiren lassen will, einigen Aufschluß geben.

Die Frau von *** hat aber auch einen Schauspielsaal in ihrem Schlosse, und ist sehr entschlossen, ihn nicht unbenutzt zu lassen; zumal da ihre Nachbarn und Nachbarinnen auf dem Lande Verstand und Witz (man weiß selten, welches von diesen beiden nicht ganz gleichbedeutenden Wörtern man nehmen soll, wenn im Französischen von Leuten qui ont de l'Esprit die Rede ist) und Talente, und Welt, und eben so wie Madame de *** große Lust zum Komödiespielen haben. Das Einzige, was sie ein wenig verlegen macht, ist die Wahl der Stücke. Sie erwartet also von der unerschöpflichen Gefälligkeit des Herrn von P., daß er sie auch mit einem dramatischen Repertorio versehen werde. Zu gutem Glück hat der Herr Marquis schon so etwas fertig liegen, welches er vor einiger Zeit unter dem Titel: Etrennes dramatiques de Société zum Gebrauch der Liebhaber hatte drucken lassen wollen. Er versichert, daß es nicht ganz seine eigene Arbeit, sondern daß der Fonds aus einer Handschrift, die vor mehr als 20 Jahren in einem Landhause gefunden worden, gezogen sey; wiewohl er gesteht, daß er vieles daran habe ändern müssen, um es für gegenwärtige Zeit und Umstände brauchbar zu machen. Dieses Werk macht also unter dem Titel: „Räsonnirtes Verzeichniß aller Tragödien und Komödien des Französischen und Italienischen Theaters zu Paris, wie auch aller Actes d'Opéra, Komischen Opern, Schauspielen mit Gesang und Proverben (in dramatische Handlung gesetzte Sprüchwörter), welche sich dazu schicken auf kleinen Gesellschafts-Schaubühnen vorgestellt zu werden," den zweiten Theil des Manuel

des Châteaux aus; und enthält ein Repertorium von 200 Trauerspielen, 24 Lustspielen und Dramen in fünf Aufzügen, 22 ditto in dreien, 1 in zweien, und 12 in einem Aufzuge, sämmtlich aus dem Théâtre-Français; 6 ditto von drei, und einem Duzend von einem Aufzug, aus dem Théâtre-Italien; eben so viel Actes d'Opéra, 7 Komische Opern, 17 Stücke mit Arietten, 7 Sprüchwörter, und zu allem Ueberfluß auch eine Parade. Jeder dieser Gattungen sowohl als dem Ganzen sind einige Vorerinnerungen vorangeschickt. Zur Probe, wie der Herr von P. dieses Repertorium eingerichtet, wird folgendes mehr als genug seyn.

Iphigenie von Racine.

„In diesem Stücke sind fünf schöne Rollen, zwei Männerrollen, nämlich Agamemnon und Achill, und drei Frauenzimmerrollen, Klytemnestra, Iphigenie und Eriphile. Diese letztere scheint beim ersten Anblick wenig interessant; aber mit Talenten kann es nicht fehlen Beifall darin zu erhalten. Des Ulysses Rolle ist mehr schwer als schimmernd; sie erfordert eine gewisse Herbe (Austerität) und viel Kunst; aber wie gut ein Acteur sie auch machen mag, auf großen Beifall darf er niemals rechnen. Jede Actrice, die sich zur Klytemnestra entschließt, muß in ihr Gedächtniß zurückrufen, wie Mademoiselle Dumesnil sie spielte. Zur Iphigenie ist eine junge und hübsche Person vonnöthen, die eine zärtliche Seele, ein ungekünsteltes Spiel und einen rührenden Ton der Stimme hat. Eben diese Eigenschaften sind auch zur Eriphile nöthig; ja es bedarf noch mehr Seele und Talent, um solche geltend zu machen. Ueberhaupt fünf Mannspersonen und zwei Frauenzimmer.“

Le Cercle von Poinsinet.

„Dieses Stück (in zwei Aufzügen) ist ein leicht hingeworfenes Gemälde der Sitten und gewisser Ridiculen unsrer Zeit. Die Rollen des Lisidor, des Marquis und des Barons sind ziemlich artig; die des Arztes, des Abbé und des Schöngeists sind pikant, wiewohl kurz. Unter den Frauenzimmerrollen ist Araminthens die vornehmste. Diese kleine Komödie wird immer gut gespielt werden, wenn die Acteurs dasjenige erwischen können, was man das Ensemble nennt, etwas, das nur durch viele Repetitionen (oder Proben, wenn man will, wiewohl eins so Deutsch ist als das andre) zu erhalten steht. In allem sechs Manns= und fünf Frauenspersonen."

Viele unsrer Leser, denen es ganz und gar keine Schande ist nicht zu wissen, was eine Parade für ein Ding sey, möchten's doch vielleicht nicht ungerne sehen, wenn sie es bei dieser Gelegenheit erführen. Eine Parade also ist eine Art von Possenspiel, wie man sie auf den Boulevards zu Paris zu sehen bekömmt, calculirt für eine Art von Zuschauern, welche gewöhnlich nicht zur guten Gesellschaft gerechnet werden, woran sich aber doch auch zuweilen die gute Gesellschaft zu belustigen geruht. Weil es bloß darum zu thun ist, die Lungen und Zwerchfelle der Badauds de Paris zu erschüttern, so ist gesunde Vernunft, Wahrscheinlichkeit und Anständigkeit ordentlicher Weise gänzlich aus dieser Art von Possen verbannt, und alle Arten von gröberm Witz (Zweideutigkeiten und Zoten nicht ausgenommen) sind da willkommen; je ungereimter und leichtfertiger je besser; kurz, Herr von P. versichert selbst, daß in der ganzen Sammlung, le Théâtre des Boulevards genannt,

nicht ein einziges Stück sey, das man vor Damen spielen könnte. Indessen kann sich doch (wie er hinzusetzt) das Théâtre-Italien rühmen, ein Stück zu besitzen, daß zwar weder mehr noch weniger als eine Parade, aber doch, von Seiten der Decenz, wenigstens erträglich ist; und dieß ist: das redende Gemälde, welches, wenn ich nicht irre, auch in Deutschland Beifall gefunden hat. Herr von P. meint, mit gutem Fug, es ließen sich dergleichen Facetien noch darstellen, und gibt folgendes zu einem kleinen Beispiel.

Isabelle Haubenstock,
eine Parade.

Personen:

Isabelle, Leander, die Tante, und Nachbar Till (in Oberdeutschland kann er auch Sepp oder Lipperl heißen).

Canevas des Stücks.

Isabelle, im Begriff, mit Einwilligung ihrer Tante, Leandern zu heirathen, muß noch vorher mit besagter Tante eine Reise machen; trägt also Nachbar Tillen auf, während ihrer Abwesenheit Leandern zu beobachten, und ihr von der Treue, so er ihr beim Abschied geschworen, Rechenschaft zu geben. Bei ihrer Rückkunft ist das erste, was sie zu thun hat, sich bei Nachbar Tillen nach der Beständigkeit ihres Liebhabers zu erkundigen. Die Nachrichten, so sie von ihm erhält, lauten nicht zum Besten. Leander ist zwar selten aus seinem Zimmer gekommen; man hat ihn aber alle Morgen und Abende mit einer Unbekannten, die er seine Allerschönste, seine Allerliebste nannte, in großer Conversation gehört; man konnte zwar nicht alles, aber doch so viel davon ver=

stehen, daß er ihr die zärtlichsten Dinge von der Welt vorsagte; und was bei dieser geheimen Intrigue das Wunderbarste ist, man hat gleichwohl weder Mann noch Frau bei ihm ein= oder ausgehen gesehen. Isabelle fängt über diese Nachricht Feuer; die Tante bestärkt sie in ihrem Argwohn; man macht einen Anschlag den Ungetreuen zu überraschen; die beiden Frauenzimmer verstecken sich; und Nachbar Till soll ihnen heimlich Nachricht geben, wenn Leander wieder zu Hause seyn wird. Isabelle macht sich, in der Wuth ihrer Eifersucht, ein rechtes Fest daraus, ihn bei ihrer Nebenbuhlerin zu überfallen. Leander kommt nach Hause, geht in sein Zimmer, verschließt sich; bald darauf hört man ihn sehr zärtlich und feurig mit einem Frauenzimmer sprechen, welches keine Antwort gibt. Die Sache wird immer verdächtiger. Isabelle und die Tante stürmen wie zwei rasende Medeen hervor, sprengen die Thür ein, und finden den getreuen Schäfer Leander auf den Knien vor einem — Haubenstock, den er auf ein Tischchen gestellt und mit einer von Isabellens abgetragenen schmutzigen Nachthauben coeffirt hat. Diese Entwicklung befestigt, wie billig, das gute Vernehmen der beiden Verliebten, und sie können nun, der Zuschauer halber, Hochzeit machen wenn sie wollen. — Man sieht, daß eine Parade in diesem Geschmack eine kleine dramatische Schnurre ist, deren Werth von Ort und Augenblick, einem guten Einfall und einer lebhaften Ausführung abhängt; und derjenige, der Witz und Laune genug hätte, etliche Duzend dergleichen Dinge zu erfinden, würde sich um die kleinen Théâtres de Campagne, die auch in Deutschland immer mehr Mode werden, kein geringes Verdienst machen.

Doch, wir wollen dieß unsern theatralischen Journalen und Almanachen, so wie die Anecdotes dramatiques de Société, par un Acteur, ancien amateur de ce genre d'amusement (ohne Zweifel der Herr Marquis von P. selbst) gerne überlassen, welche dem vorbesagten Repertoire angehängt sind. Sie sind meistens was man ein wenig platt nennen möchte. Das Beste davon ist eine Beschreibung einer ziemlich artigen feenmäßigen Fête, die der Frau Marquisin von *** während ihrem Wochenbette auf einem schönen Landhause nicht weit von Paris von ihrem Gemahl und einer auserlesenen Gesellschaft von Freunden und Verwandten gegeben wurde, und wobei Demogorgon, der König der Genien, und die Fee Carabosse sich mächtig viel zu thun machen. Vermuthlich war der ancien amateur selbst eine Hauptperson in diesem romantischen Wochenstubenfeste; doch muß man gestehen, daß es lustiger ist, bei dergleichen Gelegenheiten Acteur oder Zuschauer, als geneigter Leser zu seyn.

4.

Bibliothek der Romane. *)

1780.

So ein frivoles Ding ein Roman in den Angen der meisten ernsthaften Leute ist, so gehören doch sehr ernsthafte, gescheidte und gelehrte Männer dazu, uns eine Bibliothek

---

*) Bei Gelegenheit der Bibliothek der Romane, welche der Gothaische Rath und Bibliothekar Reichard (anonym) mit Beihülfe von Mylius u. A. seit 1778 bei Himburg in Berlin herausgab.

der Romane zu geben, durch welche die Literatur und die Menschenkenntniß gewinne. Man kann sich von den ungenannten Verfassern der gegenwärtigen, nach diesem ersten Bande zu urtheilen, vieles versprechen — wiewohl wir nicht bergen, daß die Stelle in der Vorrede, wo man uns sagt „von den ältesten und wenig bekanntesten der inländischen Romane, und den interessantesten und neuesten der ausländischen, die Skizzen oder den Geist zu geben, und gleichsam ihre Miniaturgemälde aufzustellen, ist eine Sache, die dem Leser die beste und anziehendste Unterhaltung gewährt," uns ein wenig aufgefallen ist. Denn entweder hat der Verfasser hier seine Feder einen Augenblick allein gehen lassen, oder wir müssen glauben, daß er eine Skizze von einem Werk geben, und den Geist davon geben, und ein Miniaturgemälde davon aufstellen, für Ausdrücke halte, deren einer den andern erläutert, und die im Grunde einerlei sagen wollen. Unsers wenigen Ermessens ist die Skizze eines guten Dichterwerkes ein bloßes Gerippe, höchstens dem Kenner brauchbar, aber sehr wenig anziehend für den Liebhaber, der dieß Gerippe mit Fleisch und Blut bekleidet und belebt, und mit Geist beseelt sehen will, um Genuß davon zu haben. Der Geist eines Werks ohne den Leib ist ein zu feines flüchtiges Wesen, und verduftet gewöhnlich unter der Operation des Ausziehens. Und Miniaturgemälde von großen Romanen erinnern uns an die kleinen zwei oder drei Daumen breiten Bildchen, worin man uns unlängst von den Meisterstücken der Galerie zu Düsseldorf eine Idee hat geben wollen. Bei einem Roman, wie bei allen andern Gedichten, machen die eigene Art der Ausführung und Behandlung, die lebendige Darstellung, die Kraft und Wahrheit des Colorits, die Schönheiten des Details, und der Effect, den dieß alles wieder im Ganzen

zusammen thut, gerade den Werth des Werks aus; der Geist lebt und webt in dem allen. Ihn davon abzuziehen, ist unmöglich; ihr würdet einen todten Leichnam übrig behalten, und der Geist wäre euch unter den Händen entschlüpft. Der Graf von Tressan, von dem einige weitläuftige Auszüge aus den Ritterromanen, Gyron le Courtois, Tristan de Lionnois u. A. in der Französischen Bibliothèque des Romans stehen, hat daher, ungeachtet der ungemeinen Gabe die er hat, einen Auszug durch die Lebhaftigkeit und das Geistreiche seines Styls interessant zu machen, für nöthig befunden, oft mit den eigenen Worten seines eigenen Originals zu sprechen, oft ziemlich große Stellen von etlichen Seiten wörtlich daraus abzuschreiben, und gerade diese Fragmente der Originale sind das Interessanteste in seinen Auszügen. Da nun diese in den Auszügen seiner Auszüge, die man uns hier unter der Rubrik Ritterromane verspricht, verloren gehen, so geht just alles verloren. Ist die Absicht der Verfasser dieser B. ein Werk zu unternehmen, das wirklich für Gelehrte und Liebhaber zugleich interessant seyn soll: so möchten wir ihnen rathen, uns z. B. Auszüge aus den alten Deutschen Romanen und Gedichten von der Tafelrunde zu liefern, die in einigen Bibliotheken, z. B. zu Wolfenbüttel, Dresden, Innsbruck u. s. w. noch in Handschriften liegen, und den weisen König, den Theuerdank und ihresgleichen nicht aus ihrem Plan auszuschließen. Dagegen möchten sie bei den Vätern und Müttern unter ihren Lesern und Leserinnen mehr Dank verdienen, wenn sie aus der Rubrik Episoden und kleine Geschichtchen solche Werkchen ausschlössen, wie die Schäferstunde *), die freilich, wie sie sagen, pikant,

*) Von Dora, aus dem Journal des Dames übersetzt.

aber nur gar zu pikant geschrieben ist. Die Herausgeber gestehen, sie sey etwas frei: aber (setzen sie hinzu) wir glaubten, was in einem Journal für Damen stehen könnte, würde sich eben so gut für eine Bibliothek der Romane schicken. Und hierin haben sie sich unstreitig geirrt; denn in Paris und in dem Cirkel, worin Herr Dorat lebt, sind unter dem Worte Dames auch etliche tausend hohe und niedrige Catins begriffen. So weit aber ist's mit uns Deutschen noch nicht gekommen. Unsre Schwestern, Weiber und Töchter, auf welche es doch wohl mit dieser Bibliothek am meisten gemünzt ist, sind — wenigstens a priori — keine Dorat'schen Dames, sondern ehrliche Mädchen und Weiber, an denen noch was zu verderben ist.

5.

Blondel und Richard Löwenherz.

Eine Anekdote aus der alten Geschichte der provenzalischen Dichter.

1777.

Richard, genannt Löwenherz (Cœur de Lion), dritter König von England aus dem Hause Plantagenet oder Anjou, und zweiter Sohn König Heinrichs des Zweiten, bestieg den Englischen Thron im Jahre 1189. Kurz zuvor hatte der edelmüthige Sultan Saladin Jerusalem und das heilige Grab (das durch den abenteuerlichen Fanatismus der Ritterzeit das Grab etlicher hunderttausend europäischer Christen wurde) nach der berühmten Schlacht bei Tiberias wieder eingenommen, und dadurch Europa von neuem mit allgemeinem Eifer

entflammt, die durch diesen Verlust, nach damaliger Vorstellungsart, auf die ganze Christenheit gefallene Schmach wieder zu tilgen und zu rächen. König Richard, der tapferste und ritterlichste Fürst seiner Zeit, war auch der, bei welchem dieser Eifer zur heftigsten Leidenschaft aufloderte. Um in jenen geldarmen Zeiten die zu seinem vorhabenden Kreuzzuge nothwendigen Summen aufzubringen, veräußerte er von den Domänen, Einkünften und Regalien der Krone so viel er nur immer konnte. Ich wollte London selbst verkaufen, sagte er, wenn ich nur einen Käufer dazu finden könnte. König Philipp August von Frankreich vereinigte sich mit ihm zu diesem Abenteuer: aber, so wie er, seinem persönlichen Charakter und seinem Range nach, ein Recht zu haben glaubte, den Agamemnon unter dem vereinigten Heere der Cruciaten vorzustellen, so hatte Richard hingegen alle persönlichen Tugenden und Fehler, um die Rolle des Achills zu spielen. Seine bis zum Romantischen getriebene Unerschrockenheit und Liebe zu Abenteuern erwarb ihm den Beinamen Löwenherz, und machte ihn zum Helden eines der berühmtesten Ritterbücher des dreizehnten Jahrhunderts.*) Sein Name ward so furchtbar unter den Saracenen und Türken, daß die Mütter, um ihre kleinen Kinder zum Schweigen zu bringen, sie mit dem König Richard bedräuten. Joinville, der in seinem Leben des heiligen Ludwigs diesen Umstand erzählt, setzt noch einen andern hinzu: wenn die Araber ritten, und ihre Pferde von irgend einem ungewöhnlichen Gegenstande stutzig wurden, so pflegten sie, indem sie ihnen den Sporn gaben, zu sagen: wie? meinst du, du sehest den König Richard? Ich weiß nicht ob sich ein stärker zeichnender Zug denken läßt. Die

*) S. Wartons History of English Poetry, Vol. I. 3 und 4.

Romanciers dieser Zeiten fanden etwas so Wundervolles in den ritterlichen Thaten dieses Prinzen, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten, als vorzugeben, er sey im Besitz des in der fabelhaften Geschichte des Königs Artus so berühmten magischen Schwertes, Kaliburn oder Eskalibor genannt, gewesen; wiewohl der Roman von König Artus sagt, sein Schildknappe habe solches auf Befehl seines Herrn nach dessen Tod in die See geworfen.

Indessen blieben doch alle Großthaten dieses Helden und seiner Mitverbundenen ohne den abgezielten Erfolg. Eine fatale Eifersucht trennte die christlichen Fürsten, und entkräftete eine Macht, die durch Eintracht den Saracenen hätte verderblich seyn können. König Richard selbst war zu stolz und zu heftig in seinen Leidenschaften, um die übrigen seine persönliche Ueberlegenheit nicht zuweilen stärker fühlen zu lassen, als die Klugheit es erlaubte. Der König von Frankreich, der Herzog von Burgund, Leopold Herzog von Oesterreich (der nach dem unglücklichen Tode des Kaisers Friedrich Rothbarts und seines Sohnes an der Spitze der deutschen Cruciaten geblieben war) trennten sich von ihm gerade zu einer Zeit, da man die größte Hoffnung hatte, Jerusalem den Händen der Ungläubigen wieder zu entreißen.

Richard blieb allein; und die Frucht aller seiner Heldenthaten war, nebst der Eroberung von Askalon, ein Waffenstillstand, wodurch den Christen der Besitz des Wenigen, was sie mit so großem Aufwand wieder gewonnen hatten, und die Freiheit das heilige Grab zu Jerusalem ungehindert zu besuchen, auf drei Monate, drei Wochen, drei Tage und drei Stunden versichert wurde.

Unternehmungen, wie diese, wo große Monarchen ihre Erbländer verlassen und an Menschen und Geld erschöpfen,

um in einem entlegenen Welttheil ohne Plan und festen Zweck Abenteuer zu bestehen; wo mit ungeheuern Kräften am Ende — nichts geschafft, und die ganze Unternehmung, sogar im Moment der Gewißheit eines vollständigen Erfolgs, mit eben dem Schwindelgeiste, womit sie begonnen worden, wieder aufgegeben wird: eine solche Art zu verfahren, muß uns, nach den Grundsätzen einer gesunden Politik beurtheilt, unsinnig vorkommen. Aber die Kreuzzüge, und besonders König Richards seiner, müssen aus dem damals in ganz Europa herrschenden Taumel der irrenden Ritterschaft erklärt werden. Richarden war es bloß darum zu thun, in die entlegensten Länder auf ritterliche Abenteuer zu ziehen, sich mit Saracenen und Riesen und Löwen herum zu schlagen, und den Minstrels, die ihn begleiteten, Stoff zu Romanzen und Ritterbüchern zu geben. Diesen Zweck hatte er erreicht, und das Uebrige bekümmerte ihn wenig. Entwürfe auf bleibende Eroberungen, Unternehmungen von welchen eine dauerhafte Ruhe die Frucht wäre, kamen damals nicht in die Köpfe der Helden. Man trieb und taumelte sich herum, ohne einen andern Zweck dabei zu haben, als sich herum zu treiben; man lebte, so zu sagen, von den Abenteuern des Tages; und man wollte sich selbst und andern immer noch Arbeit für den folgenden übrig lassen. Dieß war der Geist der Ritterzeit!

Richard hatte bei der Belagerung von Askalon und bei andern Gelegenheiten den Herzog oder Markgrafen von Oesterreich, Leopold, auf eine sehr empfindliche Art beleidigt, und Leopold, dem es an Muth fehlte sich die Genugthuung eines Ritters zu verschaffen (die ihm Richard nicht verweigert haben würde), hatte sich mit dem verschlossenen Grimm einer unmächtigen Rachbegierde nach Hause begeben. Aber, was er wahrscheinlicher Weise nicht hoffen konnte — eine Gele-

genheit, Rache an seinem Feinde zu nehmen ohne seine eigne Person in Gefahr zu setzen — spielte ihm das Schicksal und Richards Unvorsichtigkeit ganz unvermuthet in die Hände. König Richard, durch die einheimischen Unruhen seines Reichs und den unedlen Einfall des Königs Philipp in seine Französischen Erbländer zur Rückkehr gezwungen, hatte bei Aquileja Schiffbruch erlitten, und an diesem Orte die Kleidung eines Pilgrims angelegt, um unerkannt seinen Weg durch Deutschland zu nehmen, weil er in Frankreich nicht sicher zu seyn glaubte. Um den Nachstellungen des Gouverneurs von Istrien zu entgehen, nahm er einen Umweg über Wien; und hier verrieth er sich durch einen Aufwand und Freigebigkeiten, die an einem Pilgrim um so mehr Aufmerksamkeit erregten, da er zu sehr das Air eines Helden hatte, um für das angesehen zu werden, was seine schlechte Kleidung ankündigte. Kurz Richard wurde entdeckt, angehalten, und nach Linz in ein enges, der königlichen Würde höchst unanständiges Gefängniß gebracht. Und hier soll ihm die Aventure begegnet seyn, welche der Stoff der gegenwärtigen Erzählung ist.

Richard hatte seine Jugend meistens in seinen Französischen Erbländern, und einen ziemlichen Theil derselben in der Provence gelebt, wo die Kunst des Gesangs um diese Zeit in der höchsten Blüthe stand, und nicht nur eine der gemeinsten Ergötzlichkeiten der Großen bei Gastmählern und Festivitäten ausmachte, sondern auch von vielen unter ihnen selbst mit Ruhm getrieben wurde — wie es im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte bei uns Deutschen auch war. Hier sog Richard die sonderbare Liebe zu der Kunst der Troubadours oder Minstrels ein, die ihn sein ganzes Leben durch nie verließ. Ja die Liebe, welche von jeher so viel Sänger gemacht hat, machte auch ihn zum provenzalischen Dichter; denn das

Provenzalische wurde damals für angenehmer und singbarer als das Französische, und für die eigentliche Sprache der zärtlichen Leidenschaften gehalten. In der Folge war sein Hof, wie der des Landgrafen Hermann von Thüringen, ein Sammelplatz der berühmtesten Minstrels seiner Zeit, unter welchen Fouquet von Marseille, Anselm Faydit und Blondel de Nesle als seine Lieblinge genannt werden.

Der letzte hatte auf dem vorerwähnten Kreuzzuge (wohin dem Französischen Adel, nach Massieu's Ausdruck, ganze Legionen Dichter folgten) sich besonders dem König Richard gewidmet, und war ein Augenzeuge, ohne Zweifel auch ein Sänger seiner vornehmsten Thaten gewesen — wiewohl um diese Zeit die Bestimmung der Dichter von der Würde, die sie in den ältern Zeiten der Barden und Skalden behauptet hatte, schon ziemlich herabgesunken war. Denn ehemals wurden die Barden als von den Göttern begeisterte Männer angesehen, und ihr Amt war ein heiliges und öffentliches Amt. Es war für sie Pflicht, die Kriegsmänner ihres Volkes auf ihren Heerzügen zu begleiten, ihnen den Schlachtgesang zu singen, Beobachter und Richter ihrer Heldenthaten zu seyn, und nach geendigter Schlacht den Tapfern durch Siegesgesänge zu belohnen, den Feigen hingegen durch Verachtung und Spott zu brandmarken. Diese Bestimmung bezog sich unmittelbar auf die Verfassung der alten Celtischen, Germanischen und Nordischen Völker — roher, wenig zahlreicher, von Jagd, Raub und Krieg lebender Haufen, in denen das Gefühl der Freiheit, mit dem Drang der gemeinsamen Noth verbunden, diesen Gemeinheitsgeist, dieses für Einen Mann Stehen hervorbrachte, wovon große policirte Nationen, vermöge ihrer bürgerlichen und militärischen Verfassung, keinen Begriff mehr haben; wo jeder allen und alle jedem angehör=

ten; wo eines Mannes persönliche Tugend als ein Eigenthum und gemeines Gut seiner Kaste oder seines Gaues angesehen wurde, und Verachtung des Lebens, wenn's die gemeine Sache galt, die erste aller Tugenden war, und es, wofern die kleine Nation sollte bestehen können, seyn mußte.

Aber all dieß fand, bei so sehr veränderten Umständen, unter den Nachkommen dieser Völker in den Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge nicht mehr statt. Die Feudalverfassung hatte, durch ganz natürliche Folgen, jenen Gemeinheitsgeist beinahe ganz ausgelöscht. Die Vasallen waren mehr oder minder mächtige, und die mächtigsten unter ihnen beinahe ganz unabhängige Herren geworden. Jeder bekümmerte sich nur um sich selbst, dachte nur auf seine eigene Erhaltung und Vergrößerung, und hielt seinen eigenen Hof. Die zufälligen Verbindungen der Noth oder des Eigennutzes, die der Moment knüpfte, löste der Moment wieder auf; persönliche Freundschaften unter den Rittern, und (wiewohl höchst selten) persönliche Treue gegen den Oberlehnsherrn, waren noch die einzigen Bande, welche Stärke genug hatten Probe zu halten, und wohl gar das ganze Leben auszudauern. In solchen Umständen konnten die Musenkünste nicht mehr die Wunder thun, die sie ehemals gewirkt hatten. Sie waren nicht mehr unentbehrliche Triebfedern, nicht mehr Zunder und Nahrung des Gemeingeistes; der Dichter und Sänger war nicht mehr ein Diener des Staats. Stufenweise, so wie die Verfassung, Umstände und Sitten der Staaten selbst sich änderten, sanken sie zu bloßen Künsten des Vergnügens herab, und machten einen Theil des Luxus ihrer Zeit aus. Die Troubadours und Minstrels wurden eine Art von Hofdienern, die man zur Pracht und zum Zeitvertreib hielt; man liebte, man ehrte sie sogar noch: aber weniger um ihrer

wirklichen Verdienste willen, als weil sie sich zur Belustigung der Großen unentbehrlich zu machen wußten; weil man ihre Lays und Fabliaux liebte, und weil Poesie, Musik und pantomimische Kunst, die sich in der Folge wieder von einander trennten, damals nur eine einzige Profession ausmachten und von einerlei Meistern getrieben wurden. Die Großen mochten's zwar noch immer (wie natürlich) wohl leiden, wenn sie von ihren Dichtern besungen wurden: aber das Lob, das sie erhielten, war weniger der verdiente Preis ihrer Tugenden, als Kitzelung ihrer Eitelkeit, und konnte auch nicht wohl mehr seyn, da doch am Ende der am meisten gelobt wurde, der am besten bewirthete und die reichsten Geschenke gab. — Doch dieß ist ein Nebenpfad, dessen Verfolg uns zu weit von unserm Gegenstande führen würde.

Blondel hatte den König Richard auf seiner Rückreise aus dem heiligen Lande begleitet; aber durch den Sturm, der den König an die Küste von Istrien warf, war das Schiff, worauf dieser Minstrel sich befand, in die Lagunen von Venedig getrieben worden. Blondel verfolgte seine Reise durch Deutschland und die Niederlande, und forschte allenthalben fruchtlos nach dem König, seinem Herrn und Freunde. Er kam endlich nach England: aber auch da wußte man nicht, was aus Richarden geworden seyn könnte; denn seine Gefangenschaft blieb ein ganzes Jahr lang ein Geheimniß. Der Minstrel beschloß seinen geliebten Herrn auszufinden, und wenn er ihn auch in der ganzen Welt suchen müßte. Er reiste lange vergebens, bis endlich ein dumpfes Gerücht, oder eine Vermuthung, die durch die ihm wohlbekannte Erbitterung zwischen Richard und Leopold wahrscheinlich gemacht wurde, ihn in die Staaten des letztern leitete.

Nachdem er sie viele Tage lang durchwandert hatte, ohne auf eine nähere Spur zu kommen, langte er zuletzt bei einem alten Schloß an, in dessen Thurm ein Gefangener (wie er ausforschte) scharf bewacht wurde. Wiewohl ihm niemand etwas Näheres sagen konnte, so schlug ihm doch gleich das Herz, daß es sein Herr seyn könnte. Da es aber unmöglich war, sich auf irgend eine gewöhnliche Art, ohne verdächtig zu werden, davon gewiß zu machen, so versuchte er's folgendermaßen. Er fand Mittel, spät in der Nacht so nahe an den Thurm und unter das Fenster des Gefangenen zu kommen, daß seine Stimme von diesem gehört werden konnte; und nun, nachdem er auf seiner Cither eine Weile präludirt hatte, fing er ein Lied an, welches Richard selbst in Palästina zu einer Zeit gemacht hatte, da er seiner Liebe zu der schönen Margarite Gräfin von Hennegau am stärksten nachzuhangen Gelegenheit gehabt. Denn die Gräfin hatte, nach dem Beispiel der meisten Damen dieser Zeit, sich auch mit dem Kreuz bezeichnen lassen, und war ihrem Gemahl nach dem heiligen Lande gefolgt. Da es unsern Lesern wenig Trost geben möchte, wenn wir ihnen (falls wir's auch könnten) dieses Lay in der provenzalischen Sprache, worin Richard es gesetzt, vorsingen ließen; so haben wir versucht, es, so gut es gelingen wollte, in unsre Muttersprache überzutragen — herzlich wünschend, daß es wenigstens mehr von der Kraft und Treuherzigkeit des Originals in sich haben möchte, als die galantisirte Uebersetzung der Mselle l'Heritier. *)

---

*) In einem kleinen, wenig bekannten Roman, der den Titel führt: La tour ténébreuse et les jours lumineux. Contes Anglais, tirés d'anciens Manuscrits, contenant la Chronique, les Fabliaux et autres Poésies de Richard I., surnommé Cœur de Lion. Paris 1705. 12.

Blondel also fing zu singen an, wie folget:

Brennend tobt' in mir das Fieber,
Sengte jedes Lebensband,
Meiner Augen Licht ward trüber,
Und herüber
Aus dem finstern Schattenland
Streckte schon der Tod nach mir die kalte Hand.
Da kam mein Lieb mit holdem Blick
Und Tod und Fieber wich zurück.

Hier hielt der Minstrel ein; denn das Lied hatte bei jeder Stanze einen Refrain; und er zweifelte nicht, wenn der Gefangene derjenige wäre, den er suchte, so würde er sich bei dieser Gelegenheit verrathen.

Seine Erwartung betrog ihn nicht. Eine dumpfe, aber, wie er wohl hörte, des Gesangs gewohnte Stimme aus dem Innern des Thurms hervor, vollendete die Stanze mit folgendem Refrain:

Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Blondel fuhr fort:

Ringsum mit Gefahr umfangen,
Focht ich in der wilden Schlacht;
Dicht, wie Gottes Hagel, drangen
Spieß' und Stangen
Auf mich ein mit aller Macht;
Schon ersank mein Arm und um mich her ward's Nacht:
Da rief ich meine Dame an,
Und Sieger blieb ich auf dem Plan.

Die nämliche Stimme antwortete:

Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Blondel beschloß mit der letzten Stanze des Liedes:

Laßt das Feldgeschrei erschallen,
Wie im ungestümen Meer
Winde brausen, Donner knallen,
Alles fallen,
Alles splittern um mich her,
Hohes Muthes wird mein Herz doch nimmer leer:
Kein Schicksal mich zu Boden fällt,
So lang' die Lieb' empor mich hält.

Die Stimme antwortete abermal:

Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Groß war Blondels Freude; denn er konnte nun kaum zweifeln, daß es König Richard sey, der ihm geantwortet: aber um sich gleichwohl noch völliger zu überzeugen, setzte er aus dem Stegreif die vierte Stanze in der nämlichen Weise hinzu:

Neid und feige Rachgier lauern,
Nachts im Wald dem Löwen auf,
Zwingen ihn in finstern Mauern
Auszudauern;
Treue leitet Blondels Lauf:
Harre, Löwenherz! bald springt dein Kerker auf!

Und alsobald antwortete die Stimme, gleichfalls aus dem Stegreif:

O wäre Margot nur bei mir,
Der Himmel, spräch' ich, wäre hier!
Denn — sollt' ich deß erröthen?
Das süße werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Nun glaubte der getreue Blondel seiner Sache völlig gewiß zu seyn; aber seinem Herrn unmittelbare Hülfe zu leisten, war ihm unmöglich. Indessen hatte Richard wenigstens die Stimme seines geliebten Minstrels erkannt, und er mochte nun glauben, daß es Blondel selbst oder sein Geist gewesen sey, immer mußt' es ihm Trost und Muth geben, nach einer so langen Todesstille und Verlassenheit von allem was ihm lieb war, eine Freundesstimme gehört zu haben, die ihm Befreiung versprach.

Blondel flog nach England zurück, machte den Baronen des Reichs den Ort bekannt, wo ihr König gefangen gehalten würde, und beförderte dadurch dessen Befreiung, welche einige Monate darauf — wiewohl mit vieler Mühe und Umständen, die dem Kaiser Heinrich dem Sechsten und dem Herzog Leopold wenig Ehre machen — auch wirklich erfolgte. S. Fauchet, Recueil de l'origine de la Langue et Poésie Française p. 93.

6.

Bolduci.

1790.

Wenn Sie etwa den ehrwürdigen Pater Bolduci, Capuciner, und seinen Stammbaum des Mönchengeschlechtes, von Erschaffung der Welt an, noch nicht kennen, so rathe ich Ihnen mit diesem außerordentlichen Kopfe Bekanntschaft zu machen, sobald Sie fühlen, daß Ihnen eine nachdrückliche Erschütterung der Hypochondrien heilsam seyn dürfte. Doch da dieß ziemlich oft Ihr Fall ist, warum sollte ich nicht das gute Werk an Ihnen thun, und Sie zum voraus mit der Medicin versehen, die ich Ihnen anrathe, da ich sicher genug vermuthen kann, daß Ihnen die Existenz des guten Capuciners Bolduci etwas eben so Neues ist, als sie es mir noch vor wenigen Tagen war, und das Buch, dem ich seine Bekanntschaft zu danken habe, wiewohl es vielleicht schon (unverdienter Weise) unter den Händen eines unsrer zehntausend unermüdlichen Uebersetzer seufzet, Ihnen demungeachtet noch lange unbekannt geblieben seyn könnte.

Capucinerwitz steht, wie Sie wissen, schon lange nicht im besten Geruche: aber wie beträchtlich auch die Anzahl der schwerleibigen Seraphinen seyn mag, die den Witz ihrer Brüder in einen so schlimmen Ruf gebracht haben, so ist es doch ungerecht, den ganzen Orden entgelten zu lassen, was einige verschuldet haben. Wohin versteckt sich zuweilen die Weisheit? dachte ich mehr als einmal in meinem Leben, da ich sie sogar in einer Capucinerkutte fand. Und wundern Sie sich nicht darüber. Die Capuciner verdienen mehr als

irgend ein andrer Mönchsorden den Namen der modernen oder christlichen Cyniker: warum sollte es, unter mehr als fünfundzwanzigtausend Capucinern, womit die christliche Welt beseligt ist, nicht auch, wie ehmals unter den zahlreichen Bocksbärten des Cynosarges zu Athen, einen Demetrius oder Demonax *) gegeben haben, oder noch geben?

Um also — ohne uns irgend einen höhnischen Seitenblick, der ein ehrwürdiges Individuum von den spitzcapuzigen Zweigen der Familie des heil. Paters Franz von Assisi kränken könnte, zu erlauben — auf obbesagten P. Bolducius zurückzukommen, so scheint dieser wackere Mann von der Vortrefflichkeit und Unentbehrlichkeit des Mönchsstandes so tief durchdrungen zu seyn, daß er ihn sogleich mit Erschaffung der Welt entstehen läßt; ja man sollte, seiner Vorstellungsart nach, denken, die Welt sey endlich bloß der Mönche wegen erschaffen worden, und die übrigen Söhne und Töchter von Adam und Eva wären zu keinem andern Ende da, als dafür zu sorgen, daß es dem Erdboden nie an Klosterbrüdern, und den Klosterbrüdern nie an Hülle und Fülle gebreche. Wundern Sie sich also nicht, mein lieber S., zu hören, daß Enos, Adams Enkel, der Stifter des berühmten Ordens der Enossäer, der einige tausend Jahre später den Namen der Essäer oder Essener trug, und überhaupt der Patriarch aller Mönche, so wie sein Sohn Kenan der Erzvater aller Mindern Brüder (Minoriten) und Bettelmönche war.

Nach Verlauf einiger Jahrhunderte erlebten diese heiligen Väter an ihren Kindern, was der gute Seraphische Vater Franz an den seinigen erleben mußte, wiewohl er es nicht höher als bis auf fünfundvierzig Jahre brachte. Sie re-

---

*) S. diese Artikel.

larirten sich, und St. Henoch, Groß-Urenkelsohn von St. Enos, sah sich genöthigt, eine große Reformation mit den Antediluvianischen Mönchen vorzunehmen; konnte aber dennoch nicht verhindern, daß das Dichten und Trachten der Menschen in dem nächstfolgenden Jahrtausend immer böser wurde. Die Kinder Gottes (die Mönche) beschliefen die Töchter der Menschen, und zeugten gewaltige Leute in der Welt mit ihnen, die es zuletzt so arg trieben, daß es den lieben Gott endlich gereuete und in seinem Herzen bekümmerte die Menschen gemacht zu haben, und er bei sich beschloß, alles was Odem hatte, vom Menschen an bis auf das Vieh, und bis auf das Gewürm, und bis auf die Vögel unter dem Himmel von der Erde zu vertilgen. Bekanntermaßen wurde der einzige Noah mit seinen drei Söhnen, und ihren Weibern, und einem Paar von jeder Gattung der vierfüßigen Thiere, der Vögel und der Gewürme, in der Arche aus der Sündfluth gerettet, die eine Folge dieses furchtbaren Entschlusses war: aber, was wir ohne den ehrwürdigen P. Bolduci nicht wüßten, ist, daß es Bruder Japhet, Noahs dritter Sohn war, der, nach Wiederherstellung der Sachen auf dem Erdboden, unter dem Namen Saturnus (der von dem Hebräischen Worte Satar, sich verbergen, abstammen soll) sich ins Latium zurückzog, und seinen Sohn Pikus den Kureten zur Erziehung übergab, einer Art von Mönchen, wie (nach unserm scharfsinnigen Capuciner) schon ihr bloßer Name beweist; es sey nun, daß er von dem Griechischen Worte Kura, Tonsur, oder (was ihm noch wahrscheinlicher ist) von dem Hebräischen Rapha abgeleitet wird, von welchem die Mönche dieser uralten Zeiten den Namen Raphaim (Therapeuten) erhielten; so daß die Filiation dieser Kureten von dem ältesten Mönchsorden des heil. Vaters Enos — außer allem Zweifel ist.

Pikus zeugte mit der andächtigen Schwester Pika, seiner Gemahlin, in seinem zwanzigsten Jahre einen Sohn, Namens Faunus, und begab sich bald darauf in ein Kloster, wo er bei seiner Einkleidung den Namen Jupiter oder Jovis erhielt, welcher, da er von Jehovah abstammt, augenscheinlich bezeugt (sagt mein Capuciner), daß der ehemalige Pikus dadurch, daß er Gemahl und Vater wurde, das Gelübde der Keuschheit nicht gebrochen, und der junge Faunus sein Daseyn vielmehr dem eifrigen Gebet seiner Eltern als der gewöhnlichen Art, wie die Menschen in die Welt kommen, zu danken hatte. Bruder Jupiter brachte sein Leben in einem Kloster auf der Insel Kreta zu, starb, trotz aller Leichtfertigkeiten, die ihm die blinden heidnischen Dichter instigante Diabolo nachsagten, im Geruch der Heiligkeit, und seine Reliquien wurden in hohen Ehren gehalten.

Faunus, weit entfernt aus der Art so religiöser Voreltern zu schlagen, ging, sobald er konnte, in eine Wildniß, und stiftete unter dem Namen Mercurius einen Orden, der in der Folge zu einem lächerlichen Quiproque Anlaß gab. Er und seine Jünger lebten nach einer sehr strengen Regel. Ihr Kloster war ein Wald, ein hohler Baum ihre Zelle; sie nähr=ten sich von Kräutern und Wurzeln, und kleideten sich in ungegerbte Ziegenfelle. In diesem etwas wilden Ordenshabit sahen sie zwar den Einsiedlern, welche in spätern Zeiten die Thebaische Wüste bevölkerten, ziemlich ähnlich: aber die Nach=welt, die sich nicht einfallen ließ, hinter diesen Waldmenschen in behaarten Ziegenfellen morgenländische Mönche zu suchen, verwandelte den ehrwürdigen Pater Abt Mercur und seine geistlichen Brüder in eine Art von Waldteufel oder Bockmen=schen, und den Hebräischen Namen Sairim, den sie vermuth=

lich ihres ziegenböckischen Ansehens wegen geführt hatten, in Satyri.

Ich erlasse Ihnen, wie billig, das Mährchen vom Melchisedech, dem König von Salem, welches P. Bolduci aus dem heil. Anthanasius anführt, und begnüge mich nur zu sagen, daß dieser Melchisedech, nachdem er sieben Jahre auf dem Berge Tabor ganz allein, bis auf den Gürtel nackend, und von wilden Früchten lebend, in Beschaulichkeit und Abtödtung seines Fleisches zugebracht hatte, wieder herabstieg und zu Salem eine Art von regulirter Chorherren stiftete, deren Vorsteher nach ihm Heber, der Großureltervater Abrahams, war. Dieses Stift war eine Zeitlang in sehr blühenden Umständen, und das allgemeine Novitiathaus aller jungen Raphaim oder Therapeuten in Palästina; bis sich die Jebusiter von Jerusalem Meister machten, und die Religiosen des heil. Melchisedech nöthigten, ihren Sitz im Thale Raphaim aufzuschlagen. Diese bewiesen sich hier so mächtig in Worten und Werken, daß sie den Namen Gibborim, die Starken, oder die Riesen erhielten. Nimrod und sein Sohn Ninus waren Mönche dieses Ordens. Der erste, der deßwegen ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn heißt, starb im Geruch der Heiligkeit, und sein Sohn ließ ihm ein Grabmal errichten, worauf seine Bildsäule in kolossalischer Größe, unter dem Namen St. Baal (so viel als der Titel Vestra Dominatio, oder Vestra Reverentia, den die Mönche ihren Obern zu geben pflegen) noch lange hernach ein Gegenstand der öffentlichen Verehrung war.

Auch der ehrwürdige Bruder Job (Hiob) zog sich in seinen alten Tagen in eines von den Klöstern dieses Thales zurück; und Dom Abraham, außerdem daß er ihr Kloster-Vater (père temporel) war, und sich die Beförderung ihres Zeitlichen

sehr angelegen seyn ließ, machte sich auch durch Stiftung eines eigenen Ordens von Hospitalier-Rittern verdient, deren viertes Gelübde war, alle Bedrängten, vornehmlich Wittwen und Waisen, in ihren Schutz zu nehmen. Er hatte eben dreihundert und achtzehn Knappen dieses Ordens bei sich, als er seinen Brudersohn Loth aus den Händen der vier Könige, oder Kaziken, rettete, die ihn, nach der Niederlage des Königs von Sodom und seiner vier Bundesgenossen, mit aller seiner Habe gefangen davon führten. Denn daß die 318 jungen Männer, mit deren Hülfe Abraham diese That verrichtete, weder seine Söhne noch seine Knechte, sondern Religiosen seines Ordens, die aber noch im Novitiat standen, gewesen seyen, ist unter anderm auch daraus klar (sagt P. Bolduci), weil sie in der Vulgata ausdrücklich Novitii genennt werden. Sein Enkel Joseph erhielt das große Kreuz dieses Ordens aus den Händen des Königs Pharao, der damals Großmeister war, vermuthlich weil Abraham dem Könige Abimelech, seinem Vorfahren, diese Würde erblich aufgetragen hatte. Unter den folgenden Großmeistern zeichneten sich Moses und Josua vorzüglich aus, und der Orden stieg unter ihnen zu seinem größten Glanz. Das Haus der Wittwe zu Sarepta, der Teich zu Siloa u. s. w. waren nichts anders als Ordenshäuser dieser Abkömmlinge von Henoch, die unter den verschiedenen, aber immer ebendenselben heiligen Orden bedeutenden Namen der Nephilim, Raphaim, Gibborim, mit Riesenschritten zur (mönchischen) Vollkommenheit emporstiegen. Bei allem dem kann uns doch der ehrliche Pater Bolduci nicht verhalten, daß diese Religiosen nach Moses und Josua's Zeiten ziemlich schnell dermaßen aus der Art schlugen, daß der Zorn Gottes endlich auf eine schreckliche Art über sie ausbrach, und die Israeliten Befehl erhielten, den

ganzen Orden (bis auf einige gesunde Schößlinge, die auf den Berg Carmel verpflanzt und in der Folge von Elias wieder reformirt wurden) mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Dank dem Himmel! — höre ich Sie rufen — und in der That besorge ich, Ihnen zu viel auf einmal von dem Klosterwitz meines ehrlichen Capuciners vorgesetzt zu haben. Ich setze also nichts weiter hinzu, als daß P. Bolduci dieß alles wenigstens mit eben so viel Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Gründlichkeit dargethan zu haben scheint, als der berühmte Bischof von Avranches, Daniel Huet, aufwandte, da er in seiner Demonstratio Evangelica bewies, daß Prometheus, Osiris, Anubis, Apis, Vulcanus, Apollo, Aesculapius, Mercurius, Bacchus, Faunus, Minos, Orpheus, Cecrops, Perseus, Tiresias, Adonis, Vertumnus und — Priapus alle zusammen genommen, in dem einzigen Moses, so wie Cybele, Isis, Diana, Minerva, Venus, und die Musen, in Maria, oder Mirjam, seiner Schwester, existirt hätten. — Sollten Sie wohl denken, mein Freund, daß es selbst in unserm achtzehnten Jahrhundert noch gelehrte Männer gibt, die in diesem Geschmacke demonstriren?

An Ebendenselben.

Wie, mein Herr? Sie finden es unglaublich, daß jemals ein menschlicher Mensch, sollte es auch nur ein Capuciner seyn, gelebt haben könnte, welcher Imagination genug gehabt hätte, die alten Patriarchen zu Stiftern und Superioren von Mönchs- und geistlichen Ritterorden zu machen, und die Riesen der ältesten Zeiten, die Nephilim, Raphaim und Gibborim unsrer heiligen Bücher in Mönche zu verwandeln. Sie

finden dieß so unglaublich, daß Sie sich nicht entbrechen können, mir mit aller möglichen Höflichkeit und Delicatesse zu verstehen zu geben, daß ich Ihnen entweder den Capuciner Bolduci in Person, oder sein Buch in natura vor Augen stelle, oder wenigstens die Quelle entdecken müsse, woraus ich meine Angaben geschöpft habe, wenn Sie nicht glauben sollten, daß alle diese Ungereimtheiten dem ehrlichen Bruder von irgend einem Mißgönner des seraphischen Ordens aus frevelhaftem Muthwillen angedichtet worden seyen. Wohlan denn, weil Sie mir doch so nahe zu Leibe gehen, so sollen Sie alles erfahren, was ich selbst von der Sache weiß.

Was also zuvörderst die Person des Paters Bolduci betrifft, so wäre es mir zwar, schon um der einzigen Ursache willen, daß er — mehr als hundert Jahre lang todt und begraben ist, nicht wohl möglich, ihn selbst ohne Hülfe eines magischen Rauchs und einer Zauberlaterne vor Ihre Augen zu stellen: aber daß um das Jahr 1640 ein Jakob Bolduci oder Bolducci, Capuciner-Ordens, zu Bologna floriret, und außer verschiedenen andern gelehrten Werken ein Buch de Ecclesia Dei ante legem, sive de ordine Ecclesiae a Mundi principio usque ad Mosen (von der Kirche Gottes und ihrer innern Verfassung von Anfang der Welt bis auf Moses), herausgegeben hat: dafür kann ich Ihnen das Jöcherische Gelehrten-Lexikon als einen unverwerflichen Gewährsmann darstellen. *) Die Entdeckungen dieses eruditen Capuciners,

---

*) Die Biographie universelle nennt ihn Jacques Bolduc, und gibt an, er sey 1580 zu Paris geboren. Von seinen Werken werden angeführt: 1) Commentarius in epistolam S. Judae, Par. 1620. 4. — 2) Commentaria in librum Job, Par. 1619. 4. 1631. 1638. 2 Bde. f. 3) De ecclesia ante legem, Lyon 1626. 8. und zweite

die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe mitgetheilt habe, sind freilich nicht aus der Quelle selbst geschöpft, zu welcher ich mir den Zugang noch nicht habe verschaffen können; ich schöpfte sie nur aus der zweiten Hand, nämlich aus einem im vorigen Jahre erschienenen Buche: Nécessité de supprimer les Ordres Monastiques en France, prouvée par l'Histoire Philosophique du Monachisme betitelt: es ist aber kein Zweifel, daß der Verfasser desselben das besagte Bolducische Werk selbst vor Augen liegen gehabt habe, wiewohl er (nach Gewohnheit der meisten Französischen Compilatoren) unnöthig fand, sich genauer darüber zu erklären, und wenigstens nur den Titel des Buchs, woraus er einen Auszug liefert, anzugeben. Eben so wenig Ursache finde ich zu zweifeln, daß er in Darstellung der seltsamen Meinungen dieses Capuciners über den Ursprung und Fortgang des Mönchthums nicht ehrlich und getreu zu Werke gegangen sey; denn das Gegentheil wäre in einem Werke, dessen Endzweck für ganz Frankreich von großer Erheblichkeit ist, eine mauvaise plaisanterie, die man dem Verfasser ohne Ungerechtigkeit nicht zutrauen könnte. Ich halte mich also versichert, daß wir aus dem Buche des P. Bolduci selbst wenig klüger werden dürften, als aus diesem Auszuge, auf dessen Zuverlässigkeit wir uns um so gewisser

---

Ausgabe mit einem zweiten Theil unter dem Titel: De ecclesia post legem, liber unus Anagogicus, Par. 1630. 4. Straßb. 1664 u. 1706. 4) De orgio Christiano libri tres, in quibus declarantur antiquissima S. Sanctae Eucharistiae typica mysteria. Lyon 1640. 4. Hierin sucht B. zu beweisen, daß Adam und Noah die Stifter des heil. Abendmahles seyen; der erste habe Weizen gepflanzt, und der zweite Wein bereitet, als die sinnlichen Substanzen, mit denen es das größte Mysterium der christlichen Kirche zu thun habe.

verlassen können, da das Original wahrscheinlich in den Französischen Klosterbibliotheken häufig genug zu finden seyn wird, um dem Verfasser den Gedanken einer Verfälschung moralisch unmöglich zu machen; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß er in Darstellung und Zusammenordnung der Thatsachen, womit sein Werk angefüllt ist, das Lob der Präcision, welches ihm ertheilt worden, nicht immer verdient. Ueberhaupt fehlt so viel daran, daß es den Namen einer philosophischen, d. i. mit philosophischem Geiste und alles umfassendem Scharfblicke geschriebenen Geschichte des Mönchthums verdiene, daß der erste Theil (wenigstens) nicht einmal mit der Ordnung und Methode geschrieben ist, an welche Französische Schriftsteller in Werken dieser Art sonst Anspruch zu machen pflegen. Kurz, wiewohl es eine ganz brauchbare und unendlich viel Detail enthaltende Compilation ist, so ist es doch immer nur Compilation; und wenn Sie jemals Lust und Beruf in sich fühlen sollten, eine philosophische Geschichte des Mönchthums zu unternehmen, so würden Sie sich, dieser angeblichen Histoire philosophique ungeachtet, immer mit gutem Gewissen als den Besitznehmer von einer Provinz, die noch niemand angehört, betrachten können.

7.

Borussias von Jenisch. *)

1790.

a.

Ein episches Gedicht, dessen Held Friedrich der Große und Einzige, und dessen Thema der siebenjährige Krieg ist, kann, ohne Uebertreibung, für das kühnste und schwerste Unternehmen gelten, dessen sich jemals ein Dichter unterwunden hat. Der bloße Gedanke eines solchen Werkes, das bloße Gefühl, sich der Ausführung desselben zu getrauen, beweiset schon viel für oder wider den Unternehmer.

Ich hoffe also, mein Freund, Sie werden mich weder einer gezierten Bescheidenheit noch einer allzugroßen Furchtsamkeit beschuldigen, wenn ich über die Fragen — ob der

---

*) Erschien 1794 zu Berlin bei Himburg. Jenisch war gewiß ein Mann von vielem Geist und seltnen Talenten und Kenntnissen, der ein gerechtes Selbstvertrauen zu sich haben durfte, sich aber doch wohl überschätzte, und in den Tempel des Ruhms einzustürmen suchte, und dieß von so vielen Seiten versuchte, bis der Unglückliche — der in der That nicht so geschätzt wurde wie er es verdiente — mißmuthig über die Gränze des Lebens hinüberstürmte. Auch die Borussias fand nicht die gehoffte Aufnahme, und die Xenien sprachen sich darüber nur allzu sarkastisch aus, vielleicht gerade um so mehr, weil Schiller selbst sich mit einer ähnlichen Idee herumgetragen, sie aber hatte fallen lassen aus Gründen, wie sie Wieland hier anführt. Kretschmanns Urtheil des Barden Ringulf, der mit Jenisch in die Schranken treten wollte, findet man in dessen Briefen an Gleim im jetzigen Jahrgange des Conversationsblattes. Wie gelungen oder mißlungen aber das Gedicht sey, so wird man zugeben, daß Wielands Erklärung darüber Beachtung verdiene.

Ungenannte durch die mitgetheilten Proben bereits bewiesen habe, daß er den Ulyssesbogen spannen könne? Ob seine Seele groß genug sey die große Seele Friedrichs des Einzigen zu umfassen, von ihr ganz durchdrungen zu werden, und sich innig genug mit ihr zu identificiren, und mit Friedrichs Augen sehen, Friedrichs Gedanken denken, ihm auf jede Höhe, die er erfliegt, in jede Tiefe, in die er herabschießt, folgen zu können? Ob er auch in der gehörigen Stärke gefühlt habe, daß sein Sujet eine ihm eigene Art von menschlicher Größe und Erhabenheit in sich habe, die, wofern er sich ihrer ganz zu bemächtigen weiß, seinem Gedichte, in Ansicht der Wirkung, die es auf alle Menschen aller Zeiten, von welcher Nation und Partei sie seyn mögen, thun müßte, den Vortheil über alle Iliaden, Aeneiden und Henriaden geben, und es zu einem so einzigen Dichterwerke machen würde, als sein Held, und das ganze große Drama seines siebenjährigen Kampfes mit sechs gegen ihn verschwornen Mächten, mit dem Schicksal und selbst mit den Schranken der menschlichen Natur — einzig in der Geschichte ist? — Sie werden (sage ich) es mir nicht mißdeuten, wenn ich über alle diese Fragen noch kein entscheidendes Urtheil fälle. Alles was ich Ihnen darüber sagen kann, ist, daß ich — wahrlich nicht aus einem Ueberfluß von selbsteignem Muthe — ein wenig für den Dichter zittre. — Hat er (er, der selbst gestehet, daß ihm die Idee dieses Gedichtes erst vor wenigen Wochen gekommen) auch wohl die ganze furchtbare Größe seiner Unternehmung lang und reiflich genug überdacht? Hat er alle Schwierigkeiten ermessen, die er zu überwinden hat, sich alle Gefahren vorgezählt, die ihm bis auf den letzten Augenblick den Sieg aus der Hand zu winden drohen? Denn hier möchte wohl mit dem raschen Entschluß jenes jungen Französischen Paladins,

— unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's —

nicht durchzukommen seyn!

Fassen Sie aber gleichwohl aus meinem Zittern kein nachtheiliges Vorurtheil gegen den Dichter der Borussias! Was ist natürlicher als ein wenig zu erschrecken, wenn wir einen andern etwas Gefahrvolles unternehmen sehen, dessen uns zu unterfangen wir selbst nicht gewagt hätten? Würden Sie nicht auch ein wenig gezittert haben, wenn Sie dabei gestanden wären, als der schöne Phaëthon, von jugendlichem Selbstgefühl und Vertrauen gebläht, vor den Sonnengott trat, sich die Gewährung einer Bitte zuschwören ließ, und dann um die Erlaubniß bat, seinen Flammenwagen einen Tag lang um den Himmel zu führen? — nur allzuwahrscheinlich,

— Vitreo daturas
nomina ponto!

Doch, wenn der muthige Wagehals uns entgegenruft:

„Was daraus entstehen kann, das mag daraus entstehen,
„Mir ziemt es nicht so was voraus zu sehen!"

desto besser für ihn und uns! — Also nichts weiter hievon! Ferne sey es von uns, jemand abschrecken zu wollen, der etwas Großes in unsern Tagen zu beginnen Muth hat! Und gewiß wird sich auch der Mann, der ein solches Abenteuer bestehen kann, durch unser Zittern nicht erschrecken lassen!

Aber eine andre Frage, über welche ich mich nicht enthalten kann, Ihnen ein Paar Worte zu sagen, ist diese: ob es rathsam gewesen sey, einen erst vor wenigen Jahren verstorbenen Deutschen Fürsten zum Helden, und also eine noch so frisch in aller Menschen Andenken liegende Geschichte,

wie der siebenjährige Krieg ist, zum Stoff einer Epopöe zu erwählen? — Und da gestehe ich unverhohlen, daß ich sogar den Helden der Henriade noch zu modern, noch zu nahe an uns finde, wiewohl es schon bald zweihundert Jahre sind, daß er nur noch in der Geschichte lebt. Es mag vielleicht nur Aberglaube und Täuschung seyn, aber wenigstens scheint es (vielleicht bloß von Gewohnheitswegen) den meisten Menschen natürlich zu seyn, sich einen noch ganz neuen Helden nicht ohne einen geheimen Widerwillen als die Hauptperson einer Epopöe zu denken. Wir sehen ihn und seine Thaten noch als ein ausschließliches Eigenthum der Geschichte an, und je mehr uns daran gelegen ist, von einem sehr großen Manne nichts als die reine Wahrheit zu erfahren; je mehr wir ein ganz getreues und unverschönertes Bildniß (wenn es auch nur eine Silhouette wäre) von ihm zu besitzen wünschen, je größer der Werth ist, den wir auf die kleinste zuverlässige Anekdote setzen, die uns einen Zug seines Charakters liefert: desto ungeneigter sind wir, einem Dichter die Erlaubniß, ihn zu idealisiren, einzuräumen. Und, wenn dieser sich auch noch so genau an die bloße historische Wahrheit zu halten verspricht, und wirklich hält, so bleibt doch, da er nun einmal ein Dichter ist und die Gewalt quidlibet audendi von Rechts- und Gewohnheitswegen in Händen hat, immer eine Art von geheimer Besorgniß übrig, daß er sich seines Rechts bedienen, und aus dem historischen Helden, an dem wir alles bis auf seine Fehler, Schwachheiten und Muttermale lieben, einen romantischen und idealischen machen werde, der uns, wie edel und exemplarisch er auch seyn möchte, nur bloß darum schon zuwider ist, weil er nicht mehr der Mann selbst ist, den wir aus seiner Geschichte, aus dem ganzen Zusammenhang seines Lebens, und (was bei Friedrich II hauptsächlich

in Betrachtung kommt) aus seinen eigenen Werken kennen, und von welchem wir uns aus allem diesem Gegebenen, jeder nach seinem Vermögen, ein bestimmtes Bild in unsrer eignen Seele gebildet haben, das nun auf immer mit seinem Namen in uns verbunden ist, und in welchem allein wir ihn zu erkennen glauben. Kurz, lieber Freund, mich dünkt, wir müssen den Helden einer Epopöe schon so viele Jahrhunderte lang todt und begraben wissen, daß seine Geschichte (zumal wenn sie so viel Unglaubliches hat wie Friedrichs des Großen) wo nicht zu einer Art von romantischem Mythus für uns geworden ist, wenigstens doch aus einer so großen Zeitferne einen gewissen edlen Rost des Alterthums gewonnen, und der Held selbst das Kolossalische und Götterähnliche in unsrer Einbildung bekommen hat, welches er haben muß, um zu der epischen Behandlung und dem hohen Trompetenton der heroischen Muse qualificirt zu seyn.

Doch gesetzt auch, man erlaubte einem Dichter sich über die Bedenklichkeit wegzusetzen — und wer sich zum Sänger Friedrichs II geboren fühlt, wird sich diese Erlaubniß wohl selbst nehmen, und zu seiner Rechtfertigung Gründe genug finden — so bleibt noch eine andere, über die man nicht leicht ungestraft wegspringen kann. Und diese ist: daß es, eben wegen der Neuheit der Begebenheiten, schwer, wo nicht unmöglich ist, daß der Dichter einer Borussias, zumal wenn er ein Borusse ist, nicht Partei gegen die Feinde seines Helden nehme, und im Feuer seiner begeisterten Liebe für seinen König und sein Vaterland den Charakter, die Beweggründe, Gesinnungen und Handlungen jener Fürsten und Nationen, die am Ende doch bloß ein entgegengesetztes politisches Interesse zu Gegnern seines Helden machte, in ein falsches, gehässiges, oder doch nachtheiliges Licht stelle. Eine Parteilich-

keit, welche — außer dem, was in andern wichtigern Rücksichten gegen sie einzuwenden ist — für den Dichter selbst und für sein Wort den Nachtheil hat, nur für die Unterthanen der Preußischen Monarchie gearbeitet zu haben, und sich wenig Beifall von allen jenen Nationen versprechen zu dürfen, die sich in ihrem Fürsten von ihm mißhandelt glauben. Denn da ihm nun einmal alles daran gelegen ist, die Gerechtigkeit auf seines Helden Seite zu haben: so sieht er sich gezwungen, um alles Verhaßte des verderblichen menschenfressenden Krieges, den er besingen will, auf die Gegenpartei zu wälzen, ihr die abscheulichsten Leidenschaften und Gesinnungen zuzuschreiben; und diese Unbilligkeit (denn Unbilligkeit ist und bleibt es immer in den unverfälschten und recht richtenden Augen des Weltbürgers) wird dadurch nur schlecht gemildert, daß der Poet ein scheußliches Ungeheuer von einem Dämon dichtet, der die Herrscher der Völker, wenn sie die Menschen nicht lieben, zu seinen Genien weiht, und mit Ehrgeiz, räuberischer Habsucht, Neid, Rache, und der grausen Hyäna Politik, an der Seite, ihnen seine Wuth in die ehernen Busen einhauchet,

daß sie die sceptergehorchenden Völker dem Elende geben u. s. w.

Denn weil kein Mensch an die Existenz eines solchen Dämons glaubt, so fällt alles auf die armen Könige, und hauptsächlich auf Maria Theresia zurück, welche die Seele des geheimen Bündnisses gegen Friedrich II war, aber (wie alle Welt weiß) im Grunde keine andere Absicht dabei hatte, als ihr liebes Schlesien wieder zu bekommen, welches Friedrich doch wahrlich nicht kraft eines rechtlichen Spruchs der Asträa und Themis von ihr genommen, sondern ihr durch blutige Siege abgedrungen hatte. Die Parteilichkeit, die der Dichter durch

die moralische Darstellung der Sache begeht, wird in den Augen aller Unparteiischen desto auffallender und widerlicher, weil es weltbekannt ist, daß es nicht der Dämon, der mitten in der Hölle, da wo die Ströme des Feuers, ewige Marter aufflutend, die flammendsten Wirbel vermischen, von der wüthendsten Furie geboren wurde, sondern daß es der große Friedrich selbst war, der durch seine Eroberung Schlesiens den Anfang machte, den seligen Frieden, der in Deutschland herrschte und vom Segen der Lande und Städte troff, zu stören, und die Freuden des seligen Deutschlands zu trüben — und der diese von seinem Anti-Macchiavel so grell abstechenden Handlung in seinen eigenen Schriften, durch keine andern Gründe rechtfertigen kann noch will, als durch solche, die ihm die grause Hyäna Politik in den Busen gehaucht hatte. — Warum muß sich nun Maria Theresia von dem Dichter mit einem ehernen Busen beschenken, und nebst ihren Alliirten mit einer Räuberbande, die einen schlummernden Riesen überfällt, vergleichen lassen: der Riese Friedrich hingegen als der gerechteste, mildeste und menschenfreundlichste aller Helden geschildert werden?

Ich glaube alles zu wissen, was der Dichter der Borussias zu seiner Entschuldigung sagen kann: aber die Welt läßt in Werken des Genie's und der Kunst nicht Entschuldigung gelten. Homer, wird sie sagen, war ein Grieche, und liebte sein Vaterland wohl so gut als ein anderer; und doch würde man in seiner ganzen Iliade auch nur den Schatten einer Vorliebe für die Griechen oder einer Unbilligkeit gegen die Trojaner vergebens suchen. Sein Jupiter selbst ist nicht so unparteiisch als er. Dafür ist aber auch dieses reine menschliche Verhältniß gegen alle seine Personen ohne Ausnahme kein geringes Verdienst des großen Dichters qui nil molitur

inepte, oder vielmehr es ist gerade sein höchstes Verdienst; es ist das, was ihn, ungeachtet sein Sujet an sich selbst so kleinlich ist und so wenig allgemeines Interesse verspricht, zum wahrsten, menschlichsten, allgemeinsten, anziehendsten und unterhaltendsten aller Dichter macht. Warum stellte sich der Verfasser der Borussias den Homer, den er sich in Absicht der Menge und der Ausbildung seiner Gleichnisse zum Muster genommen zu haben scheint, nicht lieber in einem so wichtigen Punkte, als diese politische Unparteilichkeit ist, zum Muster vor? — Freilich würde nicht nur die Art der Ausführung dadurch etwas anders, als sie jetzt ist, geworden seyn, sondern vermuthlich das Ganze mit allen seinen Theilen sich auf eine andre Art in seinem Kopfe geordnet haben! Da es aber eine Frage ist, ob er sich auf einem Wege, der dem von ihm eingeschlagenen so entgegengesetzt ist, zum Ziele zu kommen getraut hätte: so wäre es unbillig, sich länger bei diesem Vorwurf aufzuhalten, den er vielleicht, vermöge seiner ganzen Vorstellungsart, nicht vermeiden konnte, ohne sein großes Vorhaben selbst aufzugeben — welches ich auf keine Weise wünsche.

---

b.

1 7 9 2.

Friedrich II ist indeß vielleicht auch darin der Einzige, daß er groß genug war, um schon in dem ersten Jahrzehnt nach seinem Ableben der Held einer Epopöe zu seyn. Kein anderer hat dem Dichter, der Muth und Kraft in sich fühlt, ihn zu seinem Helden zu erwählen, die Arbeit zugleich leichter und schwerer gemacht; — leichter, weil es keiner Erdich-

tungen, keiner Hülfsquellen aus dem Reiche der Phantasie und des Wunderbaren bedarf, um seinen Charakter und seine Thaten zu veredeln und interessanter zu machen; schwerer, weil auch dem größten aller Dichter vor einer Unternehmung grauen müßte, wobei ihm sein Held kaum ein anderes Mittel übrig ließ, sich von dem Geschichtschreiber zu unterscheiden, als poetische Darstellung der bloßen historischen Wahrheit. Aber wenn in dieser Rücksicht der Sänger des frommen Aeneas und des Capitano

che il gran sepolcro liberà di Cristo,

große Vortheile über den Sänger Friedrichs hatte: so kommt dafür diesem letztern zu Statten, daß sein Held selbst beinahe alles für ihn gethan hat, und daß er (außer den Requisiten, die ihm mit dem Geschichtschreiber gemein sind) kaum etwas anders als die Gabe der lebendigsten Darstellung und einen hohen Grad dessen, was man unter Poesie des Styls und Musik der Versification versteht, nöthig hat, um ein vortreffliches und ewig dauerndes Werk aufzustellen.

— — — Die Borussias ist bereits vollendet, und befindet sich in diesem Augenblick in den Händen der Aristarche und Quintile, welche der Dichter glücklich genug ist zu Freunden zu haben, und denen man mit größter Gewißheit zutrauen darf, daß sie es an dem corrige sodes hoc et hoc nicht werden ermangeln lassen; welches ich, in einem Falle wie dieser, für eine große und verdienstliche Pflicht ansehe. Es sey auch mir erlaubt, etwas, so wenig es auch ist, zur Auspolirung eines Werkes beizutragen, das nur durch den möglichsten Grad von Vollkommenheit seines Gegenstandes und Zwecks würdig seyn kann.

Versification. Der Hexameter ist, meines Erachtens, die schwerste und künstlichste aller Versarten in unsrer, gegen die Griechische, so ungeschmeidigen Sprache; und ich glaube so ziemlich die große Majorität aller Deutschen Ohren auf meiner Seite zu haben, wenn ich sage, daß Deutsche Hexameter entweder bis zu einem hohen Grade des Wohlklangs ausgearbeitet seyn müssen, oder unausstehlich sind. An der Versification der Borussias ist (so weit sich nach den Proben urtheilen läßt) überhaupt mehr zu loben als zu tadeln, und der Verfasser scheint auf diese Partie vielen Fleiß verwendet zu haben: aber eben darum wünsche ich, daß er auch nicht einen einzigen harten, oder sonst übel organisirten Vers stehen lasse. —

Ich halte es mit Hrn. Moritz für ein allgemeines Gesetz unsrer Prosodie, welches zu überschreiten man sich nicht leicht erlauben sollte: „daß der Accent allein die Länge der Sylben entscheidet," und also alle dreisylbigen Wörter, wenn sie den Accent auf der ersten Sylbe haben, immer (wenigstens nie ohne einen erheblichen Grund) als Daktylen gebraucht werden müssen. Dieser Regel zufolge kann ich keinen Vers, wie dieser, gelten lassen,

Nicht verzärtelte Weichlichkeit und üppige Pracht nicht,

Weichlichkeit wird hier wie — ⏑ — scandirt; da es aber ein Daktylus ist, so hat der Vers, wenn er recht gelesen wird (denn das willkürliche Nachhelfen durch langsames Aussprechen der letzten Sylben sollte nicht gelten, es wäre denn daß ein besonderer Nachdruck im Declamiren auf das ganze Wort zu legen wäre, welches hier nicht der Fall zu seyn scheint), eine Sylbe zu wenig.

Die gleiche Bewandtniß hat es mit dem Verse,

> und die Empfindsamkeit, viel sinnend mit denkender Stirne.

Von Versen, welche wenigstens mein Ohr (keine auriculam asini, wie ich mir schmeichle) durch Härte und schweren Gang beleidigen, führe ich nur zwei zum Beispiel an:

> „über die schamerröthende Wange rollte, daß er selbst
> — — — „den Schrecken
> „seiner Feinde, übt er unnachläßig zum Streite.“

Ich habe mich schon bei mehrern Gelegenheiten gegen die Verse erklärt, worin der Hexameter durch die Cäsur in zwei gleiche Theile gespaltet wird, wie z. B.

> „der gottheiligen Menschheit || hochgeweihete Rechte,“

(wo überdieß der Artikel „der“ entweder, als kurz gebraucht, einen Jambus macht, oder nur durch einen ungehörigen Accent zur Ungebühr lang gedehnt wird) und

> Wie der Beherrscher des Himmels || wenn die Richter der Menschen ꝛc.

Einmal kommen ihrer gar zwei hintereinander vor:

> „Sieger der Königin Deutschlands || nennen den Helden der Brennen
> „alle Völker der weiten || menschenernährenden Erde.“

Der unmittelbar folgende

> „Sein, sein sind Silesiens || waffenerstrittene Gauen.“

thut, weil der den Abschnitt machende Fuß ein Daktylus ist, nicht völlig dieselbe widrige Wirkung, fällt aber doch, seiner beiden Vorgänger wegen, ein wenig auf. — Sehr selten, wiewohl immer ungern, möchte ich einen Vers dieser Art

hingehen lassen: aber ich fürchte, sie kommen in der Borussias zu häufig vor. Das Beispiel Homers kann hierin einem Deutschen Versificator nicht zu Statten kommen; theils, weil man Homern nicht in seinen Nachlässigkeiten nachahmen soll, theils weil diese Art Verse in der Griechischen Sprache nicht so widrig klingen als in der unsrigen.

Beiwörter. Ob der Dichter der Borussias nicht überhaupt die Beiwörter zu sehr liebe, und ob neun malende, zum Theil fünf- und sechssylbige Beiwörter in achthalb Versen (wie in dem einen Gleichniß a) nicht zu viel seyn möchten, will ich andern zu entscheiden überlassen; wenigstens wünsche ich alle müßigen, und im Grunde bloß den Vers ausfüllenden verbannt zu sehen; wie z. B. der „scepter- und krongeschmückte Jüngling, thronende Fürsten, menschenernährende Erde, der männerlenkende Mavors," und dergleichen. — „Der gottheiligen Menschheit hochgeweihete Rechte," habe ich schon oben als einen übelorganisirten Vers erwähnt; hier denunciire ich die beiden Beiwörter vor Ramlers und Moritzens Richterstuhle. Die großen zusammengesetzten Beiwörter, wie die „trübsalumdrängte Seele, die waffenerstrittene Gauen, die sceptergehorchenden Völker, der hüttenbestreuete Flecken," und dergleichen, würde ich (ohne Furcht, daß Homers Schatten deßwegen auf mich zürne), so viel immer möglich, und solche Zusammensetzungen wie Sirenen-Verlockerinnen, gänzlich vermeiden. Auch gegen den Vers

> Kummerlinderer, Zähreabtrockner, Sorgenbefreier
> nennen sie ihn, —

lehnet sich etwas in mir auf, das mir nicht erlauben würde, ihn stehen zu lassen.

Gleichnisse. Herr J. hält gutgewählte und ausgemalte Gleichnisse mit Recht für ächte Auszierungen eines

epischen Gedichtes; und hierin zu homerisiren, wie er öfters thut, finde ich lobenswürdig, wenn der Dichter es in eigner Person thut. Nicht so, wenn er Friedrichs alten Lehrer dem Großfürsten Peter die Erzählung von Friedrichs Erziehung, Charakter und Thaten machen läßt! Da dünkt mich (zumal in dem Munde eines modernen Nestors), sind ausgemalte Gleichnisse, wie deren gleich zu Anfang zwei hintereinander vorkommen, und wie das an sich sehr schöne Gleichniß von dem „jungen Eichensprößling" auf der ragenden Alpe „hochbeschneietem Gipfel," und das andre „wie am lieblichen Abend" b) jedes in achthalb Versen, sehr ungehörig. Schön — sed nunc non erat hic locus, sagt Horaz. Ganz widrig auffallend aber ist die monotonische Construction der in dieser Rede des alten Nestors so sehr gehäuften kleinen Gleichnißbilder mit Wie und Also.

Solche ambitiosa ornamenta — delere jubebat Quintilius.

Nur noch einige Kleinigkeiten, weil ich hier doch einmal die Pflicht eines zu Rathe gezogenen viri boni ac prudentis auf mich genommen habe.

Ich verwerfe den Gebrauch veralteter einfacher Zeitwörter statt der gewöhnlich zusammengesetzten, wie wahren statt bewahren, walten statt verwalten, nicht schlechterdings: aber ich tadle ihren gar zu häufigen Gebrauch.

Neue Wörter zu prägen hat Horaz den Dichtern billig erlaubt; ob aber auch solche, wie der hehre Wäger, der kühne Schwinger, und zwar zu keinem wichtigern Gebrauch als um nicht immer Friedrich sagen zu müssen, weiß ich nicht.

Ich billige den Gebrauch des veralteten, aber aus Luthers Bibel bekannten Wortes hehr; nur, däucht mich, sollte es nicht pro lubitu statt eines andern ähnlichen, sondern nur als die stärkste poetische Farbe in der ganzen Schattirung

zu der es gehört (ehrwürdig, ernst, erhaben, furchtbar, majestätisch, heilig, hehr), und also sehr sparsam gebraucht werden; welches, meines Erachtens, überhaupt von mehreren alten Wörtern gilt, die, eben wegen ihrer Ungewöhnlichkeit, in der poetischen Farbengebung Effect machen könnten, wenn man sie nur selten und immer am rechten Orte anzubringen wüßte.

Herr J. nennt Friedrichs große Gegnerin, die Kaiserin Maria Theresia, mitunter auch Therese. Dieß klingt in der Hälfte von Deutschland (wo es oft in einem Hause drei, vier, und noch mehr Theresen gibt) nicht edel genug für den Ton des Heldengedichts und die Würde der Tochter Karls VI. Ich würde sie, wo ich ihren Namen nennte, nie anders als Theresia heißen; und das aus eben dem Grunde, warum ich die Russische Katharina weder Kathrine noch Thrine nennen würde. Therese und Kathrine sind völlig eines Schlags.

Unter die kleinen Nachlässigkeiten, welche der wichtiger beschäftigten Aufmerksamkeit so leicht entwischen, gehört wohl auch die schwellende Seele, die am Schluß eines Verses auf die fürstliche Seele folgt, welche in dem unmittelbar vorhergehenden die nämliche Stelle einnahm. Ich habe das Kunstwort vergessen, womit die Grammatiker diese maculam beehrt haben; aber eine macula ist es gewiß. Eben so unvermerkt scheint sich auch das „der Nestor — ermangelte nicht,“ u. s. w. aus dem Kanzlei- und Zeitungsstyl eingeschlichen zu haben; eine Art zu reden, die wohl allenfalls in einem komischen Heldengedicht ihren rechten Platz finden könnte, aber aus der Sprache der höhern Poesie verbannt bleiben muß.

Doch manum de tabula! — Ich habe nur kleine Flecken, zur Probe, gerügt, und überlasse wichtigere Ausstellungen den Kunstrichtern, denen das Ganze vorgelegt wird, und die

mehr Muße dazu haben als ich. Beiläufig erinnere ich nur noch, daß ich (zumal in billiger Rücksicht auf mein eigenes Interesse) auf den Horazischen nonum prematur in annum in Absicht der Borussias keineswegs bestehen möchte. Ich bin von Hrn. J. versichert, daß er mit einem Werke von dieser Wichtigkeit nicht zu früh in die Welt eilen, und uns das Ganze nicht eher geben wird, bis alles so gut und fehlerlos ist, als er selbst, mittelst der Erinnerungen seiner Aristarchen, es dermalen nur immer machen kann. Ein novem musis caelatum und omnibus numeris perfectum opus ist kein Sterblicher von einem Sterblichen zu fordern berechtigt; und hier gilt das ubi plurima nitent etc. mehr als bei irgend einem kleinen Product der Musenkunst. Aber ein Werk wie dieses wird durch den ersten Druck der Feile des Verfassers nicht entzogen. Da er nichts Größeres mehr unternehmen kann, so bleibt es immer das Hauptgeschäft seines Lebens, an der Vollkommenheit desselben zu arbeiten, und der Tod allein kann ihn nöthigen, die Hand davon abzuziehen.

---

a) — — — Wie auf der ragenden Alpe
Hochbeschneietem Gipfel ein junger Sprößling der Eiche
In der Mitte des rasenden Sturms, der rollenden Donner
Und des rauschenden Bergstroms steht, und wächst, und im kühnen
Kampfe kühner nur ragt, bis er — zum Maste gehauen,
Stolz auf dem Ocean wogt, und, ein Trutz der Orkan' und der Donner,
Den vielrudrigen segelgeflügelten Wagen Poseidons
Ueber die weithinschallenden Tiefen des Meeres hinsteuert:
Also bildet sich Friedrichs erhabene Seele im Unglück.

b) — — — Wie am lieblichen Abend,
Wenn die Sonn' am röthlichen Himmel gefällig verweilet,
Unter des dichtbeblätterten Baumes schirmendem Laubdach,
Welches der hangende Ball mit sanftem Schimmer vergoldet,
Alle Wohner des nahen Gebüsches, dem regenumträuften
Hain entschlüpfend, die letzte Wonne des sterbenden Tages
Trinken, und jubelnd Gesang zum schallenden Himmel ertönen,
Daß der hinhorchende Pflüger die schwere Egge nicht fühlet:
Also flocken die Wohner des fernen Auslands in Friedrichs
Menschenernährenden Staat.

8.

Ueber Sebastian Brants Narrenschiff *) und Dr. Johann Geylers von Kaysersberg Weltspiegel.

1 7 7 6.

Sebastian Brants Narrenschiff ist eine Art von Lehr- und Strafgedicht, woran das poetische Verdienst das geringste ist. Der Titel könnte vermuthen machen, daß eine Dichtung zum Grunde liege; aber nichts weniger. Das ganze Buch

*) Sebastian Brant, geb. 1458 zu Straßburg, studirte zu Basel, wurde 1489 Doctor der Rechte, die er auch bis 1494 lehrte. Wegen seiner Rechtskenntniß berühmt, wurde er von Maximilian I an dessen Hof berufen und zum kaiserlichen Rath ernannt; zuletzt war er Kanzler in seiner Vaterstadt, wo er 1520 starb. Man sehe außer Jördens im Lex. Deutsch. Dichter und Prosaisten Eschenburgs Denkmäler Altdeutscher Dichtkunst S. 297 — 338.

ist eine Sammlung von Sittenlehren und Satyren über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, als Narrheiten betrachtet, und unter 113 Kapitel oder locos communes gebracht, die keinen andern Zusammenhang haben, als daß sie mit einem gemeinschaftlichen Titel zusammengebunden sind. Das Buch ist voll gesunden Verstandes, Welt- und Menschenkenntniß, und hat mehr Sokratischen Geist als Lucianisches Salz in sich. Sprache und Vortrag haben wenig poetisches Leben; doch fehlt es hier und da nicht an feinen Wendungen und glücklichen Ausdrücken, die dem elegantesten Gedicht in dieser Art Ehre machen würden. Körnig und gedrungen wird sein Ausdruck am meisten, wo er die Eitelkeit des Stolzes, des Eigendünkels, der Projectenmacherei, Polyhistorei und des Schwätzens rügt, und über den Unbestand der Dinge dieser Erde philosophirt. Man kann sich leicht vorstellen, daß seine Sittenlehren und Satyren meistens Gemeinplätze sind; aber man muß auch bedenken, daß vor beinahe 300 Jahren, als dieß Buch herauskam, sich noch nicht so viel Moralisten in Prosa und Versen darauf herumgetummelt hatten, und daß die alten classischen Schriftsteller der Griechen und Römer, die ihm einen großen Theil seines Stoffs geliefert haben, damals in Deutschland noch nicht so ausgeplündert, ausgezogen und ausgesogen waren, als sie es seither geworden sind. Brants Sprache ist die Schwäbische seiner Zeit, die von der damaligen Obersächsischen wenig verschieden war. Sie schwebt zwischen der Sprache der Minnesänger und unserm heutigen Hochdeutschen in der Mitte, und hat viele Wörter und Redensarten, die zum Theil noch jetzt in Schwaben üblich, und (mit einer Menge andrer brauchbarer alter Wörter) von spätern anmaßlichen Sprachverbesserern unverständiger Weise aus der

Schriftstellersprache ausgemerzt worden sind. Es wäre zu wünschen, daß ein guter Theil dieser außer Curs gekommenen Wörter wieder zurückgeholt, und (wenigstens) in die komische, launige, satyrische und burleske Schreibart — versteht sich, mit Auswahl und Geschmack — eingeführt würden. Das alte Heldenbuch, die vier ersten Bücher des verdeutschten Amadis von Gallien, der Theuerdank, der Froschmäusler, die Werke Hans Sachsens und viele andere würden, nebst dem Brantischen Narrenschiffe, reichliche Ausbeute zu dieser Sprachbereicherung an die Hand geben. Daß wir dessen sehr bedürfen, ist wohl keine Frage, wenigstens sehe ich kein besser Mittel, wie unsrer Armuth an Reimen abgeholfen und zugleich unsre ziemlich abgeschossenen poetischen Farben wieder aufgefrischt werden könnten.

Der Werth des Narrenschiffs ist also nach dem Bedürfniß der Zeiten Sebastian Brants, und nicht nach dem Effect, den es auf die unsrige machen würde, abzuwägen. Als ein Gedicht betrachtet, ist es weit unter denjenigen von unsern Dichtern des 16ten Jahrhunderts, welche classisches Ansehen verdienen, und, so der Himmel will, auch noch erhalten sollen. Indessen wollen wir doch den Lesern, die das Original nie gesehen haben, zu Gefallen, einige vorzügliche Stellen zur Probe ausheben.

* * *

Gar oft verdirbt ein Hantwerksman
Der viel Gewärb und Hantwerk kan.
Wer jagen will, und uf eyn Stund
Zwen Hasen vohen (fahen) mit eym Hund,
Dem wirt (wird) ettwan kum (kaum) eyner vol,
Gar dick (oft) wirt im ganz nüt zumol (nichts zumal)

Wer schießen uß vil Armbrust vill
Der trifft kaum etwann wol das Ziel.

* * *

Wer uf sich selbst viel Aempter nymbt
Der mag nit tun das jedem zymbt.
Der hie muß syn und anderswo
Der ist recht weder hie noch do.
Wer tun will, was eym jeden g'falt
Der muß han Ottem (Athem) warm und kalt,
Und schlucken vil das im nit schmeckt
Und strecken sich nach dem Gedeckt, (Decke)
Und künnen pfulwen underströwen (streuen)
Eyn jedem underm Ellenbowen
Und schmyeren yedem wol syn Styrn,
Und lügen daß er keynen erzürn.
Aber viel Aempter schmecken wol
Man wermbt sich bald bey großem Kol (Kohlfeuer)
Und wer vil Wyn (Wein) versuchen dut
Dem dunkt doch nit eyn yeder gut.
Dann schlecht geschmydt ist bald bereit
Dem Wisen liebt Eynfaltigkeyt.

* * *

Syner Muter Schild gar mancher fürt
Das er vielleicht am Vater irrt.
Viel Hant des Brief und Sygel gut
Wie daß sie sint von edelm Blut.
Sie went (wollen) die ersten syn von recht
Die edel sint in irm Geschlecht;

Wie wol ichs nit ganz straff noch acht
Uß Tugend ist all Adel gemacht.
Wer noch gut Sitt, Ehre, Tugend kan,
Den halt ich für eyn edel Mann;
Wer aber hett keyn Tugend nitt
Keyn Zucht, Scham, Ehre noch gute Sitt
Den halt ich alles Adels leer
Ob joch (auch) eyn Fürst syn Vatter wår.
Adel alleyn by Tugend stat (steht)
Uß Tugend aller Adel gat (geht.)

* * *

Ich weiß noch einen, heist Hans Mist,
Der will all Welt deß überreden
Er sey zu Norwegen und Schweden
Zu Alkair geweßt und zu Granat
Und do der Pfeffer wechst und staht;
Der doch nie kam so fern hinus,
Hett syn Mutter daheim zu Hus
Ein Pfannkuch oder Wurst gebachen
Er håtts geschmeckt (gerochen) und hören krachen.
Des rhümeris ist uf Erd so vil
Daß es zu Zyten nem groß wyl;
Denn jedem Narren das gebrißt *)
Daß er will syn, das er nit ist. —

* * *

*) Von gebresten. Seine Krankheit, sein Uebel besteht darin.

Die sogenannten Predigten über das Narrenschiff von Dr. Johannes Geyler von Kaysersberg (s. diesen Artikel) sind (wie ich aus dem „Alten aus allen Theilen der Geschichte" 1. Bd. S. 244 fg. finde) um das Jahr 1498 von diesem Theologen zu Straßburg öffentlich gehalten, nach dessen Tod im Jahr 1511 von Jacob Otther gesammelt und unter dem Titel: Navicula, sive speculum Fatuorum, in Lateinischer Sprache zum Druck befördert, auch im Jahr 1513 nebst der Lebensbeschreibung Dr. Geylers von Beatus Rhenanus zum zweitenmale herausgegeben worden. Ich kenne diese Homilien oder Discurse über Brants Narrenschiff bloß aus einer deutschen Ausgabe, so folgenden Titel hat: „Weltspiegel, oder Narrenschiff, darinn aller Ständt Schand und Laster, üppiges Leben, grobe narrechte Sitten, und der Weltlauf, gleich als in einem Spiegel gesehen und gestraft werden: alles auf Sebastian Brants Reimen gerichtet; aber mit viel andern herrlichen, christlichen, auch nützlichen Lehren, Exempeln und Vermahnungen zu einen ehrbarn christlichen Leben. Sampt gewisser Schellen Abtheilungen, dardurch eines jeden Standes Laster zu erkennen. Weiland durch den Hochgelahrten Johann Geyler, Doctor der H. Schrift, in Lateinischer Sprache beschrieben, jetzt aber mit sonderm Fleiß aus dem Latein in das recht hoch Teutsch gebracht, und erstmals in Truck ausgegangen. Durch Nicolaum Honiger von Tauber Königshoffen. Getruckt zu Basel, durch Sebastian Heinric Petri im Jahr MDLXXIIII."

In dieser Ausgabe machen Brants Reime den Text und Geylers Discurse den Commentarius, worin er sich jeden Narrengeschwarm (deren in allen hundert und eilf sind) als mit einer Menge Schellen behängt vorstellt, und dann unter diesem Namen der Schellen, die verschiedenen Subdivisionen,

Gestalten und Effecte der Thorheit, wovon in jedem Kapitel die Rede ist, beschreibt und straft. Man erkennt in diesen Discursen einen guten richtigen Sinn, gesunden Verstand und stattliche Kenntniß der Welt und ihres Laufs sowohl aus Büchern als unmittelbarem Anschauen und langer Erfahrenheit. Hier und da laufen hübsche Exempelchen mitunter, die als komische Erzählungen verarbeitet zu werden verdienten. Auch als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden in Kleidung, Putz, Ergötzlichkeiten u. s. w. der Zeiten Kaisers Maximilian I würde dieß Buch von einem Deutschen Hume — wenn uns anders einer aufbehalten ist — zu benutzen seyn. Diejenigen, welche Geylern übelgenommen haben, daß er diese Homilien gehalten, müssen nicht überlegt haben, daß seine Art in den besondersten Detail der sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Thorheiten und Mißbräuche aller Stände, Geschlechter und Professionen hineinzugehen, gerade die einzige ist, wie man Moral predigen müßte, wenn wirklicher Nutzen dadurch geschafft werden sollte. Diese Art zu predigen war im 16ten Jahrhundert sehr gewöhnlich; und nicht desto besser, daß man sie im 18ten gegen mehr oder minder scientifische, oder rhetorische, geblümte und verbrämte, philosophische oder sentimentalische, aber immer à la modische Declamationen über moralische und theologische Gemeinplätze, oder auch wohl (ut fit) gegen Reden, die wie ein Geschwätz im Schlafe tönen, vertauscht hat.

9.

Frau von Buchwald.

An Sophie von la Roche.

1 7 9 0.

Wenn Sie, liebe Fr., die kleine Schrift des Hrn. Gotter, „zum Andenken der Frau von Buchwald," noch nicht kennen sollten, so rathe ich Ihnen, sich je bälder je lieber in den Besitz derselben zu setzen. Denkmäler wie dieses sind in Deutschland noch eben so selten als Personen, die ein solches Andenken hinter sich lassen. Wie wenige verstehen die Kunst, so zu loben, daß es wirklich ehrenvoll ist, von ihnen gelobt zu werden; zu loben ohne zu schmeicheln, oder auch dann, wenn schonende Liebe oder Ehrerbietung ihren Pinsel führt, zu schmeicheln ohne der Wahrheit Abbruch zu thun! Die kleine Schrift, die ich Ihnen empfehle, zerfällt in zwei Abschnitte: der erste enthält eine Schilderung des Charakters der Fr. v. Buchwald; der andere eine kurze Darstellung ihrer Lebensgeschichte, welche gleichsam die Belege zu dem ersten liefert. Anhangsweise ist eine Uebersetzung zweier noch ungedruckter Briefe von Voltaire an die sel. Fr. v. Buchwald beigefügt.

Wenn ich nicht sehr irre, so sind die Gesetze, welche der berühmte Vorsteher der Malerakademie in London, Sir Josua Reynolds, den Portraitmalern, unter welchen er selbst eine der ersten Stellen e nnimmt, in einer seiner akademischen Reden vorgeschrieben hat, auch auf die moralischen Bildnisse einzelner Personen anwendbar, und enthalten alles, was man von einem Seelenmaler, der den individuellen Charakter des

Geistes und Herzens, der Sinnesart und der Sitten einer interessanten Person entwerfen will, fordern, und alles was man ihm zugestehen kann, wenn er nicht bloß für die Welt, sondern (wie es meistens der Fall ist) auch für die Freunde dieser Person malt; zumal, wenn ihn sein eignes Herz zum Verschönern geneigt macht, und er also gewissermaßen mitten im Arbeiten immer gegen sich selbst auf der Hut seyn muß. Nach Reynolds Theorie ist es nicht nur erlaubt, sondern sogar Pflicht des Portraitmalers, eine Person, so, wie sie sich uns zu ihrem größten Vortheile zeigt, darzustellen, insofern es geschehen kann ohne der Aehnlichkeit zu schaden, und also die Wahrheit zu verletzen, die an dem Bildniß einer merkwürdigen Person gerade das ist, was uns am stärksten interessirt, und wovon es allen seinen Werth erhält. Dieß (werden Sie vielleicht sagen) könne bei einer Person von so außerordentlichen Vorzügen und Verdiensten, wie die Fr. v. B. war, eben keine schwere Arbeit seyn. Aber mir scheint es, gerade deßwegen, desto schwerer. Erwägen Sie, ob es leicht ist, mit einem vollen und überfließenden Herzen, nie zu viel zu sagen? — ob es leicht ist, in dem Bildniß einer allgemein verehrten und geliebten Person auch denjenigen eine Genüge zu thun, die von Jugend an mit ihr lebten, und in einer langen Reihe von Jahren mit den feinsten, zartesten und individuellsten Zügen und Formen ihres Geistes und Herzens vertraut genug werden mußten, um selbst den kleinsten Fehler des Malers zu bemerken und verzeihlich zu finden; kurz, die sich (wenn ich mich so ausdrücken kann) zu lange unter dem Zauber, womit diese seltene Frau auf alles wirkte, was in ihren Kreis trat, befunden hatten, um nicht ein wenig mit dem glücklichen Irrthum aller Liebenden behaftet zu seyn, und zu finden, daß sogar ein kleines Mal an dem Gegenstande ihrer

Bewunderung eine Grazie, oder ein Lichtpunkt sey, der die Schönheit des Ganzen erheben helfe — erwägen Sie das alles, und gestehen, daß eben eine so leichte als feste Hand, und ein sehr zarter Pinsel dazu gehöre, von einer solchen Person ein Bildniß aufzustellen, dessen Aehnlichkeit jeden, der sie kannte, beim ersten Anblick frappirt, und bei der genauesten Prüfung der einzelnen Züge selbst diejenigen, die am meisten zu fordern und am wenigsten zu verzeihen geneigt sind, befriedigen muß.

Da es keineswegs meine Meinung ist, Ihnen das Lesen einer so lesenswürdigen Schrift unnöthig zu machen, so erwarten Sie nicht von mir, daß ich Ihnen weder einen vollständigen Auszug vorlege, noch alle die Stellen anzeichne, die ich Ihrer Aufmerksamkeit vorzüglich würdig halte, welches mich nöthigen würde, unvermerkt das Ganze abzuschreiben. Indessen kann ich mir doch nicht verwehren, zur Probe eine einzige, wiewohl etwas lange Stelle auszuheben, wo Hr. G. denjenigen Vorzug der Fr. v. B., worin sich alle ihre übrigen Gaben, Talente und Tugenden, so zu sagen, concentrirten, auf eine sehr meisterhafte Art charakterisirt. Er hatte unmittelbar vorher von den seltenen Gaben gesprochen, womit die Natur ihren Geist ausgestattet hatte, und die bei ihr durch Erziehung, Fleiß und glückliche Umstände auf einen ungewöhnlichen Grad von Vollkommenheit entwickelt und ausgebildet worden waren. — „Blühende Einbildungskraft (sagt er) stand bei der Fr. v. B. mit überraschender Gegenwart des Geistes, der schnellste Scharfsinn mit dem glücklichsten Gedächtniß, und bezaubernder Witz mit tiefer Einsicht in der ungewöhnlichsten Verbindung. Und bei allen diesen unter sich so verschiedenen Eigenschaften war sie so sehr Meisterin des Ausdrucks, daß er sich ihren Ideen ohne den geringsten Schein

von Kunst oder Mühe anschmiegte, und daß nichts der Bestimmtheit, der Energie, dem Feuer ihrer, von der angenehmsten Stimme und lebhaftesten Pantomime unterstützten, Rede gleich kam." — Und nun fährt er fort: „weit entfernt aber, die Ueberlegenheit ihrer Talente auf Kosten anderer geltend zu machen, ehrte sie vielmehr fremdes Verdienst mit ungeheuchelter Auszeichnung. Niemand kann bereitwilliger seyn als sie war, einen jeden, der sich ihr nahte, in Vortheil und Wohlbehagen zu setzen, sich zu dem Grade seiner Fähigkeiten herabzulassen, in die Eigenheiten seiner Lage, in die Falten seines Charakters hineinzugehen, das Schwache zu schonen, den Irrenden unvermerkt zu Recht zu weisen, und dem, den die Natur stiefmütterlich behandelt hatte, gleichsam von ihrem Verstande zu leihen. Wie schwer ist diese Kunst! wie viel Reichthum und Geschmeidigkeit des Geistes, welch ein Umfang von Menschenkunde, und welche Zartheit des Gefühls wird nicht dazu erfordert! Die Fr. von Buchwald besaß dieses Geheimniß ganz, und in ihm den unfehlbarsten Talisman der Herzen. Darum fanden Fremde beiderlei Geschlechts und jedes Standes in ihrer Unterhaltung gleiche Befriedigung, und verließen sie nie, ohne von ihr entzückt zu seyn. Darum war sie das Orakel und die Lust ihrer Freunde! Darum fühlte sich, wer seine Zuflucht zu ihr nahm, durch die unwiderstehlichen Eindrücke ihres zuvorkommenden und theilnehmenden Wesens selbst dann beruhigt und aufgerichtet, wenn sie seinen Wünschen keinen günstigen Erfolg versprechen konnte. Darum ebneten sich ihr bei Unterhandlungen die abschreckendsten Hindernisse, gelang es ihr, innerhalb ihres Wirkungskreises, überall Gleichgewicht und Eintracht zu erhalten, und oft selbst den Wetteifer der Parteien zum Werkzeuge rühmlicher Absichten zu machen. Darum endlich behauptete

sie, bis zum letzten Augenblicke, ein Ansehen, dessen unerschütterliche Grundpfeiler Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit waren."

Welch ein Ideal von einem Weibe, höre ich Sie ausrufen. Eine solche Frau würde nicht nur der Stolz eines jeden Hofes, sie würde die Zierde eines jeden Thrones gewesen seyn! — Ganz gewiß, l. S. Und dieses Ideal war die Fr. v. B. Alles was Sie so eben gelesen haben, war sie im buchstäblichen Verstande der Worte, und so viel auch damit gesagt ist, so werden alle, die sie gekannt haben, gestehen, daß ihr Biograph keine Sylbe zu viel gesagt hat.

Diese bewundernswürdige Frau hatte schon ihr achtundsechzigstes Jahr zurückgelegt, als mir mein glücklicher Stern den ersten Zutritt zu ihr verschaffte — — und, m. Fr., ich schwöre es Ihnen bei den Grazien und Musen, quarum sacra fero, niemals hat ein menschliches Wesen mit einem solchen Zauber auf mein Gemüth gewirkt wie diese — alte Dame. Ich kenne keine Art von Unterhaltung, wie anlockend und glänzend sie immer hätte seyn mögen, die ich, auch noch mehrere Jahre später, dem Vergnügen vorgezogen hätte, neben ihrem grünen Kanapee zu sitzen, und die süße Rede wie Honig von den welken Zauberlippen dieses weiblichen Nestors zu hören. Es ist vielleicht nichts, das Ihnen einen anschaulichern Begriff von dem Umfang und Reichthum ihres Geistes, von der unbegreiflichen Leichtigkeit, womit sie von einem Gegenstande zum andern, von jeder Tonart der Seele (wenn ich so sagen kann) selbst zur entgegengesetztesten überging, verschaffen kann, als wenn ich Ihnen sage: daß eben die siebzigjährige Frau, von welcher vielleicht kurz zuvor irgend ein großer Held oder Staatsmann, ein feiner Weltmann, oder ein adonisirter Elegante bezaubert weggegangen war, sich auf einmal

mit der größten Leichtigkeit in eine Platonische Diotima verwandeln, und einen Menschen, der in seinem ganzen Leben immer (wie Gozzis Pantalon) mit dem Herzen in der Hand sprach, und der ausgemachteste Antipode von einem Hofmann war, der sich jemals an einen Hof verirrt haben mag, ein paar Abendstunden lang über Gegenstände des Geschmacks, des moralischen Sinnes, der Philosophie des Herzens u. dgl. so zu unterhalten wußte, daß ihm die Minuten zu Augenblicken wurden, und daß er den geistigen Schmauß, den diese wundervolle Fee seiner Seele gab, während sie seinen animalischen Theil aus ihren kleinen Töpfchen und Schüsselchen wohl oder übel fütterte, dem Nektar und Ambrosia der Götter und einem Platz zwischen Venus und ihren Grazien vorgezogen hätte.

Es wäre eine lächerliche Eitelkeit, deren Sie mich hoffentlich nicht fähig halten, m. Fr., wenn ich mir auf die Merkmale von Achtung und Wohlwollen, womit auch ich, wie so viele tausend Andere, von der seligen Frau v. Buchwald begünstigt zu werden die Ehre hatte, bei dieser Gelegenheit viel zu Gute thun wollte: aber, da es dem Herrn G. beliebt hat, des Umstandes zu erwähnen, daß Oberon, vor seiner öffentlichen Erscheinung, an ihrem grünen Kanapee im Manuscripte vorgelesen worden, so sehe ich es für eine Art von Pflicht an, Ihnen nicht zu verschweigen, daß ich es dem immer sichern Geschmack der Frau v. B. und ihrem äußerst feinen Sinn für das Schickliche zu danken habe, daß Oberon einige Flecken weniger hat.

Doch es ist Zeit daß ich abbreche, da ich hoffen darf, Sie begierig genug gemacht zu haben, sich diese kleine Schrift selbst anzuschaffen, die, wie gesagt, sowohl wegen ihres Gegenstandes, als der meisterhaften Ausführung und des guten

Tons der durch das Ganze herrscht, des allgemeinsten Beifalls eben so gewiß seyn kann, als sie dem Orte Ehre macht, von welchem Hr. G. mit Wahrheit sagt, daß er, bei dem Glück eine Frau von Buchwald mehr als funfzig Jahre zu besitzen, ihrem unläugbaren Einflusse auf Bildung des Geschmacks und Verfeinerung des Tons zahllose Verbindlichkeiten habe u. s. w.

Ich füge nur noch bei, daß Hr. G. das Unterhaltende einer an sich schon so interessanten Schrift auch noch durch einige Charakterzeichnungen verschiedener, theils früher theils später vom Schauplatz abgetretener merkwürdiger Personen, die in die Lebensgeschichte seiner Heldin eingeflochten waren, zu vermehren nicht vergessen hat. Vorzüglich schön werden Sie das Gemälde einer Freundschaft finden, die schon zwischen zwei Frauen eine große Seltenheit, aber zwischen einer Fürstin und einer Privatperson vielleicht ohne Beispiel, und nur zwischen einer Fürstin, wie diese, und einer Oberhofmeisterin wie die Fr. v. B. denkbar ist. „Es war, sagt Hr. G. (denn ich kann dem Trieb nicht widerstehen, Ihnen diese Stelle noch abzuschreiben), es war eine Freundschaft, deren Lebhaftigkeit an Schwärmerei gränzte, ohne in Uebertreibung zu fallen. Es war ein beständiger Wettstreit von Edelmuth und Delicatesse. Eine jede las in der Seele der andern. Aber je bescheidener die eine sich mit dem Abglanze begnügte, der vom Thron ihrer Gebieterin auf sie zurückfiel, je ehrerbietiger sie den Eifer ihrer Liebe in Pflichten und Huldigungen hüllte; um so gütiger zog die andere sie zu sich hinauf, um so sinnreicher war sie, ihre Freundin bei jeder Gelegenheit in das vortheilhafteste Licht zu stellen, gleichsam als hätte sie selbst durch die allgemeine Billigung ihrer Wahl einen Zuwachs des Ruhms erhalten können.“ — Sie werden in dieser

Stelle, wie überhaupt in der ganzen Schrift, der Deutschen Sprache unbeschadet, einen gewissen Französischen Ton (der aber nicht der jetzige Pariser Ton ist) bemerken, den Sie nicht mit Unrecht als ein Beispiel dessen, was vorhin von dem Einfluß der Fr. v. B. auf die Verfeinerung des Tons in dem Ort ihres Aufenthalts gesagt wurde, ansehen können.

C.

1.

Der Chor in der Tragödie.*)

1806.

Ein mit A. W. bezeichneter Ungenannter belehrt uns in einem kleinen Aufsatze über den Chor in der Griechischen Tragödie: „der Chor sey die nothwendige Basis der Tragödie; er sey es, aus welchem die handelnden Personen sich gleichsam krystallinisch absetzen, und in ihm, dem Chor, liegen die Elemente alles dessen ungetrennt und gleichsam zeit- und raumlos, was nun, in Zeit und Raum auseinandergelegt, als Handlung sich darstelle — Und wie das ganze Wesen der Tragödie darin versire, daß der Held — ein großer Mensch, der sich frei um eine Idee bewege — diese Idee in sich zu verkörpern strebe, indem hingegen sie, die Idee, die Bande

*) In Beziehung auf Nr. 35. der Zeitschrift Elysium und Tartarus, welche im J. 1806 Falk in Weimar herausgab, bis der 14 October jenes Jahres sie unterbrach.

seiner Individualität lösend, ihn in sich zu vergeistigen trachte: so sey auch der Chor selbst, in Bezug auf diese Idee, gleichsam der durchsichtige und feste Krystallkern, welcher übrig bleibe, wenn man seine nach verschiedenen Richtungen gehenden Blätter auseinandergelegt habe" — u. s. w.

Ich vermuthe, daß die meisten Leser, denen diese neue Offenbarung des ganzen Wesens der Tragödie und des Chors der Griechen nicht allzuverständlich seyn dürfte, sich gern mit mir vereinigen werden, den Herausgeber jener Zeitblätter zu ersuchen, daß es ihm gefallen möchte, von seinen unmittelbaren Verbindungen mit den Bewohnern Elysiums zu unsern Gunsten Gebrauch zu machen, und die zu ihrer Zeit berühmten Meister der Kunst, Aeschylos, Sophokles und Euripides, allenfalls auch die Philosophen Sokrates, Platon und Aristoteles, ihre Zeitgenossen, um ihre Meinung von der Sache zu befragen, und, wo möglich, sich einen kleinen Commentar über diese neue Theorie von ihnen auszubitten. Bis dieser etwa erfolgt, begnüge ich mich zu sagen, daß — gesetzt auch die Idee, die der Ungenannte sich vom Chore der Griechischen Tragödie a priori macht, passe auf alle anderen Stücke des Aeschylos, Sophokles und Euripides, was sich jedoch niemand, der sie mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, überreden lassen dürfte — wenigstens der Chor in der Helena des Euripides eine schreiende Ausnahme macht. Dieser ist so weit davon entfernt, die Personen der Handlung, Helena, Menelaos, Theonoe und Theoklymenos (nichts von Teukros, der alten Schloßmagd, dem alten Diener des Menelaos und dem Hofbeamten zu sagen) krystallinisch aus sich abzusetzen, daß vielmehr der Dichter (wenn es ihm erlaubt gewesen wäre) ihn gänzlich hätte weglassen, und an seiner Stelle eine einzige Griechische Sklavin als Vertraute der Helena, und im

fünften Act ein Paar Hausbediente des Theoklimenos hätte aufstellen können, ohne daß wir neuern Leser die Abwesenheit des Chors vermißt hätten, oder der poetischen Wahrheit und Vollständigkeit der Handlung das Mindeste abgegangen wäre. In keinem der Euripidischen Dramen fällt es stärker in die Augen, als in diesem, wie lästig ihm der Chor war; wie schwer es ihm wurde, ihm eine schickliche Rolle darin zu geben; wie geflissentlich er ihn auf die Seite zu schaffen suchte, und wie er sich sogar genöthigt sieht, ihn zwischen dem dritten und vierten Act einen episodischen Gesang anstimmen zu lassen, der mit der Handlung nicht in der geringsten Beziehung steht. Im ganzen Stück finden sich nur zwei Stellen, wo der Chor einen warmen und thätigen Antheil an der Handlung nimmt: im ersten Act, wo er Helenen den Rath gibt sich an Theonoe zu wenden, und im fünften, wo er den König mit Feuer und Entschlossenheit, auf die Gefahr sich seinen höchsten Unwillen zuzuziehen, von dem Vorhaben seine Schwester zu ermorden abhält: aber jenes hätte, wie gesagt, durch eine Vertraute, und dieses durch ein Paar alte Diener des Theoklymenos eben so gut verrichtet werden können.

Was ich, mit Berufung auf den gesunden Verstand aller Leser, von diesem Chor behaupte, gilt mehr oder weniger, wo nicht von allen, doch gewiß von dem größten Theil der Tragödien der Griechen, die auf uns gekommen sind. Es gehört entweder eine seltsame, nur aus dem Schwindelgeist unsrer Zeit erklärbare Art von Verblendung, oder eine gänzliche Unwissenheit der Geschichte der dramatischen Dichtkunst dazu, um nicht zu sehen, was die wahre Ursache davon war. Mehrere Jahrhunderte, bevor man von dem, was zu Euripides Zeiten Tragödie hieß, den mindesten Begriff hatte, hießen die dithyrambischen Gesänge, womit eine Anzahl begeisterter

oder Begeisterung affectirender Sänger an den Bacchusfesten der Athener sich öffentlich hören ließen, Tragödien, und machten eine diesem Gott geheiligte festliche Volkslustbarkeit aus. Da der Trieb, das was wir, oder andre vor uns, erfunden haben, zu vervollkommnen, dem Menschen eben so natürlich ist als die Liebe zur Veränderung und zum Neuen, so konnte es nicht fehlen, daß diese ewigen Lobgesänge auf den Bacchus und seine Wunderthaten endlich Langeweile zu machen anfingen. Die Unternehmer dieser Chöre ließen sich also angelegen seyn, sie durch glückliche Veränderungen nach und nach den Zuhörern interessanter zu machen. Thespis scheint der erste gewesen zu seyn, der die Chorgesänge mit einer Art von monodramatischen Schauspielen verband, die in ihren Anfängen bloße Intermezzi oder Zwischenspiele waren, nach und nach aber (indem Aeschylos die zweite und Sophokles, durch den guten Erfolg dieser Neuerung kühner gemacht, die dritte, vierte Person auftreten ließ und in die mimisch vorgestellte Handlung verwickelte) die Gestalt der Art von dramatischen Compositionen annahmen, welche von dieser Zeit an den Namen der Tragödien ausschließlich erhielten. Natürlicher Weise führte dieß, ebenfalls nach und nach, wesentliche Veränderungen in der Natur und Bestimmung des Chors herbei. Seine Gesänge, welche vorher die Hauptsache gewesen waren, wurden nun eine Art von Zwischenspiel zwischen den Acten des Schauspiels; und da man, sobald diese neue dramatische Dichterei zur Kunst wurde, die Nothwendigkeit fühlte, aus beiden Ein Ganzes zu machen: so erhielt der Chor überdieß noch die Rolle eines bei der Haupthandlung interessirten und, durch guten Rath, ja in Fällen wo es nothwendig war, auch thätig an derselben theilnehmenden Zuschauers. Die Personen, woraus der Chor bestand, mußten nun, durch eine natürliche

Folge, allerlei, von dem was sie ehmals vorstellten sehr verschiedene, Gestalten annehmen. — Im Prometheus erscheinen sie als die 50 Töchter des Okeanos; in den Eumeniden als eben so viele Furien; in andern Stücken ist der Chor aus Kriegsleuten, aus den angesehensten Bürgern einer Stadt, aus einer Anzahl kriegsgefangener Sklavinnen oder Dienerinnen in einem großen Hause u. s. w. zusammengesetzt. Da aber unter der großen Menge von Fabeln aus der Götter- und Heroenzeit, womit die Dichter die tragische Bühne in einem Zeitlauf von mehr als hundert Jahren bereicherten, nicht alle so beschaffen waren, daß der Chor, so wie er nunmehr organisirt war, mit Wahrscheinlichkeit und Schicklichkeit die Rolle eines an der Handlung theilnehmenden Zuschauers spielen konnte: so begreift sich leicht, wie der Dichter öfters dadurch in Verlegenheit und, trotz allem seinem Genie und Scharfsinn, nicht selten in die Nothwendigkeit gesetzt wurde, wider seinen Willen Unschicklichkeiten zuzulassen, die er gewiß vermieden hätte, wenn ihm erlaubt gewesen wäre, in Stücken dieser Art den Chor wegzulassen und Vertraute an seine Stelle zu setzen. Aber dieß stand schlechterdings nicht in seiner Willkür. Die Zuschauer waren nicht nur seit so langer Zeit an den Chor und seine Gesänge gewöhnt, sondern die Religion selbst erlaubte nicht, hierin eine Aenderung zu treffen. Die dithyrambischen Chorgesänge an den Bacchusfesten wurden von uralten Zeiten her als ein religiöses Institut betrachtet; und seitdem das tragische Drama aus ihnen entstanden war, dieses aber dem Chor und seinen Gesängen in den Zwischenacten eine andere Bestimmung gegeben hatte, so fand man, um sich nicht gröblich an Bacchus und seinem Dienst zu versündigen, keinen andern Ausweg als die aus jenen uralten Bacchischen Festgesängen entstandenen sämmtli-

chen Schauspiele, die Tragödien und Komödien, als diesem Gott geheiligt und zur Feier seiner Feste schlechterdings nothwendig anzusehen; und daher würde man eine Art von Sacrilegium zu begehen geglaubt haben, wenn man die Weglassung eines so lange für wesentlich gehaltenen Theils der Tragödie zugelassen hätte.

Die Grafen zu Stolberg hatten bereits im J. 1787 Schauspiele mit Chören herausgegeben, aber dieß Beispiel war ohne Erfolg geblieben. Diese Chöre waren auch so wenig der Griechische Chor, als jene Reyhen, welche Lohenstein in seinen Trauerspielen aufgeführt hatte. Im Jahre 1788 gab Ilgen seine Abhandlung heraus: Chorus Graecorum tragicus qualis fuerit et quare usus ejus hodie revocari nequeat, und bei dem, was hier ausgesprochen war, blieb es im Wesentlichen, bis A. W. Schlegel mit seinem Jon die antike Tragödie wieder auf die Bühne zu bringen versuchte, und dadurch Schillern anreizte, seine Braut von Messina zu dichten. Nicht ohne polemische Tendenz führte dieser den Griechischen Chor hier ein, und suchte diese Einführung ästhetisch zu rechtfertigen. So weit dieß nur gelingen kann, ist es Schillern gelungen. Uebertroffen in der Form hat ihn noch Apel in seinen antiken Tragödien; Eingang gefunden und Eindruck gemacht hat nur Schillers Chor: aber — war denn dieß auch der Griechische? Schlegel, der natürlich „mit den Grundsätzen, die Schillern bei der Braut von Messina geleitet haben, nicht einverstanden seyn kann," erklärt, daß der Sinn der Alten dabei verfehlt sey. (Ueb. dramat. Kunst u. Liter. 2. Th. 2te Abth. S. 411—413.) Was in jener Zeit zu erwarten war, geschah; man konnte Schillern nicht in der

Praxis gleichen, und suchte ihn daher zu übertreffen in der Theorie, wobei denn Manchem begegnete, statt des Seltenen das Seltsame zu sagen, und Unsinn für Gedankentiefe zu halten. Das Beste, was darüber gesagt wurde, ist von Schlegel (a. a. O. Bd. 1. S. 113. fgg.); ich lasse dahin gestellt seyn, ob in Beziehung auf diese Erklärung Wielands. Gestehe ich aber gleich, daß Schlegel das Beste gesagt, so sage ich darum doch nicht, daß dieß Beste auch zugleich das Wahre sey. „Wir müssen, sagt er, den Chor begreifen als den personificirten Gedanken über die dargestellte Handlung, die verkörperte und mit in die Darstellung aufgenommene Theilnahme des Dichters, als des Sprechers der gesammten Menschheit. Dieß ist seine allgemeine poetisch gültige Bedeutung.“ Recht schön, wenn es so ist; wo aber ist der Beweis, daß es durchgängig so war? — Ohne diesen Beweis geliefert zu haben, maße sich niemand an gegen Wieland zu entscheiden.

2.

Cicero.

Einen chronologischen Auszug aus dessen Lebensgeschichte lieferte Wieland als Einleitung zu den verschiedenen Büchern, in welche er seine Uebersetzung der sämmtlichen Briefe Cicero's (Bd. I. Zürich 1808 — Bd. 6. herausg. von Gräter 1816) eingetheilt hat.

3.

Charlotte Corday.

1793.

Die Frage: ob diese junge Dame berechtigt gewesen sey, ihr Vaterland von dem halbwahnsinnigen Volksfreunde Marat durch einen Meuchelmord zu befreien? muß (wie jedermann sieht) eigentlich so gestellt werden: gehört der Fall, worin sich diese Französische Jael oder Judith befand, unter die Fälle, die von der allgemeinen Vernunft als Ausnahmen von der allgemeinen Regel erkannt werden? Niemand zweifelt, daß Charlotte Corday sich selbst gegen einen gewaltsamen Angriff ihres Lebens oder ihrer Ehre, von Seiten Marats, im äußersten Nothfall, auf Kosten des Lebens des Angreifers hätte vertheidigen dürfen. Dieß ist, unter den besagten Bedingungen, einem jeden gegen einen jeden erlaubt. — Aber gilt dieß auch von dem Falle, da ein Bürger den andern eigenmächtig des Lebens beraubt, weil er ihn für einen ruchlosen Bösewicht und Urheber des öffentlichen Elends seines Vaterlands hält? So wie bei jener Frage die bejahende Antwort sogleich auf jedermanns Lippen schwebt, so wird hingegen bei dieser jedermann stutzen, und sich zwischen Ja und Nein in Zweifel befangen fühlen. Denn auf der einen Seite ist es Pflicht, das Vaterland mit Gefahr seines eigenen Lebens zu retten; auf der andern, was würde aus der persönlichen Sicherheit der Bürger eines Staates werden, wenn eines jeden Leben bloß von der (vielleicht irrigen) Meinung, die irgend ein anderer von dem Grade seiner (vielleicht nur eingebildeten) Gemeinschädlichkeit gefaßt hätte, abhinge? Wer

weiß nicht, wie sehr eine exaltirte Einbildungskraft und der Fanatismus überspannter Leidenschaften die Urtheilskraft eines Menschen, zumal eines Weibes, irre führen können? — Ich zweifle sehr, daß die That der Corday, in dieser Rücksicht, dadurch gerechtfertiget sey, wenn man sagt: ihr Vaterland befinde sich gegenwärtig in einem schwankenden Mittelzustand zwischen Anarchie und Unterdrückung, indem es seit Abschaffung der gesetzmäßigen königlichen Autorität der Willkür einer tyrannischen Rotte Preis gegeben sey, die dem Willen so vieler Millionen für frei und gleich erklärter Menschen die schmählichsten Fesseln anlegt, und, mit einer wahrhaft Jakobinischen (Dominicanischen) Intoleranz, jeden freien Gebrauch der Vernunft, der mit ihren Meinungen und Absichten nicht zusammenstimmt, zu einem Capitalverbrechen macht. Denn, gesetzt auch, daß sich Frankreich wirklich in einem Zustande von gänzlicher Anarchie oder Auflösung aller politischen Bande und positiven Gesetze befinde (welches sich doch wohl so schlechterdings nicht behaupten läßt) — so würde doch eine Gewaltthat, welche jedem exaltirten Kopfe das Recht gäbe, jeden vermeinten Feind des Vaterlandes aus dem Wege zu räumen, durch das Moralgesetz allein, dessen allgemeine Verbindlichkeit von positiven Gesetzen ganz unabhängig ist, für unerlaubt erklärt.

„Woher kommt es denn also, daß, außer den geschwornen Freunden und Brüdern Marats, schwerlich jemand die Geschichte der Charlotte Corday gehört oder gelesen hat, ohne eine unfreiwillige Regung in sich zu fühlen, die ihn zu gleicher Zeit zum Mitleiden und zur Bewunderung für dieses außerordentliche Mädchen nöthigte?“

Diese zweite Frage wird, dünkt mich, leicht zu beantworten seyn, wenn wir die mancherlei verschiedenen Empfin-

dungen, die hier unvermerkt zu Einem Gefühl zusammenfließen, gehörig von einander scheiden. Marat war schon lange (seine Partei ausgenommen) ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues; man betrachtete diesen fanatischen Volksfreund, bei dem die tolleste Wuth gegen alles was sich mit seinem demokratischen Lieblingssystem nicht vertrug, seit mehrern Jahren zum habituellen Zustand und zur andern Natur geworden war, als eine Art von Ungeheuer, dessen Reden und Handlungen auch den unbefangensten Zuschauer zweifelhaft ließen, ob man ihn für einen Wahnsinnigen oder einen Bösewicht, für einen Menschen oder einen Teufel halten sollte. Am Ende fand sich's denn doch, daß er nur ein Mensch, wiewohl ein höchst verkehrter, verschrobener, und (was vielleicht nicht wenig beitrug, ihn so giftig, blutdürstig und wüthend zu machen) ein von Scorbut und Verole zerfressener elender Ruin von einem Menschen war. Da er, während der Revolution, als Verfasser des Ami du peuple, und besonders seit der Sitzung des Nationalconvents, als Deputirter, eine sehr abscheuliche Rolle gespielt hatte; da man ihn mit Recht für einen der thätigsten Urheber der Zerrüttung seines Vaterlandes ansah, und sein Tod längst schon der Wunsch aller, die es mit Frankreich wohlmeinten, gewesen war: so war auch, bei der ersten Nachricht von seiner Ermordung, eine unfreiwillige Anwandlung von Vergnügen über die Gerechtigkeit, welche die göttliche Nemesis durch die Hand eines Weibes (wer sie auch seyn möchte) an ihm ausgeübt zu haben schien — bei mir wenigstens, ich gestehe es — das erste, was ich zwar unfreiwillig in mir fühlte, aber was meine Vernunft selbst nicht mißbilligte; und natürlicherweise konnte dieß Gefühl derjenigen, die dem Schicksal ihren Arm geliehen hatte, nicht anders als günstig seyn. Indessen gesellte

sich beinahe in dem gleichen Augenblicke die Reflexion dazu: er war ein Mensch — ein elender kranker Mensch — zwar schädlich und übelthätig, aber doch nicht mit dem Willen es zu seyn, sondern im Gegentheil mit der völligsten Ueberzeugung, daß er auf dem Wege, den er ging, sich um sein Volk und um die ganze Menschheit unendlich verdient mache. Natürlich erregt diese Reflexion das mitleidige Gefühl, dessen sich beim Anblick des gewaltsamen Todes eines Menschen, wäre es auch der größte Verbrecher, kein andrer Mensch, am allerwenigsten einer, der sich mit Leichtigkeit an den Platz eines jeden zu setzen gewohnt ist, erwehren kann. Zu diesem Gefühl gesellte sich eben so schnell der nicht weniger natürliche und gerechte Abscheu vor jedem Meuchelmorde, als dessen Vorstellung an sich selbst etwas zugleich Verhaßtes und Verächtliches hat. Beide Regungen konnten nicht anders als der Mörderin ungünstig seyn. Wäre nun Charlotte Corday, nach vollbrachter That, glücklich entwischt und der Strafe entgangen, die jedem Meuchelmorde gebührt: so wäre es bei jenem dreifachen Gefühl geblieben; ich hätte die Gerechtigkeit der göttlichen Nemesis angebetet, den Elenden bedauert, den die Natur zu meinem Bruder gemacht hatte, so wenig ehrenvoll mir auch die Verwandtschaft war, und der Enthusiastin zwar das Glück, der Guillotine entgangen zu seyn, herzlich gegönnt, aber ohne damit die Handlung, womit sie solche verdient hatte, gut zu heißen. Allein die Mörderin entkam nicht, hatte auch nicht die geringste Anstalt dazu gemacht; es zeigt sich vielmehr, daß sie, zu eben der Zeit, da sie den Marat als einen dem Vaterlande höchst verderblichen Bösewicht zu tödten beschloß, sich auch freiwillig entschlossen hatte, es auf Kosten ihres eigenen Lebens zu thun. Weit entfernt, sich die That, bei welcher sie ergriffen wurde, reuen zu lassen,

die Schuld von sich auf andere abwälzen zu wollen, oder (wie man ihr zumuthete) Mitschuldige anzugeben, beharrete sie dabei, das, was sie gethan, aus eigenem Beweggrunde gethan zu haben; sie war stolz darauf, in einem Alter von 25 Jahren mit freiwilliger Aufopferung ihres eigenen Lebens ihrem Volke eine der größten Wohlthaten erwiesen zu haben; sie ging dem Tode mit der ruhigsten Herzhaftigkeit entgegen, und erhielt sich in dieser Fassung, ohne die geringste Schwäche zu zeigen, bis zum letzten Augenblick. Alles dieß schien eine ungewöhnlich große Seele zu beweisen, und erregte zugleich Bewunderung, Liebe und Bedauern. Das, was an ihrer That unrecht war, verschwand, so wie man sich versichert hielt, daß sie in ihrem Gewissen überzeugt war, recht und edel gehandelt zu haben. Und wie hätte man nicht hiervon versichert seyn sollen, da sie weder durch Rachsucht (denn Marat hatte sie ja nicht persönlich beleidiget), noch durch irgend einen eigennützigen Beweggrund (denn sie wußte ja, daß sein Tod unfehlbar auch der ihrige seyn würde), also — bloß durch die reinste Vaterlandsliebe, und durch das Verlangen, ihren Mitbürgern ein großes Beispiel zu geben, dazu angetrieben worden sey?

Allein war nicht dieser letzte Schluß vielleicht doch wohl zu voreilig? Gab es nicht noch einen andern, nicht so reinen Antrieb, dessen Reiz einer Person von ungewöhnlich lebhafter Einbildung, an welcher ohnehin nichts als ihr Geschlecht weiblich schien, und die vielleicht mehr als Eine geheime Ursache des Lebens überdrüssig zu seyn, haben mochte — den Tod gleichgültig, ja sogar wünschenswerth machen konnte? Konnte es nicht der Ehrgeiz seyn, durch eine so außerordentliche That — als es diese war, den vom Pariser Volk beinahe angebeteten Volksfreund auf Kosten ihres eigenen Lebens

mitten in Paris, mitten unter dem Volke, dessen Abgott er war, zu tödten, sich über ihr ganzes Geschlecht zu erheben, und einen Nachruhm zu erwerben, der so lange dauern würde, als die Französische Nation und die Annalen des Menschengeschlechts? Ich müßte mich sehr irren, oder der Ton und die Sprache ihrer beiden Briefe selbst verräth diesen Beweggrund ziemlich deutlich; und warum sollte denn auch die bloße Französische Eitelkeit, die schon so viel Wunder gethan hat, in der Seele einer romantischen ci-devant Demoiselle nicht auf einen so hohen Grad haben steigen können, daß sie dem Gedanken, „durch die Guillotine mit Brutus vereinigt zu werden“ und „im Kreise der edelsten Seele ihrer Art zu wandeln,“ eben so wenig widerstehen konnte, als ein zärter organisirtes, schwächeres Mädchen einem Liebhaber, der sie in den Kreis aller Götter von Paphos und Cythere zu versetzen verspricht? — Doch, ohne mich bei dieser Möglichkeit aufzuhalten, auch Patriotismus, wenn er zu einer fanatischen Leidenschaft wird, hört auf eine verdienstliche Tugend zu seyn, und verliert seine Ansprüche an unsere Hochachtung. Brutus selbst wird wegen seiner Theilnahme an der Ermordung Cäsars nur von einseitigen Enthusiasten bewundert, die es für nichts rechnen, daß diese That vielmehr ein Unglück als eine Wohlthat für die Republik war, indem es mit ihr dahin gekommen war, daß sie ohne ein Oberhaupt nicht länger bestehen konnte, und unter allen Römern keiner besser dazu taugte als Cäsar. — Von diesem auf Marat ist nun freilich ein ungeheurer Abstand! Da ihn aber gleichwohl die Imagination unserer Heldin übersprungen hat, und da sie in ihren eigenen Augen die Vergleichung mit Brutus aushält; so frage ich: was für große Vortheile konnte sie ihrem Vaterlande von der Ermordung eines Marats

versprechen? Welche Wahrscheinlichkeit hatte sie, daß ihrem Volke dadurch geholfen sey? Oder konnte sie etwa, wie Brutus, auf das, was sie selbst dazu beitragen würde, rechnen? Was half es dem gemeinen Wesen, von Einem Bösewicht befreit zu seyn, der zu wahnsinnig war um auf andre Weise Schaden zu thun, als insofern er von viel größern und schlauern Bösewichtern als bloßes Werkzeug gebraucht wurde? Wie konnte sie glauben, daß dieser einzelne Kopf der Jakobinischen Hyder nicht sogleich durch zehn andre ersetzt werden würde? Warum überließ sie den aussätzigen Marat nicht dem weit schrecklichern Schicksal, das ihm bevorstund, und stieß ihren Dolch nicht lieber einem Robespierre, oder Danton, oder Chabot, oder Barrère ins Herz, deren jeder eben so viel Schuld an dem Verderben ihres Vaterlandes hatte als Marat, und von deren Leben es noch ungleich mehr Böses zu erwarten hat, als ihm das bereits halbvermoderte Gespenst noch zufügen konnte? Sollte man nicht beinahe glauben, daß auch sie nur ein verblendetes Werkzeug des persönlichen Hasses gewesen sey, den die Buzot und Barbaroux dem über sie triumphirenden Volksfreunde geschworen hatten?

Das Resultat aller dieser Betrachtungen dürfte vielleicht das Horazische Nil admirari scheinen, welches auf die anomalischen Handlungen ungewöhnlicher Menschen wohl am richtigsten anzuwenden ist. Doch so weit wollen wir diese Gleichmüthigkeit nicht treiben, daß wir sogar der heroischen, sich selbst aufopfernden Tugend unsere Bewunderung versagen sollten! Nur muß uns erlaubt seyn, uns erst gewiß zu machen, ob es auch wirklich Tugend, oder vielleicht nur ein schimmerndes Meteor, wo nicht etwa gar (wie Sanct Augustin von den Tugenden der Heiden behauptete) ein glänzendes Laster sey, was man uns für heroische Tugend gibt. Ver=

dient Charlotte Corday wirklich die Bewunderung der Nachwelt, so wird mir ihr Schatten gern verzeihen, wenn ich wünsche, daß wir durch genauere und zuverlässigere Nachrichten von ihren Umständen, ihrer Erziehung, ihrem vorigen Leben, der Geschichte ihres Geistes und Herzens, ihrem Charakter, ihren Verbindungen und Aussichten, in den Stand gesetzt werden möchten, über sie und ihre That so richtig und unbefangen zu urtheilen, daß unser Beifall einer großen Seele, die nichts mehr von uns zu hoffen noch zu fürchten hat, angenehm seyn könne.

Eben da dieß geschrieben war, erhielt ich den Moniteur vom 29, 30 und 31 Julius, worin sowohl der ganze Proceß der Corday, als die beiden Briefe, so sie am Tage vor ihrem Tode an Barbaroux und an Hrn. d'Armans, ihren Vater, schrieb, in extenso mitgetheilt werden. Ich ersehe daraus, daß Charlotte Corday entweder zweierlei Briefe, sowohl an Barbaroux als an ihren Vater geschrieben haben müßte, oder daß die zwei kleinen Briefe, die man bereits in andern Zeitblättern gelesen, unächt und untergeschoben sind — welches, allen Umständen nach, das Wahrscheinlichste ist. Der Brief an Barbaroux, den der Moniteur mittheilt, ist Dienstag den 16 Julius Abends um 8 Uhr datirt, und nimmt in besagtem Blatte zwei große Columnen ein. Er fängt mit den Worten an: „Ihr habt Verlangen getragen, Bürger, daß ich euch von meiner Reise einen umständlichen Bericht erstatte; ich werde euch also nicht die geringste Anekdote erlassen.“ Und nun folgt eine Erzählung alles dessen, was ihr auf ihrer Reise und zu Paris bis auf den Augenblick begegnet, da sie die That vollbrachte, worüber sie ganz kurz ist, weil Barba-

rour den Detail davon in den Journalen zu lesen bekommen würde. Nur was sie von Marats letzten Worten sagt, verdient ausgehoben zu werden. Sie drückt sich bei dieser Gelegenheit so aus, daß man beinahe denken sollte, sie sey, als sie zu Marat kam, noch nicht völlig entschlossen gewesen. „Hier, sagt sie, sind die letzten Worte, die er zu mir sprach, nachdem er euer aller (vermuthlich der entflohenen Deputirten) und der Administratoren von Calvados Namen von mir erfragt hatte. Er sagte nur, um mich zu trösten: er würde euch in wenig Tagen zu Paris guillotiniren lassen. Diese letzten Worten entschieden sein Schicksal.“ — „Ich gestehe (setzt sie gleich darauf hinzu), daß das, was mich völlig zum Entschluß gebracht hat, der Muth ist, womit sich unsre Freiwilligen“ (aus dem Departement von Calvados) „am letzten Sonntag den 7 Julius anwerben ließen. Sie erinnern sich, wie groß meine Freude darüber war. Ich versprach mir selbst, ich wollte wohl machen, daß Petion sich den Argwohn, den er wegen meiner Gesinnungen zeigte, gereuen lassen sollte. Wär' es Ihnen denn leid, wenn sie nicht marschirten? sagte er. — Kurz, ich bedachte, es wäre Schade, wenn so viel brave Leute nach Paris kämen, um den Kopf eines einzigen Menschen zu holen, den sie vielleicht doch hätten verfehlen können, oder der den Verlust vieler braver Bürger nach sich gezogen hätte; er wäre (dacht' ich) so vieler Ehre nicht werth; die Hand eines Weibes wäre dazu schon hinreichend.“ — Einige Zeilen darauf kömmt wieder eine Stelle, die angezeichnet zu werden verdient. „Zu Paris (sagt sie) begreift man nicht, wie ein unnützes Weib, dessen Leben doch zu nichts gut wäre, ihr Leben mit kaltem Blut aufopfern kann, um ihr Vaterland zu retten. Ich erwartete nichts anders, als daß ich auf der Stelle getödtet werden würde. Einige

herzhafte und in der That über alles Lob erhabene Männer schützten mich gegen die sehr verzeihliche Wuth derjenigen, die ich (durch Marats Tod) unglücklich gemacht hatte. Weil ich bei kaltem Blute blieb, so war mir das von einigen Weibern gegen mich erhobene Geschrei empfindlich; aber wer sein Vaterland rettet, achtet nicht was es ihn kosten mag. Möchte doch der Friede so bald, als ich es wünsche, hergestellt seyn! Ein großer Bösewicht ist nun weniger; ohne dieß hätten wir ihn nie erhalten können. In mir ist es schon seit zwei Tagen Friede. Das Glück meines Vaterlandes ist das meinige." — Sie erwähnt hierauf ihres Vaters mit einiger Besorgniß, daß er ihrentwegen beunruhiget werden möchte, und bittet den Barbaroux und seine Collegen, sich solchenfalls der Ihrigen anzunehmen. Und nun fährt sie fort: „Ich habe in meinem Leben nur ein einziges Wesen gehaßt, und ich habe meinen Charakter gezeigt. Diejenigen, die mich betrauern, sollen sich freuen, mich in den Elyseischen Feldern bei Brutus und einigen Alten zu sehen; denn die Neuern tentiren mich nicht; es sind so schlechte Leute! Es gibt wenig wahre Patrioten, die für ihr Vaterland zu sterben wissen; sie sind fast alle Egoisten." — „Man hat mir, setzt sie hinzu, zwei Gendarmes zugegeben, damit ich keine lange Weile habe; bei Tage hab' ich dieß sehr gut gefunden, aber nicht bei Nacht; ich habe mich über diese Unanständigkeit beklagt, aber das Comité hat nicht für gut gefunden sich darum zu bekümmern. Ich denke es war ein Einfall von Chabot, nur ein Capuciner kann solche Ideen haben . . ."

Sie spricht nun von ihrem Verhör — von ihrem fehlgeschlagenen Vorhaben, dem Departement von Calvados ihr Portrait zu schicken — von der Wahl ihres gerichtlichen Vertheidigers — wie sie über ihr übriges Geld zu disponiren ge-

denke — verwundert sich, daß das Volk sie so ruhig nach der Conciergerie habe bringen lassen, und will, daß Barbaroux „den guten Einwohnern von Caen, die sich zuweilen kleine „Insurrectionen erlaubten u. s. w., diese neue Probe der „Mäßigung des Pariser Volks zum Muster vorhalte. Morgen „um 8 Uhr (setzt sie nun unmittelbar hinzu) richtet man „mich; wahrscheinlich um Mittag werd' ich gelebt haben, um „die Römersprache zu reden. Man wird nun doch wohl an „den Muth der Einwohner des Calvados glauben, da sogar „die Weiber dieses Landes Festigkeit zu beweisen fähig sind. „Uebrigens weiß ich nicht, wie die letzten Augenblicke meines „Lebens vorbeigehen werden, und nur das Ende krönt das „Werk. Ich habe nicht nöthig, Unempfindlichkeit über mein „Schicksal zu affectiren; denn bis jetzt spüre ich nicht die „geringste Furcht vor dem Tode; ich habe das Leben nie „anders als nach dem Nutzen, den es haben konnte, geschätzt."

Mit dieser Kaltblütigkeit, in diesem simpeln, gelassenen, prunklosen Ton ist der ganze Brief geschrieben. Die Unzierlichkeit und Nachlässigkeit der Sprache macht es mir wahrscheinlich, daß auch die wenige Ordnung, die darin auffallend ist, nicht sowohl von dem Zustande ihres Gemüthes, als von ihrer in diesem Stücke vernachlässigten Erziehung und von wenig Uebung im Schreiben zeuge. Uebrigens scheint mir gerade diese Kaltblütigkeit und Ruhe, und diese alltägliche Prosa, die sie in ihrem Briefe spricht, ihrem Charakter mehr Ehre zu machen, als die begeisterte, auf Kothurnen daher schreitende, komödiantische Sprache des kleinen Briefes, den sie an Barbaroux geschrieben haben soll, und vermuthlich nicht geschrieben hat. Mir ist ganz wahrscheinlich, daß irgend ein enthusiastischer Bewunderer unserer Heldin durch diese verschönerte Einkleidung ihrer in dem ächten Brief an B. nur

in schlichter Prosa ausgedrückten Gesinnungen sich um ihre Manen verdient zu machen geglaubt hat.

Auch der Brief an ihren Vater, den der Moniteur mittheilt, und der ebenfalls am 16ten geschrieben ist, lautet anders als derjenige, den man sonst (aus dem Journal de Paris vermuthlich) geliefert hat. Da er kurz ist, so will ich ihn ganz hersetzen, damit der Leser, den dieß etwa interessiren mag, selbst urtheilen könne. „Verzeihen Sie mir, lieber Papa, daß ich ohne Ihre Einwilligung über mein Leben disponirt habe. Ich habe viel unschuldige Schlachtopfer gerächt; bin vielem Unheil zuvorgekommen: das Volk, wenn ihm die Augen einst aufgehen, wird sich freuen, von einem Tyrannen befreit worden zu seyn. Daß ich Sie zu bereden gesucht habe, ich gehe nach England, kam daher, weil ich damals hoffte, incognito bleiben zu können; aber ich habe die Unmöglichkeit bald eingesehen Ich hoffe, man werde Sie ganz und gar nicht beunruhigen; allenfalls werden Sie Vertheidiger in Caen finden. Adieu, mein lieber Papa; ich bitte Sie mich zu vergessen, oder vielmehr sich über mein Schicksal zu erfreuen. Sie kennen Ihre Tochter; ein tadelhafter Beweggrund hätte sie nicht leiten können. Ich umarme meine Schwester, die ich von ganzem Herzen liebe, so wie alle meine Verwandten. Vergessen Sie den Vers des Corneille nicht:

Le crime fait la honte et non pas l'échafaud.

Das Laster schändet bloß, nicht das Schaffot.

Morgen um 8 Uhr wird man mich richten."

Ich gestehe, daß ich den schlichten Styl dieses Briefes dem pompösen und aufgeschraubten des andern weit vorziehe.

Da ich mich schon so lange bei dieser normannischen Heldin aufgehalten habe, so wird es den Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn, auch die kurze, aber meisterhafte Verthei-

digung (weil sie die einzig mögliche war, die allenfalls noch etwas zu ihren Gunsten hätte wirken können) zu sehen, welche der ihr vom Gericht gesetzte Defensor Chauveau für sie ablegte.

„Die Beklagte gesteht kaltblütig die entsetzliche That, so sie begangen hat; sie gesteht kaltblütig, lange damit in Gedanken umgegangen zu seyn; sie gesteht die abscheulichsten Umstände derselben; mit Einem Worte, sie gesteht alles, und sucht sich auch nicht einmal zu rechtfertigen. Dieß, Bürger-Geschworne, ist ihre ganze Vertheidigung. Diese unerschütterliche Ruhe, diese gänzliche Verläugnung ihrer selbst, ohne einiges Zeichen einer Gewissensrüge, und dieß, so zu sagen, im Angesicht des Todes — diese Ruhe und diese Selbstverläugnung, wie sublim sie auch in gewissem Sinne seyn mögen, sind nicht in der Natur; sie lassen sich nicht anders erklären, als aus der Exaltation des politischen Fanatismus, der ihr den Dolch in die Hand gegeben. Euch, Bürger, kommt es nun zu, zu urtheilen, wie viel Gewicht diese moralische Betrachtung in der Wagschale der Gerechtigkeit haben soll: ich überlasse dieß eurer Klugheit.“

Die Beklagte war mit dieser Vertheidigung so wohl zufrieden, daß sie, nachdem das Tribunal ihr Todesurtheil (als worauf alle Geschwornen gestimmt hatten) ausgesprochen, sich gegen Chauveau wandte, und sagte: „Sie haben mich auf „eine zarte und edelmüthige Art vertheidiget; dieß war die „einzige, die sich für mich schicken konnte; ich danke Ihnen „dafür; sie hat mir eine Hochachtung für Sie eingeflößt, wo„von ich Ihnen einen Beweis geben will. Diese Herren „sagen mir so eben, daß mein Vermögen confiscirt sey; ich „bin etwas im Gefängniß schuldig; ich trage Ihnen auf diese „Schuld zu bezahlen.“ — Ich denke, dieser Zug, und dieß

ganze Impromptu, unmittelbar nach empfangenem Todesurtheil, ist viel werth.

Als sie hierauf nach der Conciergerie zurückgebracht wurde, bot ihr ein Beichtiger seine Dienste an. Danken Sie, sagte sie zu ihm, in meinem Namen den Personen, welche sie überschickt haben, aber ich bedarf Ihres Amtes nicht. (Je n'ai pas besoin de votre ministère.)

Als (eine Stunde darauf) der Nachrichter kam, sie zum Tode zu führen, schrieb sie eben an folgendem Billet, welches sie ihn endigen und siegeln zu dürfen ersuchte.

An Doulcet-Pontecoulant!

„Doulcet-Pontecoulant ist eine Memme (un lâche), daß er sich geweigert hat, mich zu vertheidigen, da dieß doch eine so leichte Sache war. Der, der es gethan hat, hat sich mit aller möglichen Würde benommen, ich werde ihm bis zum letzten Augenblick dankbar dafür seyn."

Marie Corday.

Indem sie zum Schaffot ging (sagt der Moniteur), hörte sie unterwegs nichts als Applaudissements und Bravos. Ein Lächeln war das einzige Zeichen, wodurch sie ihre Empfindungen ausdrückte. Auf dem Schaffot selbst behielt ihr Gesicht noch die frische Farbe einer vergnügten Frauensperson (la fraicheur et le coloris d'une femme satisfaite).

Ich denke, nach allen diesen Thatsachen bedürfen wir keiner weitern Nachrichten, um unser Urtheil von Marie Anne Charlotte Corday zu berichtigen, wenn wir es nicht lieber bloß bei dem, was uns das Gefühl für sie sagt, wollen bewenden lassen.

4.

Cordière, la belle,

f. Labé.

5.

Cousine, la,

f. Guillet.

6.

Die Cyklopen-Philosophie und das Cyklopen-Recht in Nuce.

1793.

(Aus dem Cyklops des Euripides V. 315 — 345.)

Polyphemos und Odysseus.

Der Reichthum, kleines Wichtchen, ist der Weisen Gott:
Das andre all ist Tand und Wortgepränge.
Was frag' ich nach den Tempeln, wo mein Vater
An eurer Meere steilen Ufern thront?
Umsonst berufst du dich auf sie; ich weiß
Euch keinen Dank dafür. Ich fürchte, mußt du wissen
Mich selbst vor Zeus und seinen Blitzen nicht.

Ich kenne keinen größern Gott als mich,
Und werd' um euren Zeus mich nie bekümmern.
Fragst du warum? So höre! Kommt ihm etwa
Der Einfall, einen Regenguß herabzuschütten,
So hab' ich hier in dieser Felsenhöhle
Ein festes regendichtes Obdach, wo ich rücklings,
Die Beine streckend, lieg', und während er
Da oben wettert, ein gebratnes Kalb
In guter Ruhe schmause, oder ein Stück Wild;
Und hab' ich dann noch einen Eimer Milch dazu
Rein ausgeleert, so lüft' ich mich, und donnere
Nach meiner Art mit Zeusen in die Wette.
Wenn Boreas von Thraciens Bergen Schnee
Herunter schüttelt, hüll' ich mich in Pelzwerk ein,
Und zünde Feuer an, und scheere mich
Nicht so viel um den Winter. Auch die Erde muß,
Gern oder ungern, Gras, um meine Schafe fett
Zu machen, wachsen lassen, die ich, wem wohl sonst
Als mir? — den Göttern wahrlich nicht! — und diesem Bauch
Dem größten aller Götter, opfre. — Kurz,
Sich Essen und Trinken alle Tage schmecken
Und keinen Gram zum Kopfe steigen lassen,
Das ist gescheidter Leute Jupiter!
Die Constitutionenmacher aber, die
Durch kunterbunte Gesetze des Menschen Leben
Verkünstelt haben, mag der Henker holen!
Ich werde ihretwegen meiner Seele nicht
Um einen Titel minder gütlich thun, und, traun!
Dich nur mit desto größerm Appetit verzehren.
Indeß, damit du mir nichts vorzurücken habest,
Sollst du zum Gastgeschenk ein tüchtig Feuer

Und jenen Kessel dort empfangen, der hübsch warm
Dich halten und dein wohlgenährtes Fleisch
Gar trefflich kochen soll. — Nun, kriecht hinein,
Und macht euch fertig, mir zum Fest des Gottes, der
Hier wohnt, ein stattlich Opfermahl zu geben!

Es bedarf wohl kaum erinnert zu werden, daß der Cyklops des Euripides in dieser merkwürdigen Rede als Repräsentant aller Gewaltigen seines Gelichters spricht. Denn sie enthält, in möglichster Kürze und Klarheit, eine sehr vollständige kategorische Erklärung der Gesinnungen und Grundsätze aller ein- und zweiäugigen Cyklopen, die von Anbeginn der Welt cyklopisirt haben, und bis ans Ende der Tage cyklopisiren werden. Wenn auch (wie ich nicht in Abrede bin) die Cyklopen unsrer aufgeklärten und höchst verfeinerten Zeiten zum Theil nicht immer so frank und frei, wie Polyphemos, von der Leber wegsprechen, und — aus einer Klugheit oder Heuchelei, welche sie sich bei dem großen Haufen der kleinen Wichtchen, die vor ihrem Weberbaum, wie billig, Respect tragen, sehr füglich ersparen könnten — wohl gar bei Gelegenheit ganz entgegengesetzte Maximen und Gesinnungen hören lassen: so zeigt doch der Augenschein, daß ihre Handlungen ächt cyklopisch, und (wenn anders Consequenz in ihrer innern Verfassung ist) nur aus der alten Cyklopen-Philosophie und dem höchst einfachen und bequemen Cyklopen-Recht erklärbar sind, welche des Euripides Polyphemos ehrlich genug ist, ohne alle Bemäntelung und Verkleisterung, in ihrer ganzen, wiewohl uns kleinen Wichtchen ein wenig an-

stößigen, Nacktheit darzustellen. Was noch weiter über diese reichhaltige Materie zu sagen wäre, überlassen wir dem denkenden Leser zu eignem Nachdenken, und setzen nichts weiter hinzu, als: selig sind, die sich nicht an Polyphemos noch über Polyphemos ärgern!



D.

1.

Demetrius.

1787.

Die Alten sahen es für eine Pflicht der Menschlichkeit an, einen unbegrabenen Unbekannten zur Erde zu bestatten. Aus einem ähnlichen Gefühle halte ich es für Pflicht eines Schriftstellers, das Andenken vortrefflicher Menschen, die durch die Länge der Zeit in Vergessenheit gekommen sind, wieder zu erwecken, und wenigstens ihre Büsten aus dem Schutte hervorzuziehen und wieder aufzustellen. — Es ist etwas so Menschliches und Herzerhebendes in der Vorstellung, auch dann, wann uns der Tod den Augen und dem Umgang der Menschen auf ewig entrückt hat, im Gedächtniß einer noch ungebornen Welt fortzuleben, ihnen noch werth, und durch das, was das Beste von uns war, noch nützlich oder angenehm zu seyn! Ganz gewiß haben die edelsten und besten Menschen diesen Gedanken gehegt und geliebt; und da es bloß von uns abhängt, ob es bloße Täuschung gewesen seyn

soll, oder ob wir ihm Wirklichkeit geben wollen: warum sollten wir ihren Geistern eine Befriedigung versagen, die uns selbst nützlich werden kann?

Die Züge zu dem Schattenrisse des Demetrius werde ich aus den Schriften seines Freundes Seneca sammeln, des einzigen, der als Zeitgenosse und Augenzeuge seines Lebens, und als ein Mann, der seinen ganzen Werth zu schätzen fähig war, gehört zu werden verdient.

Man weiß sehr wenig von der Geschichte unsers Demetrius; aber da sie nicht anders als sehr einförmig und einfach gewesen seyn kann, so ist dieß gerade, woran wir am wenigsten entbehren. Er ist von einigen Gelehrten mit einem andern Cyniker gleiches Namens, dessen Lucian in seinem Toxaris gedenkt, der aber wenigstens um funfzig Jahre später in die Welt gekommen zu seyn scheint, verwechselt worden. Von dem unsrigen ist weder das Jahr seiner Geburt, noch seines Todes bekannt: da er aber unter der Regierung des Cajus Cäsar (Caligula) schon zu Rom Aufsehn machte, und von Lucian unter den Lehrern seines Demonax zuerst genennt wird, so kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er nicht unter dem Jahr 10 (so wie Demonax nicht über dem Jahr 70) der christlichen Zeitrechnung geboren worden, und sein Leben bis in die letzte Dekade des ersten Jahrhunderts oder doch nahe an dieselbe erstreckt habe.

Sowohl aus dem Seneca als dem Philostratus erhellet, daß er sich unter den Kaisern Caligula, Claudius, Nero, den Vespasianen und dem Domitian öfters in Italien und zu Rom aufgehalten. Nachdem alle Griechischen Philosophen durch ein Decret des letztgenannten aus Italien verbannt worden waren, scheint er den Rest seines Lebens in Griechenland zugebracht zu haben, und da mit dem jungen Demonax

bekannt worden zu seyn. Die Philosophen von seinem Charakter erreichten gewöhnlich die höchsten Stufen des menschlichen Alters, theils als eine natürliche Folge ihrer äußerst einfachen Lebensart und Freiheit von Leidenschaften, theils weil eine Lebensweise, wie die ihrige, ausdauern zu können, eine schon von Natur feste und gesunde Leibesbeschaffenheit erfordert wird.

Seneca — dem, wie viel ihm auch (seinem eigenen Geständniß nach) fehlte, um ein untadeliger Mann zu seyn, doch niemand das Verdienst absprechen kann, ein eben so eifriger Verehrer der Wahrheit und Tugend, als ein Mann von großem Geist und glänzenden Talenten gewesen zu seyn – Seneca, der gleich weit über Sectengeist und Eifersucht erhaben, jedem vorzüglichen Kopfe, jedem vortrefflichen Charakter Gerechtigkeit erweiset, spricht von keinem öfter und mit mehr Wärme, Bewunderung und Enthusiasmus, als von seinem Demetrius. Man sieht, daß er eine Größe und Vollkommenheit an ihm bewundert, die er selbst zu erreichen nicht Stärke genug hatte, oder zu welcher er sich nicht berufen glaubte: aber man fühlt auch in dem Tone, worin er von ihm spricht, daß seine Bewunderung aufrichtig, und daß er, gleichsam im Namen der Menschheit, stolz darauf ist, einen solchen Mann gekannt zu haben — einen Mann, der noch groß blieb, wenn er den größten zur Seite gestellt wurde. (Seneca de Benef. c. 1.)

Demetrius hatte sich von den größten Meistern der philosophischen Lebenskunst ein Ideal eines weisen, guten, unabhängigen, in und durch sich selbst glücklichen Menschen abgezogen, und scheint es nahe erreicht zu haben. „Die Natur, „sagt Seneca (a. a. O. K. 10.) brachte ihn, wie mich dünkt, „in unsern Zeiten hervor, um zu zeigen, daß er zu gesund

„sey, um von uns angesteckt, und wir zu verderbt, um von „ihm gebessert zu werden — einen Mann von einer alle „Proben bestehenden Weisheit, wiewohl er weit entfernt ist, „diese Meinung von sich selbst zu haben, von aushaltender „Festigkeit in seinen Grundsätzen und Entschließungen, und „von einer männlichen und ungeschminkten Beredsamkeit, die, „ohne sich um zierliche Phrasen und künstliche Wortstellungen „zu bekümmern, immer dem Strom seiner Empfindungen „folgt, und die freie volle Ergießung einer von dem Gegen„stande begeisterten Seele ist. Ich zweifle keinen Augenblick, „daß die Vorsehung diesem Manne den Willen und das Ver„gnügen so zu leben, und das Talent so zu reden gegeben „habe, damit es unserm Jahrhundert weder an einem voll„kommnen Beispiele noch an einem unerbittlichen Tadler „fehle.“

Demetrius hatte sich zum Plan seines Lebens gemacht, in einer Zeit, wo eben so übel erworbene als unermeßliche Reichthümer die Hauptstadt der Welt zu einem Theater der ausschweifendsten Ueppigkeit, der tollsten Verschwendung, der unersättlichsten Habsucht und Raubgier, kurz zum Tummelplatz der schändlichsten Leidenschaften und Laster gemacht hatten, das Beispiel eines Menschen zu geben, der aus freier Wahl und Neigung das vollständigste Gegentheil von allem dem wäre, was seine Zeitgenossen waren. Er mußte also nothwendig und vermöge der Natur der Sache ein Cyniker, in der edelsten Bedeutung dieses Namens, werden: oder, mit andern Worten, wenn kein Antisthenes und Diogenes vor ihm gelebt hätte, so würde er, um seinen besagten Plan auszuführen, der erste Cyniker haben seyn müssen. Er war das wirklich und im ganzen Ernste, was so viele Charlatane und Betrüger, die in Lucians Tagen den Cynischen Mantel um-

hängten, nur scheinen wollten. Hätte auch er, mit seiner aufs äußerste getriebenen Tugend, Enthaltsamkeit, Verachtung des Reichthums und aller Bequemlichkeiten und Wollüste, Strenge gegen sich selbst und andere, Freimüthigkeit, Unbiegsamkeit u. s. w. die Rolle eines Weisen nur als Komödiant gespielt; oder, wäre er nichts als ein schwärmerischer, eitler und schwindsüchtiger Peregrin gewesen: so können wir versichert seyn, daß er einen Mann wie Seneca nicht lange getäuscht haben würde. Dieß allein, daß er einem so scharfsehenden Menschenkenner, einem so feinen Welt- und Hofmanne eine so große, so anhaltende, so innige Hochachtung einflößte, ist in meinen Augen der untrüglichste Beweis, daß Demetrius der Mann wirklich war, der er schien, und für den er sich ausgab. Sein cynisches Costume, seine Härte gegen sich selbst, seine freiwillige Armuth, sein immerwährender Kampf mit allen natürlichen Trieben (Seneca de vit. beata c. 18.), alles dieß, was von jeher auch von Heuchlern und Schwärmern affectirt worden ist, muß uns an ihm nicht irre machen: es gehörte wesentlich zu seinem Lebensplan; es war bei ihm nothwendiges Mittel zu einem edeln Zwecke; er wollte, wie Seneca sagt, nicht ein Lehrer, sondern ein Zeuge der Wahrheit seyn. (Epist. 20.)

Cajus Cäsar bot ihm einst ein Geschenk von 8000 Thalern an, entweder bloß aus einem allergnädigsten Anstoß von kaiserlicher Freigebigkeit gegen einen armen Teufel von Philosophen, dessen Singularität ihn vielleicht einen Augenblick belustigt hatte — oder um zu sehen, was eine Summe, die in den Augen eines so armen Erdensohns schon sehr ansehnlich seyn müßte, für eine Wirkung bei ihm machen würde. Demetrius scheint das letztere geahnet zu haben. Er schlug das Geschenk aus, und war so weit entfernt, sich damit groß

machen zu wollen, daß er sich vielmehr gedemüthiget fühlte, vom Kaiser für klein genug gehalten zu werden, daß ein solches Geschenk ihn entweder sollte ehren oder bestechen können. Wenn er mich in Versuchung führen wollte, sagte Demetrius, so hätte er mir sein ganzes Reich anbieten müssen (de Benef. 7, 11).

Man hatte in diesen Zeiten so viele lebendige Beispiele vor Augen, mit wie weniger Mühe und Verdiensten Leute, die wie Pilze aus Mist geschossen waren, ihr Glück in der Welt gemacht hatten, daß es gar nicht zweideutig seyn konnte, ob ein Mann von Talenten, der arm geboren war und arm blieb, es gezwungen oder freiwillig bleibe. Demetrius sagte einst zu einem solchen Parvenu (Sen. Praef. l. 4. Nat. qu.), einem (vermuthlich kaiserlichen) Freigelassenen von großem Ansehen und Reichthum: „es sollte mir was Leichtes seyn ein reicher Mann zu werden, sobald es mich gereuen könnte ein braver Mann zu seyn. Auch bin ich nicht so neidisch, ein Geheimniß aus meiner Kunst zu machen; ich will einen jeden, der Lust zum Reichwerden hat, lehren, wie er, ohne sein Glück der unzuverlässigen See anzuvertrauen, oder auf Gerathewohl zu kaufen und zu verkaufen, oder es mit dem ungewissen Ertrag der Landgüter oder dem noch ungewissern des Forums zu versuchen, kurz, wie er auf einem leichten, sichern und sogar lustigen Wege Geld machen, und andere Leute plündern soll, daß sie ihm noch Dank dafür wissen. Ich will dir, zum Exempel, nur sagen, daß du länger als der Fechter Apollonius seyst, ungeachtet es augenscheinlich ist, daß deine Statur kaum die Hälfte von einer gewöhnlichen Mannslänge beträgt. Denn wenn ich sagen wollte, daß Niemand freigebiger sey als du, würde ich nicht einmal eine Lüge gesagt haben, da du dir einbilden kannst, andern Leuten alles, was

du ihnen gelassen hast, geschenkt zu haben.“ — Zwei starke Sarkasmen auf einmal! die zugleich eine Probe sind, wie weit Demetrius die Freimüthigkeit trieb, und wie verächtlich der Mensch, der so mit sich sprechen ließ, in seinem eigenen Bewußtseyn seyn mußte.

Ein wahrhaft goldener Spruch, den Seneca in seinem Buche von der Vorsehung unter vielen andern dieser Art von ihm gehört zu haben versichert, ist folgender: „Meiner Ueberzeugung nach gibt es kein unglücklicheres Wesen als einen Menschen, dem in seinem Leben nichts Widerwärtiges zugestoßen ist; denn so ist es ihm nie möglich gewesen sich selbst zu probiren. Wie sehr ihm auch alles nach Wunsch und Willen gegangen, ja seinen Wünschen noch zuvorgekommen seyn mag: die Götter haben nicht günstig von ihm gedacht; sie haben ihn nicht werth geachtet, über das Unglück zu siegen, das mit einem schwachen und muthlosen Menschen nichts zu schaffen haben mag, als spräche es: was sollt' ich mir einen solchen Gegenkämpfer wählen? Er würde gleich die Waffen strecken. Gegen seinesgleichen kann ich meine ganze Macht nicht brauchen, eine kleine Drohung ist genug ihn zu jagen; er hat das Herz nicht mir in die Augen zu sehen.“ — Der Hauptgedanke ist vortrefflich; aber ich zweifle nicht, daß er die witzelnde Ausbildung erst unter Seneca's Händen erhalten hat. Eben so viel Antheil scheint mir Seneca an einem andern Discurs zu haben, den er dem Demetrius in den Mund legt (de provid. c. 5). Die Rede ist von der Ergebung in den göttlichen Willen, oder, was eben dasselbe nur mit andern Worten sagt, von der Zufriedenheit mit unserm Schicksal. „Die Götter (eine stoische Art zu reden, die bei ihnen eben so viel als Natur, Vorsehung, Schicksal, oder nothwendige Ordnung der Dinge heißt), die Götter, sagt er,

können mir nichts nehmen, was ich ihnen nicht auf den ersten Wink zu geben bereit bin: ich unterwerfe mich ihrem Willen nicht, sondern ich stimme ihm bei." — Es ist der nämliche Gedanke, der im 77sten Abschnitt des Epiktetischen Handbüchleins so ausgedrückt ist:

So führt mich dann, Zeus, und du, Pepromene,
wohin ihr mir zu gehn verordnet habt,
ich folg' euch willig und mit munterm Schritte,
denn wollt' ich nicht, müßt' ich gezwungen folgen.

Folgen müssen wir alle, gern oder ungern; der große Punkt, worin sich der Weise und Gute von dem Thoren unterscheidet, ist, daß sich dieser ungern, murrend und vergebens widerstrebend, jener hingegen willig, als aus eigner freier Bewegung und Zusammenstimmung mit der Natur, dem großen Gesetze der Nothwendigkeit unterwirft: und der Grund dieses Unterschieds liegt darin, daß der Weise und Gute überzeugt ist, daß dieses Gesetz die unumgängliche Bedingung der allgemeinen Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen, folglich auch die einzig sichere Grundlage und Gewähr unsers eigenen besondern Wohlseyns ist — die erste und wichtigste aller praktischen Wahrheiten, die dem großen Haufen (oder was die nicht allzu höfliche Sprache der Philosophen Thoren nennt) entweder aus Unwissenheit verborgen bleibt, oder durch die Magie der Leidenschaften immer aus den Augen gerückt wird!

Seneca, der mit einem Vermögen von mehr als zehn Millionen, und als der reichste Privatmann, der vielleicht damals in der Welt war, es gar zu gern dahin gebracht hätte, sich selbst zu bereden, daß er alle seine Glücksgüter eben so gleichgültig besitze als ein Demetrius sie entbehrte,

scheint vornehmlich, um sich in dieser Gesinnung zu bestärken, den Umgang mit dem letztern gesucht und ihn so oft als möglich um sich gehabt zu haben. — „Ich führe (schreibt er in der letzten Epistel an seinen Lucilius) den Demetrius, den besten Mann, den ich kenne, überall mit mir herum, und lasse die bepurpurten Herren stehen, um mich mit einem halbnackten Cyniker zu unterhalten, den ich bewundere. Wie sollt' ich ihn nicht bewundern? Ich habe mich überzeugt, daß ihm nichts mangelt. Alles zu verachten, dahin kann ein Mann es noch bringen! alles haben kann niemand. Der kürzeste Weg des Reichwerdens geht durch die Verachtung des Reichthums! aber unser Demetrius lebt so, nicht als ob er alles verachte, sondern als ob er's nur den andern überlassen habe.“

Einen schönen wiewohl unvollendeten und verblichnen Zug aus dem Leben des Demetrius hat uns Tacitus am Ende des 16ten Buchs seiner Annalen aufbehalten, nämlich daß er unter den vorzüglichen Personen beiderlei Geschlechtes war, welche die Gesellschaft des Thraseas Pätus ausmachten, da ihm Nero, oder der Senat, das schändliche Werkzeug dieses unwürdigen Usurpators der Namen Cäsars und Augusts, den Tod, mit der Erlaubniß die Todesart selbst zu wählen, ankündigen ließ. Pätus war der tugendhafteste unter allen edlen Römern, die als Schlachtopfer des feigen und argwöhnischen Tyrannen fallen mußten. Er hatte sich, in Erwartung des Ausgangs, den die gegen ihn erhobene Anklage nehmen würde, in seine Gärten zurückgezogen, und da war es, wo er die letzten Tage seines Lebens in Gesellschaft des Demetrius zubrachte, und wie Tacitus sagt, seinen Discursen über die Natur der Seele und ihre Trennung vom Körper mit dem Interesse eines Sterbenden, oder seinen nahen Tod

Ahnenden, zuhörte. Als er sein Schicksal vernommen hatte, waren sein Schwiegersohn Helvidius und unser Demetrius die einzigen, die er mit sich in sein Schlafgemach nahm, um sich die Adern öffnen zu lassen. — Unglücklicher Weise ist ein Stück des 16ten Buchs der Annalen verloren gegangen, und die Erzählung bricht, bei einem von dem langsam Sterbenden auf den Demetrius gehefteten Blicke, gerade da ab, wo sie am interessantesten zu werden verspricht. Dieß ist alles, was uns von einem Manne übrig ist, der, selbst nach diesem wenigen zu urtheilen, verdient hätte, wie Sokrates und Epiktet, einen Xenophon und Arrianus zu finden.

2.

Demokritus von Abdera.

Etwas von der Goldmacherei desselben.

1775.

Es gehört bekanntermaßen unter die Vorrechte der Gelehrten, daß sie nicht nur über alles was sie wissen und verstehen, sondern auch über alles was sie nicht wissen und nicht verstehen, reden und schreiben dürfen, was ihnen beliebt, und so viel ihnen beliebt.

Ich habe mir zwar schon lange zum Gesetz gemacht, mich des besagten Vorrechts so wenig als möglich zu bedienen; indessen finde ich doch, daß man es nicht allezeit vermeiden kann, und ich sehe mich wirklich in der Nothwendigkeit etwas über die Alchymie des Demokritus zu sagen, wiewohl ich heilig versichern kann, daß ich davon nicht ein Wort mehr

weiß, als der gelehrte Ungenannte, der mich dazu nöthiget. *) Der ganze Unterschied zwischen dem Ungenannten und meiner Wenigkeit (was nämlich diesen Punkt betrifft) besteht darin, daß ich mir meiner Unwissenheit in dieser Sache wohl bewußt bin; und daß er hingegen sehr viel davon zu wissen glaubt.

Ich hatte mir die Freiheit genommen, in der Geschichte der Abderiten den berühmten Arzt Olaus Borrichius eines Abderitismus zu beschuldigen, weil er behauptet, daß Demokritus den Stein der Weisen gehabt habe, und weil er zum Beweis dessen sich auf des Demokritus' Buch vom Steine berufen.

Dieß nimmt nun der Ungenannte sehr übel, und gibt mir wegen dieser Uebereilung einen tüchtigen Verweis. Er macht mir eine Sünde daraus, daß ich den ehrlichen und in seiner Art wirklich großen Mann Borrichius einen Abderiten gescholten; er, der auf der nämlichen Seite, den gewiß eben so ehrlichen, und in mehr als einer Art wenigstens eben so großen Mann, Hermann Conring, und mit ihm alle Gelehrten, welche den Zosimus und Synesius erst ins vierte Jahrhundert nach Christi Geburt setzen, Abderiten schilt. Die Gründe, warum die Gelehrten dieß thun, sind sehr triftig. Hingegen kann nichts Abderitischer seyn, als die Gründe, warum Borrichius glaubt, daß des Demokritus Buch περι της λιθου vom Stein der Weisen gehandelt habe (vid. seine Sapientia Hermetis etc. a Conringii Animadvers. vindicata p. 69).

Ich bekenne, daß ich — da es unmöglich ist, daß ich omne scibile selbst gelesen und selbst untersucht habe — in dem Wenigen, was ich von der Philosophie, Magie und Alchymie des Demokritus gesagt, theils lediglich meinem eigenen

*) Verf. des Art. Demokritus, im Magazin für Aerzte, St. 1.

Menschenverstand, theils den Urtheilen notorisch großer Gelehrten, als Salmasius, Conring, le Clerc, Bayle, Fabricius, Heumann, Brucker u. a. gefolgt bin. Und was meinen Unglauben an die Goldmacherkunst des Demokritus betrifft — ein Verbrechen, dessen Schuld ich beinahe mit allen Gelehrten in Europa theile — so dächt' ich, es wäre wenigstens billig gewesen, daß der Ungenannte in Erwägung gezogen hätte, daß (aus sehr vielen Gründen, die ihm selbst eben so bekannt seyn müssen als mir) die Präsumtion, daß Demokritus den Stein der Weisen nicht gehabt habe, so lange die stärkere ist, bis mit unumstößlichen Beweisen dargethan ist, daß er ihn gehabt habe. Was hilft alle das gelehrte Gewäsche des großen Borrichius und des Ungenannten, von Büchern die entweder nicht existiren, oder noch im Manuscript in der Vaticanischen und kön. Französischen Bibliothek verborgen liegen, und von deren Inhalt, Aechtheit oder Unächtheit, Glaubwürdigkeit in historischen und Richtigkeit in physikalischen Dingen, die gelehrte Welt noch nicht urtheilen kann? Von dem unter dem Namen Physica et Mystica noch vorhanden seyn sollenden Fragment der χειροχμητων des Demokritus urtheilt der größte Kenner dessen, was in Griechischer Sprache ächt oder unächt ist, Salmasius, daß sie untergeschoben, und eine Geburt des schlechtesten Alters der Griechischen Literatur sey. Der angebliche Commentar des Synesius über dieß unächte Buch ist den Gelehrten, meines Wissens, nur dem Namen nach bekannt. Man hat bisher keinen andern Synesius gekannt, als den Bischof dieses Namens zu Ptolomais, der im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt gelebt; und der Zosimus, dessen Werke die gelehrte Welt kennt, ist ein Geschichtsschreiber des fünften Jahrhunderts. Die Alchymisten, Synesius und Zosimus, deren Schriften Borrichius im Manuscript gesehen hat,

sind, selbst nach der Meinung dieses Polyhistors, ganz andere Personen, haben viel früher existirt, und sind, wie der Ungenannte versichert, noch ungleich älter als Borrichius selbst glaubt. Es mag seyn; aber noch sind es lauter Unbekannte. Was kann nun wunderlicher seyn, als die Gelehrten auszuhunzen, daß sie, auf das Zeugniß eines Commentars, den sie nie gesehen haben, über ein Buch das nicht existirt, nicht stracks überzeugt sind, daß Demokritus Gold gemacht habe? Wir werden uns alle willig der Wahrheit zu Füßen legen, sobald er in seiner versprochenen Geschichte der ältern Chemie die Sache in die gehörige Evidenz gesetzt haben wird. Nur wird er selbst billig finden, daß wir uns bessere Gründe ausbitten, als diejenigen, womit Borrichius — vor dessen Gelehrtheit, Belesenheit und Collectaneen ich übrigens allen ersinnlichen Respect habe — beweist, daß Joseph in seiner Nachricht von den Säulen Seths Glauben verdiene; daß die Aegyptischen Priester Gold gemacht haben; daß die noch vorhandene smaragdne Tafel dem Aegyptischen Hermes füglich zugeschrieben werden könne; daß die Galanterie des Mars und der Venus im Homer (Odyss. VIII) ein concubitus mysticus sey, wodurch Homer alchymistische Geheimnisse, die er in Aegypten gelernt, habe andeuten wollen; daß die unermeßlichen Reichthümer der alten Aegyptischen Könige sich nicht begreifen ließen, wenn man nicht annähme, daß sie Gold hätten machen können; daß der Sänger Jopas an der Tafel der Königin Dido den alchymistischen Proceß vorgesungen habe, weil Virgil sagt: er habe errantemque lunam, solisque labores gesungen, und zwanzig andre Sächelchen von diesem Schlage, die der ehrliche Mann, wenn er über seiner Alchymie seine Logik nicht ganz vergessen hätte, gewiß ungeschrieben gelassen haben würde.

3.

Diagoras der Melier. *)

1 7 9 8.

Die wenigen Nachrichten, die man theils aus solchen Compilatoren, wie Suidas, Valerius Maximus und Hesychius Illustris, theils aus den Aristophanischen Scholiasten und andern seiner beiläufig erwähnenden alten Schriftstellern gezogen hat, sind so verworren und übel zusammenhängend, daß Barthelemy, um in seinem Anacharsis aus allen diesen einzelnen Zügen ein leidliches Gemälde zusammenzusetzen, ein wenig mehr Poesie zu Hülfe nehmen mußte, als man einem Geschichtserzähler zu verstatten schuldig ist.

Meistens führen uns die Nachrichten, die man aus dergleichen Quellen schöpfen kann (selbst wenn die Rede von viel berühmtern Männern ist, als Diagoras), nicht weiter, als bis zu einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit. Mir scheint, alles wohl erwogen, der folgende Begriff von Diagoras und seinem vorgeblichen Atheism der wahrscheinlichste zu seyn. Die Lage von Melos und der ansehnliche Seehandel seiner Bewohner verschaffte dem Jüngling, den sein Durst nach Kenntnissen frühzeitig aus seiner Vaterstadt trieb, überflüssige Gelegenheiten, nach und nach die Inseln und das feste Land der Hellenen zu besuchen, und mit den vorzüglich-

*) Man vergleiche hiemit was Wieland über ihn im Aristipp gesagt hat Brief 46, und Kindervaters Bemerkungen über Diagoras in den Anmerkungen und Abhandlungen über Cicero's Bücher von der Natur der Götter. Lpz. 1790. Bd. 1. S. 33—39.

sten Köpfen seiner Zeit (welche ungefähr zwischen die 76ste und 90ste Olympiade fällt *) sich bekannt zu machen. Es ist kein Zweifel, daß er unter andern berühmten Philosophen und Sophisten, die in diesem Zeitraum blüheten, auch einen Demokritos, Anaxagoras und Protagoras kennen gelernt und in ihrem Umgang den Grund zu seiner nachmaligen Denkart über die Volks- und Staatsreligion der Griechen gelegt habe. Nichts ist wohl begreiflicher, als wie in einem jungen Manne von hellem Kopf und lebhafter Wißbegierde der Gedanke herrschend werden konnte, die Mysterien der geheimen Gottesdienste und Einweihungen, von welchen Griechenland so voll war, und von denen damals noch so viel Aufhebens gemacht wurde, aus dem Grunde kennen zu lernen. Diagoras machte, wie es scheint, eine Zeitlang sein Hauptgeschäfte daraus, sich in den Cabirischen, Samothracischen, Orphischen, Eleusinischen und allen andern Mysterien, welche damals irgend einem Gott oder Heros zu Ehren in Griechenland und Asien gefeiert wurden, initiiren zu lassen; und kam dadurch in den Ruf, daß er ein religiöser Schwärmer, εἰ τις και ἀλλος δεισιδαιμων (wie sich Sextus Empirikus ausdrückt) sey. So natürlich es war, wenn der große Hause diese Meinung von ihm faßte, so möchte ich doch nicht, wie der Verfasser des Anacharsis, dem besagten Sextus als etwas historisch Wahres nachsagen: que son imagination ardente le pénétra d'une crainte servile à l'égard des Dieux; qu (en consequence

*) Einem Aristophanischen Scholiasten zufolge (zu V. 323 der Frösche) lebte Diagoras mit Simonides und Pindaros zu gleicher Zeit. Dieß kann aber keinen andern Sinn haben, als daß seine Knabenjahre in die Zeit ihres Greisenalters gefallen seyen; und in dieser Voraussetzung werden die angegebenen Zahlen beinahe zu richtig seyn. W.

de cette deisidémonie) il chargeait son culte d'une foule de pratiques religieuses, et qu'il parcourrait la Grèce pour se faire initier dans tous les mystères. Zwar die beiden letztern Aussagen beruhen auf Zeugnissen, gegen welche, meines Wissens, nichts einzuwenden ist; aber die erste betrifft etwas, das in dem inwendigen Menschen, der nicht in die Sinne fällt, vorgegangen seyn müßte; sie ist kein Zeugniß, sondern ein kategorisches Urtheil über die Ursache dessen was in die Sinne fiel; ein Urtheil, worin man sich leicht irren konnte; denn Diagoras konnte, ohne alle Deisidämonie, aus bloßer Begierde die Mysterien zu ergründen, und in das Innerste des Geheimnisses einzudringen, den Schein einer schwärmerischen Religiosität annehmen, und mußte sich dann wohl, um seine Absicht zu erreichen, allen den Uebungen und Observanzen, die ihm von den Mystagogen vorgeschrieben wurden, mit guter Art unterwerfen. Daß dieß wirklich bei ihm der Fall gewesen sey, daß er sich aus bloßer Wißbegierde und in philosophischer und weltbürgerlicher Absicht zu dieser sonderbaren Verwendung eines beträchtlichen Theils seiner Zeit und seines Vermögens entschlossen habe, ist freilich weder durch Urkunden noch beschworne Zeugnisse zu erweisen; aber es scheint mir aus dem Erfolg höchst wahrscheinlich zu seyn. Die Entdeckungen, die er auf diesem Wege machte, wirkten auf ihn, wie auf einen hellen unbefangenen, Wahrheit suchenden Menschen; auf einen dumpfen, abergläubischen, götterscheuen Schwachkopf würden sie ganz anders gewirkt haben. Und wenn wir auch nur, als etwas sehr Mögliches, annehmen, daß er, zu der Zeit, da er seinen Lauf durch alle Mysterien seiner Zeit antrat, noch nicht ganz klar gesehen, aber eben deßwegen und, um über die wahre Beschaffenheit des Religionswesens seiner Nation ins Reine zu kommen, sich in diesen Labyrinth hinein-

gewagt habe: so bleibt es immer begreiflicher, wie ein entschiedner Unglaube das Resultat seiner Entdeckungen seyn konnte, als wenn wir eine Geistes- und Gemüths-Verfassung bei ihm voraussetzen, in welcher er durch die Einweihung in den Mysterien, natürlicherweise, vielmehr hätte bestärkt als aus derselben herausgeworfen werden müssen.

Wie dem aber auch gewesen seyn mag, genug der Erfolg war, daß Diagoras sich öffentlich gegen die Gottheit der Griechischen Nationalgötter und die Mysterien erklärte; ja sogar kein Bedenken trug, das, was in diesen letztern vorging, gezeigt und gelehrt wurde, allen die es wissen wollten zu verrathen, und jedermann, so viel an ihm war, von diesen heiligen Mystificationen abzuhalten. Daß er das letztere wirklich gethan, ist durch das Decret der Athener gegen ihn außer allen Zweifel gesetzt; und da nach dem damaligen allgemeinen Volksglauben die Profanation der Eleusinischen und andern Mysterien, ein den Tempelraub selbst übertreffendes Sacrilegium war, dessen nur ein ausgemachter Gotteslåugner fähig seyn konnte, so begreift sich, warum Diagoras, wenn er auch kein Gotteslåugner im Sinn der Theistischen Religionen war, mit dem verhaßten Beinamen der Atheist gebrandmarkt werden mußte. Wenigstens gedenkt das besagte Decret keines andern Beweises seiner Gottlosigkeit (ἀσέβεια) als dieser. Indessen zweifle ich um so weniger, daß er sich dieses Namens auch durch Bestreitung des Daseyns der Götter überhaupt würdig gemacht habe, da Cicero, der ihm einige Jahrhunderte näher war als Sextus, Suidas, und die christlichen Kirchenschriftsteller, ganz positiv von ihm versichert: daß er, so wie späterhin Theodor von Cyrene, behauptet habe, nullos esse omnino Deos. Wie nun Diagoras eigentlich zu diesem Unglauben gekommen, wie weit er darin

gegangen *), und inwiefern, oder durch was für Entdeckungen die Mysterien, in deren innerste Adyta er sich vermuthlich Zugang zu verschaffen gewußt, die veranlassende Ursache desselben geworden, läßt sich, bei dem gänzlichen Mangel an nähern und umständlichen Nachrichten, nicht bestimmen: aber das, dünkt mich, könnte und sollte jedem einleuchten, der die nur gar zu oft lügenhaften und läppischen Erzählungen, womit so manche Griechische Anekdotenjäger das Andenken merkwürdiger Männer ihrer Nation beschmutzt haben, mit gehörigem Mißtrauen prüft, daß die von den Aristophanischen Scholiasten, und von solchen Compilatoren wie Suidas, vorgegebene Ursache, warum Diagoras von der erbärmlichsten Deisidämonie auf einmal zur frechsten Atheisterei übergesprungen seyn soll, zu ungereimt ist, um den mindesten Glauben zu verdienen. Einer seiner Freunde soll nämlich ein von Diagoras ihm anvertrautes Depositum **) abgeläugnet, und, als

---

*) Der Französische Anacharsis beschuldigt ihn d'avoir brisé les statues des Dieux, und beruft sich, um ein so unwahrscheinliches Vorgeben mit Zeugnissen zu belegen, auf den Aristophanischen Scholiasten zum 828. Vers der Wolken, und auf die Kirchenschriftsteller Athenagoras und Clemens von Alexandrien. Alle drei erwähnen aber bloß eines einzigen, vermuthlich aus einerlei Quelle geschöpften Beispiels, nämlich, daß er einst, da es in seiner Küche an Holz gefehlt, einen hölzernen Hercules gespaltet und des armen Gottes noch gar mit diesen Worten gespottet habe: nun frisch auf! mache dich an deine dreizehnte Arbeit und koch' uns einen Linsenbrei. W.

**) Nach der Erzählung des Milesischen Hesychios war ein Gedicht, das ihm von einem Bekannten entwendet worden war, die teterrima causa alles dieses Unheils. Diagoras verklagte den Versedieb; dieser läugnete, schwur den Reinigungseid, und publicirte bald darauf das Gedicht als sein eigenes Werk, mit großem Beifall. Dieß kränkte den armen Vater des gestohlnen Kindes so

er deßwegen gerichtlich belangt worden, es feierlich abgeschworen haben. Nun habe Diagoras, vermöge seines heroischen Glaubens, nicht gezweifelt, daß die Götter einen so frevelhaften Meineid auf der Stelle rächen würden. Da diese sich aber ganz gleichgültig und leidend dabei verhalten, sey er darüber so stutzig geworden, daß er (ungewiß ob aus Ueberzeugung oder aus Rachsucht) das Daseyn der Götter öffentlich geläugnet habe. — Gesetzt auch, das Geschichtchen habe sich wirklich zugetragen, so hätte ein so fanatischer Orthodox, wie Diagoras vor dieser Begebenheit gewesen seyn soll, höchstens einen Augenblick in seinem Glauben irre gemacht, und vom ersten Affect hingerissen werden können, in Reden auszubrechen, wie Splendidabilis sie in solchen Fällen einem in seiner zuversichtlichen Erwartung getäuschten Menschen etwa eingeben könnte. Aber was für ein elender Wicht müßte das seyn, den der Anblick alles Unrechts, aller Uebelthaten und Frevel, die auf dem ganzen Erdboden täglich, stündlich und augenblicklich begangen werden, ohne daß die Götter ihren Unwillen darüber unmittelbar auf der Stelle auszulassen nöthig finden, bisher niemals im Geringsten angefochten hätte, und der nun, da ihm selbst einmal ein zu Athen ziemlich gewöhnliches Unrecht geschah, auf einmal deßwegen aus dem religiösesten Schwärmer zum erklärtesten Atheisten würde? Eher ließe sich noch hören, was einer der Aristophanischen Scholiasten vorgibt: daß das grausame und unverdiente Schicksal, das

---

bitterlich, daß er den Göttern ihre Gleichgültigkeit gegen eine solche Unthat nicht verzeihen konnte. Von dieser Zeit an brach er mündlich und schriftlich gegen sie los, und hielt sich vollkommen berechtigt, denen das Daseyn abzusprechen, die durch ihr Stillschweigen Schuld daran hatten, daß ihm seine Verse vom Gerichte waren abgesprochen worden. W.

die ganze Existenz seiner seit mehrern Jahrhunderten blühenden und in ihrer goldnen Mittelmäßigkeit glücklichen Vaterstadt im ersten Jahre der 91sten Olympiade vernichtete, diese Wirkung auf sein Gemüth gehabt hätte, wenn nicht aus andern Umständen wahrscheinlicher wäre, daß sein Atheism viel älter und mehr eine Frucht kalter Untersuchungen und Speculationen als des Unmuths und der Verzweiflung gewesen sey. Im letztern Falle würde er wohl schwerlich eine Stelle unter den Philosophen des Alterthums erhalten haben, und dieß um so weniger, da sein Tod ziemlich bald auf die Zerstörung von Melos folgte, und er also nicht Zeit genug gehabt hätte, mit seiner neuen Lehre Aufsehn zu erregen. Ich denke der Wahrheit vielleicht am nächsten zu kommen, wenn ich annehme, daß Diagoras durch seine Initiation in allen geheimen Gottesdiensten, vielleicht auch durch eine vertrautere Bekanntschaft mit den Priestern, wozu sein affectirter Fanatism ihm den Weg gebahnt, nicht nur zu der Ueberzeugung (die eben nicht schwer zu erlangen war), daß die popularen Nationalgötter der Griechen keine Wesen außer uns seyen, gelangt, sondern bei immer fortgesetzter Speculation über diese Dinge auf die Meinung gerathen sey: daß weder die Natur im Ganzen und im Besondern, noch die Oekonomie der menschlichen Dinge durch Voraussetzung einer unserm Verstand unzugangbaren Grundursache begreiflicher werde, und also nichts vorhanden sey, was den denkenden Menschen zu einer solchen Voraussetzung bewegen könne. Er war, wofern er so vernünftelte, weder der erste noch der letzte seiner Art; und wenn er sich übrigens im Aeußerlichen der populären Religion conformirt, seinen Atheism ohne Geräusch und Prätension als eine bloße kosmologische Speculation vorgetragen, und die Mysterien unangetastet gelassen hätte, so

möchte er so alt als Demokrit von Abdera geworden seyn, ohne daß weder die Eumolpiden, noch der Areopagos, noch das souveräne Volk von Athen sich um ihn bekümmert hätten. Aber Diagoras konnte, wie es scheint, der Begierde, seine Entdeckungen auch andern mitzutheilen und Proselyten zu machen, nicht widerstehen. Die Mysterien verrathen, war an sich schon eine halsbrechende Sache; aber sogar mit Verachtung davon zu reden, und andere von den Initiationen abzuhalten, ein solcher Frevel war unerhört, und empörte, da er endlich ruchtbar wurde, ganz Griechenland gegen das Ungeheuer, das dessen fähig war. Mir ist nicht unwahrscheinlich, daß Diagoras, der sich gewöhnlich zu Athen aufhielt, sein Spiel schon lange vorher, bevor das Ungewitter über ihm ausbrach, auf eine verdecktere Art gespielt, und wenigstens das, was den Athenern und Hellenen das Heiligste war, die Eleusinischen Mysterien, geschont haben werde. Aber als Athen die armen Melier seine Uebermacht auf eine so grausame Art fühlen ließ*), daß wir die Erzählung davon nach mehr als 2000 Jahren nicht ohne Ingrimm lesen können, da mochte wohl auch der patriotische Zorn des Diagoras über Götter und Athener so heftig entbrennen, daß er seine Gesinnungen gegen beide ohne alle Zurückhaltung laut genug werden ließ, um sich das fürchterliche Decret zuzuziehen, wodurch er für vogelfrei erklärt, und demjenigen, der ihn tödten oder lebendig nach Athen liefern würde, jenem ein Talent, diesem das Doppelte zur Belohnung versprochen wurde. Er

---

*) Alle Melier, welche Waffen zu tragen fähig waren, wurden gefangen nach Athen geschleppt und daselbst mit kaltem Blut ermordet; alle übrigen, Weiber, alte Männer und Kinder, zu ewiger Sklaverei verdammt. W.

hatte sich zwar noch in Zeiten mit der Flucht zu retten gesucht und unter den Peloponnesiern sicher zu seyn gehofft; aber die Wuth der Athener verfolgte ihn von Ort zu Ort, brachte es dahin, daß er allenthalben als ein erklärter Feind der Götter und Verräther der Mysterien proscribirt wurde, und ließ nicht eher von dem Unglücklichen ab, bis man erfuhr, daß er in einem Fahrzeuge, worin er aus Griechenland entfliehen wollte, zu Grunde gegangen sey.

So setze ich mir das Wenige, was uns die Alten von diesem merkwürdigen Melier, in kleinen unförmlichen Bruchstücken und einzelnen schlecht in einander passenden Zügen überliefert haben, zusammen, um mir wenigstens etwas einigermaßen Anschauliches und Begreifliches bei seinem Namen denken zu können, und einem, der sich selbst nicht mehr vertheidigen kann, so wenig als möglich Unrecht zu thun. Ich gestehe übrigens gern, daß mich dieser Versuch nicht ganz befriediget; und daß es, aus Mangel an chronologischer Bestimmung der Hauptepochen seines Lebens, immer unmöglich bleiben wird, alle durch so manche Schriftsteller von sehr ungleicher Gültigkeit zerstreuten Züge so zusammenzufassen, daß ein Bild herauskomme, welches einem in sich selbst zusammenhängenden Menschen ähnlich sehe. Aber bei wie vielen andern ausgezeichneten Personen des Griechischen Alterthums finden wir uns in eben demselben Falle!

E.

1.

Enthusiasmus und Schwärmerei.

1775.

Mit den Worten muß es so genau nicht genommen werden — pflegt man zu sagen, und hat sehr Unrecht. Freilich sollten sich gescheidte Leute nie zanken, wenn sie nicht wenigstens wissen, worüber. Aber eben damit dieß nicht so häufig geschehe, wäre sehr zu wünschen, daß man sich einmüthiglich entschließen möchte, allen Wörtern, deren Bedeutung noch schwankend ist, auf immer und allezeit eine festgesetzte und jedermann klare oder klar zu machende Bedeutung zu geben.

Ich finde, daß viele Gelehrte noch immer Schwärmerei und Enthusiasmus als gleichbedeutende Wörter gebrauchen, und dadurch Begriffe, die mit äußerster Sorgfalt auseinander gesetzt werden sollten, dergestalt verwirren, daß sie immer Gefahr laufen, ihren Lesern halb wahre Sätze für voll zu geben, und in ohnehin übelaufgeräumten Köpfen noch mehr Unordnung anzurichten.

Ich nenne Schwärmerei eine Erhitzung der Seele von Gegenständen, die entweder gar nicht in der Natur sind, oder wenigstens das nicht sind, wofür die berauschte Seele sie an=

sieht. So schwärmt z. B. Horaz, wenn ihn Bacchus, von dessen Gottheit er voll ist, in unbekannte Haine und Felsenhöhlen fortreißt — und Petrarca, wenn es ihm vorkommt, daß die Seufzer und Klagen seiner Laura Berge versetzen und Flüsse stehen machen könnten. Dem Worte Schwärmerei, in dieser Bedeutung genommen, entspricht das Wort Fanatismus ziemlich genau; wiewohl dieß letztere, durch den Gebrauch, einer besondern Gattung von Schwärmerei, nämlich der religiösen, zugeeignet worden ist*). Aber es gibt auch eine Erhitzung der Seele, die nicht Schwärmerei ist, sondern Wirkung des unmittelbaren Anschauens des Schönen und Guten, Vollkommenen und Göttlichen in der Natur und unserm Innersten, ihrem Spiegel! Eine Erhitzung, die der menschlichen Seele, sobald sie mit gesunden, unerschlafften, unverstopften, äußern und innern Sinnen sieht, hört und fühlt was wahrhaft schön und gut ist, eben so natürlich ist, als dem Eisen im Feuer glühend zu werden.

Diesem Zustande der Seele weiß ich keinen schicklichern angemessenern Namen als Enthusiasmus.**) Denn das, wo=

*) Mit Recht, da es von fanum, Tempel, abgeleitet ist. Böttiger bezieht es auf die Selbstzerfleischungen und Verstümmelungen der orgiastischen Religionen der alten Welt, wovon aber auch im Christenthum nicht seltene Beispiele vorkommen. Der Fanatiker geht in der Schwärmerei bis zur Wuth der Zerfleischung seiner selbst und Anderer im physischen und moralischen Sinne, und bewaffnet darum gern den weltlichen Arm gegen anders Denkende.

**) Das Wort bezeichnet nach seiner Etymologie den erhöhten Zustand der Seele, worin sie ganz außergewöhnliche Kräfte zeigt und Wirkungen äußert, und den sich die Alten nicht anders erklären konnten als aus dem Inwohnen eines Gottes in der Seele, dem Einwirken eines Gottes in dieselbe. Besonders Dichtern und Propheten schrieb man daher Enthusiasmus zu. Est Deus in nobis, agitante calescimus illo, sagt Ovid.

von dann unsre Seele glüht, ist göttlich; ist (menschenweise zu reden) Strahl, Ausfluß, Berührung von Gott; und diese feurige Liebe zum Wahren, Schönen und Guten ist ganz eigentlich Einwirkung der Gottheit, oder (wie Plato sagt) Gott in uns.

Hebet eure Augen auf und sehet: was sind Menschenseelen, die diesen Enthusiasmus nie erfahren haben? Und was sind die, deren gewöhnlichster, natürlichster Zustand er ist? — Wie frostig, düster, unthätig, wüst und leer jene? Wie heiter und warm, wie voller Leben, Kraft und Muth, wie gefühlvoll und anziehend, fruchtbar und wirksam für alles was edel und gut ist, diese!

Schwärmerei ist Krankheit der Seele, eigentliches Seelenfieber: Enthusiasmus ist ihr wahres Leben! — Welch ein Unterschied in wesentlicher Beschaffenheit, Ursache und Wirkung!

Ich vergesse hier gar nicht, daß die Gränzen des Enthusiasmus und der Schwärmerei in jedem Menschen schwimmen; daß der Enthusiast oft schwärmt; daß weder wir noch er selbst allemal mit Gewißheit sagen können, was, von allem was in ihm vorgeht, der einen oder der andern Ursache zuzuschreiben ist. Aber soll uns dieß abhalten, den großen wesentlichen Unterschied zwischen zwei so ungleichen Zuständen der Seele anzuerkennen, und (woran bisher so wenig gearbeitet worden ist) diesen Unterschied so genau als möglich zu bestimmen?

Aber wie kann dieß geschehen, so lange man die Wörter Schwärmerei und Enthusiasmus für gleichbedeutend nimmt?

Beiläufig merk' ich noch an, daß Enthusiasmus — wenigstens niemals wo man sich ganz bestimmt auszudrücken hat — durch Begeisterung übersetzt werden sollte. Dieß letzte Wort hat eine weitere Bedeutung; denn der Geister sind

mancherlei. Der Schwärmer ist begeistert wie der Enthusiast; nur daß diesen ein Gott begeistert und jenen ein Fetisch.*)

Endlich sollt' ich kaum hinzusetzen dürfen, daß es, was man auch über den wesentlichen Unterschied zwischen Enthusiasmus und Schwärmerei und den verschiedenen Gebrauch dieser Wörter festsetzen will, immer hohe Zeit wäre, die Namen Enthusiast und Schwärmer nicht länger als Schimpfwörter zu gebrauchen.

Ein Schwärmer seyn, ist nicht schimpflicher, als ein hitziges Fieber haben; ein Enthusiast seyn, ist das Liebenswürdigste, Edelste und Beste seyn, was ein Sterblicher seyn kann.

Aber freilich, wer wird die frostigen, lichtlosen, öden und leeren Seelen jemals dahin bringen, dieß zu fühlen?

Ich besorge also — doch nein! Ich will nichts besorgen. Helfe, was helfen kann! Wenn wir immer besorgen, immer daran denken wollten, daß wir in die Luft bauen, ins Wasser säen, den Fischen predigen u. s. w., so würden wir zuletzt gar nichts mehr thun; — und das taugte noch weniger!

---

*) Man kann wohl Begeisterung zum Mittelpunkte machen. Dem Begeisterten zur einen Seite steht der Enthusiast, zur andern der Schwärmer. Jener erglüht für eine Idee, dieser für eine Chimäre. Jeder will sie anerkannt, realisirt wissen, und ist eifrig darin; der Enthusiast wählt nur gute Mittel, dem Schwärmer wird das Mittel durch den Zweck geheiligt. Der Enthusiast ist allezeit mit der Vernunft harmonisch, der Schwärmer nicht. Enthusiasmus ist ein Affect, Schwärmerei eine Leidenschaft, und daher das Schwärmen, d. i. mit lautem Getös umherschweifen, und zwar in Masse: der Schwärmer will auch Schwarm machen.

2.

Erasmus von Rotterdam.

Fragment über seinen Charakter.

1776.

Ich wünsche etwas beizutragen, daß dem Charakter dieses vortrefflichen Mannes mehr Gerechtigkeit widerfahre, als noch immer geschieht, und geschehen kann, so lang er von beiden Parteien, die sich durch sein Betragen in den Religionshändeln beleidigt glauben, in einem zu strengen Lichte gesehen wird. Beide finden, daß er zu viel für die Gegenpartei, und zu wenig für die ihrige gethan habe; und bloß weil er gerecht gegen beide seyn wollte, rechnet ihm keine das, was er wirklich für sie that, zum Verdienst an. Die Katholischen (ich rede von dem größten Theile) machen ihm alle die ruhmwürdigen Bemühungen seiner jüngern Jahre; seine Freimüthigkeit in Aufdeckung der Mißbräuche und Gebrechen des damaligen Kirchenzustandes; seine mit dem größten Erfolg gewagten Angriffe auf den Barbarismus der theologischen und philosophischen Schulen, und auf den groben Aberglauben, worin die Mönche schändlichen Gewinn haben, das christliche Volk gefangen hielten; seine lachenden, aber nur desto wirksamern Satyren auf die Unwissenheit, den Weltsinn, die cynischen Sitten und den Haß gegen das Licht der Wissenschaften, womit damals die meisten Ordensgeistlichen zum Aergerniß aller ehrlichen Leute angesteckt waren — ich sage, alles dieß, wofür ihm, als einem um sein Zeitalter, um die Menschheit verdienten Manne eine ewige Ehrensäule unter den Edelsten und Besten gebührte, wird ihm — weil die Sache

der Protestanten nothwendig dabei gewinnen mußte — von dem größten Theil der Katholischen noch immer mehr zum Vorwurf als zum Verdienst angerechnet. Die Protestanten auf der andern Seite bringen alles in Anschlag, was er, wie sie glauben, für die gute Sache hätte thun können und nicht gethan hat, und halten sich dadurch berechtigt, ihm wenig Dank für alles Gute zu wissen, was er am Ende doch nicht um ihrentwillen that, wiewohl sie die größten Vortheile davon zogen; ja was er, um der ihm mißfälligen Folgen willen, gethan zu haben sich zuweilen reuen ließ. Beide Parteien vereinigten sich ihm seine Tugenden selbst — seine Unparteilichkeit, seine Klugheit, seine Begierde den Frieden zu erhalten, und den schrecklichen Uebeln eines öffentlichen Bruchs vorzubeugen, seine Billigkeit und Mäßigung, auch nachdem die Sachen endlich zu dieser gewaltsamen Krisis gekommen waren, seine unverletzt fortdauernde und unterhaltene Freundschaft mit den Gelehrtesten und Weisesten beider Hauptparteien u. s. w. — zum Verbrechen zu machen. Und was soll ich endlich von denen sagen, welche, ohne der Parteilichkeit des großen Haufens schuldig oder fähig zu seyn, den Erasmus gleichwohl tiefer als billig ist herabsetzten, weil sie den Contrast, den sein Charakter und Betragen mit demjenigen eines Ulrich von Hutten, eines Luthers, eines Zwingli macht, lebhafter als andre fühlen, und darüber zu vergessen scheinen, daß Geister von so verschiedener Art einander gar nicht entgegen gestellt werden sollten, indem es wirklich nicht billig ist, einen Mann, dessen Vorzüge, Verdienste und eigentlicher Wirkungskreis von jener Helden ihrem so verschieden war, so nahe zu ihnen zu stellen, daß er durch ihren Glanz nothwendig verdunkelt werden muß, da er doch unter den Geistern seiner Classe und in seinem Wirkungskreise Glanz, Licht und Wärme

genug hatte, um einen Platz unter den herrlichsten Köpfen, und (wenn ich nicht sehr irre) auch unter den besten Menschen seiner Zeit, und jeder andern Zeit zu verdienen. Man müßte parteiischer gegen Erasmus als für die Wahrheit seyn, wenn man läugnen wollte, daß er einen Theil der Vorwürfe, die ihm von Luthern und seinen übrigen Freunden gemacht worden (die Bitterkeit, womit sie gemacht wurden, abgerechnet), ziemlich verdient habe; daß er für seinen Ruhm und (was ihm noch näher anlag) für seine Sicherheit und Ruhe, kurz für sein liebes otium cum dignitate vielleicht mehr besorgt gewesen, und also in den stürmischen Zeiten der Lutherischen Tragödie (wie er die Reformation, ein wenig zu Lucianisch, zu nennen pflegte) mehr temporisirt habe, als ein Mann, dem Warheit und Recht, also die Sache der Menschheit, welche zugleich und hienieden ganz allein Causa Dei ist, über alles gilt, zu thun fähig wäre. Von dieser Seite betrachtet, muß er freilich klein gegen einen Hutten erscheinen, der sein Alles für sie hingab. Aber, um gerecht zu seyn, müssen wir auch bedenken, daß weder Ueberzeugung noch Heldenthum Dinge sind, die nur bloß von dem Willen eines Mannes abhangen. Erasmus begünstigte und beförderte die gute Sache, so weit seine Ueberzeugung reichte, so lange er sie für rein, für Sache der Menschheit und Sache Gottes hielt: und zog seine Hand erst dann zurück, wie er sah, oder zu sehen glaubte, daß menschliche Gewinne zu sehr die Oberhand über das Göttliche; wie er sah, daß persönliche Leidenschaften, Politik und Cameralabsichten der Großen u. s. w. sich zu stark ins Spiel mischten, und daß es durch die ungestüme Hitze, womit man zu Werke ging, und die seiner natürlich sanften Gemüthsart so wesentlich zuwider war, zu einem Schisma — dessen Verhütung ihm immer so sehr am Herzen gelegen —

kommen müsse. Ist es denn so ausgemacht, daß ein rechtschaffener Mann in einem solchen turbulenten Zustand der Republik nothwendig Partei nehmen muß? Ist es nicht genug, wenn er immer auf die Seite sich neigt, wo er die meiste Billigkeit, Mäßigung und Lauterkeit sieht? Ist es nicht Weisheit, sich in einer freien Wirksamkeit zu erhalten, so lange man hoffen kann (und wer kann gleich sagen, wie lange dieß zu hoffen ist?), daß Ruhe und Ordnung, unter gemeinnützlichen Bedingungen, noch ohne Bürgerkrieg und Auflösung aller Bande des gemeinen Wesens, wieder hergestellt werden könnten? Und ist es nicht, aufs wenigste, erlaubte Klugheit und Selbsterhaltung, zumal bei einem bloßen Reisenden, der keinen verpflichteten Beruf weder zum Steuerruder noch zur Pumpe hat, sich zurückzuziehen, wenn es so weit gekommen ist, daß wir zwar wohl mit zu Grunde gehen können, aber das Schiff zu erhalten keine Hoffnung mehr haben?

Jedoch, wenn sich auch Erasmus von dem Vorwurf einer zu strengen Sorge für sein liebes Ich in diesen Zeiten der heftigsten Stürme, deren Ausgang damals noch kein menschliches Auge voraussehen konnte, nicht ganz rechtfertigen ließe: so verdient ein Mann von solchen Verdiensten — wenigstens mit Nachsicht beurtheilt zu werden. Er war nicht zum Helden geboren, nicht zum Helden erzogen; brachte seine Jünglingsjahre nicht in ritterlichen Uebungen und unterm Geräusche der Waffen, im Feldlager eines Maximilian, zu, hatte nicht das kochende Blut und den feurigen Geist eines Hutten; war nicht, wie dieser, durch Bosheit der Menschen und unablässige Streiche des widrigsten Schicksals aufgereizt, erbittert und zum Verzweiflungsspiel, Alles gegen Alles zu setzen, gebracht worden. Es ist nicht alles Tugend, was uns an Hutten

groß scheint! nicht alles unedel und verachtenswerth, was an Erasmus klein ist, oder uns in Vergleichung mit den Heroen seiner Zeit klein vorkommen muß.

Das goldene Tu si hic esses aliter sentias! legt uns als Pflicht auf, uns so viel nur immer möglich an den Platz und in den ganzen Zusammenhang der Person hineinzudenken und hineinzufühlen, über die wir urtheilen wollen. Und da, bei aller Bemühung, die wir uns hierzu geben können, doch immer noch sehr viel daran fehlen muß, daß wir alles so klar sehen, so lebendig und gegenwärtig fühlen, wie diese Person: was ist billiger, als daß wir unserm Zwischenurtheil so viel an Gelindigkeit zulegen, als uns an Information zum Ausspruch eines vollkommnen, gerechten Endurtheils abgeht? Beides sind freilich unbestimmbare Größen; aber eben darum ist billige Nachsicht gegen die menschliche Gebrechlichkeit die erste Tugend eines gerechten Sittenrichters.

Erasmus war, nach Beschreibung seines Freundes, Beatus Rhenanus, von einer zarten und schwächlichen Leibesbeschaffenheit, so sehr, daß die kleinsten Veränderungen der Witterung und Diät empfindlich auf ihn wirkten. Wie viel von dem, was an seinen Talenten das Glänzendste, und an seiner Gemüthsart das Schwächste war, hängt nur an diesem einzigen Umstande seiner physischen Anlage! Seine Kindheit scheint unglücklich und gedrückt gewesen zu seyn, *) schon von seinem

*) Joh. Adam Bernhard, weiland Rector der Schule zu Hanau, in seiner curieusen Historie derer Gelehrten, Frkft. a. M. 1718, in dem Cap. VII. von gelehrten Hurenkindern, gibt hierüber folgenden Aufschluß S. 33: dem Desiderio Erasmo geschiehet kein Leyd, wenn man ihn mit unter die Doctos spurios rechnet; sein Vatter, der seine Mutter beschlaffen, hat sich dieselbe niemahls antrauen lassen. Er erbte auch, außer dem bloßen Nahmen, nichts von ihm,

fünften Jahre an wurde er zur Schule geschickt und mit dem damaligen Liripipio *) fürbaß gequält. Wie er aber nachmals in der Schule zu Deventer von einigen ältern Mitschülern einen Vorgeschmack der bessern Literatur bekommen hatte, faßte er eine unglaubliche Liebe zum Studiren; und diese wurde und blieb die herrschende Neigung seines ganzen Lebens. Horaz und Terenz wurden, sobald er sie kennen lernte, seine Lieblings-Autoren; er durfte sie nur an Feiertagen verstohlener Weise lesen, aber desto lieber wurden sie ihm! Und da diese beiden (und bald kam auch Lucian dazu, das Triumvirat voll zu machen) seinem Geiste die erste Bildung gaben, da das Vergnügen, so er aus ihnen schöpfte, damals sein einziges war (er las sie so fleißig, daß er sie endlich ganz auswendig wußte, sagt Beatus) — was Wunder, daß bei einem Subje.t von so zarten Sinnen, die Formen, so sie ihm eindrückten, unauslöschlich blieben? daß die Horazische aurea mediocritas (die mit der Sokratischen σωφροσυνη eins ist), d. ist die Liebe zu allem Gemäßigten, Ruhigen und sanften Schönen in der Natur und im Leben, und die so nahe damit verwandte Menandrische Grazie und Urbanität, und die Lucianische Feindschaft gegen alle falsche Prätension, alles Ueberspannte gegen Platonische Praestigias und stoisches

---

denn er nennte sich Anfangs nach demselben Gerhard Gerhardi. In denen folgenden Zeiten aber änderte er den Sinn, und legte an Tag, wie wenig ihm mit dieser Erbschafft gedienet wäre, indem er nach damahliger Gewohnheit seinen alten Nahmen ablegte, und sich Desiderium Erasmum wollte genennet haben.

*) Liripipium, worüber man nachzusehen hat Menage Orig. ling. Gall, war im Mittelalter eine von den Magistern und Baccalauren getragene Mütze, die so über den ganzen Kopf gezogen wurde, daß nur für das Gesicht eine Oeffnung blieb.

Supercilium *) charakteristische Grundzüge seines Geistes, seiner Sitten, seiner Sinnes- und Lebensart, und somit auch seiner Schriften wurden? Und wie natürlich also, daß Erasmus, so organisirt, so gebildet, mit dieser Lebhaftigkeit und Feinheit des Gefühls und Witzes, mit dieser jovialischen Gemüthsart, die ihn auch in seinem Umgang zum liebenswürdigsten Gesellschafter machte, mehr Lust hatte — Komödie als Tragödie zu spielen?

Zwar sind Xenophon, Sir Philipp Sidney, und vielleicht einige andre unter Alten und Neuern, Beispiele, daß die Grazien des Geistes, so wie ein hoher Grad körperlicher Schönheit, sich mit den Vollkommenheiten, die den Helden bilden, gar wohl in Einem Subject zusammentreffen können. Aber wie höchstselten ist's, daß Natur und Glück zu Hervorbringung eines vollkommnen Menschen in einen solchen Bund treten? — Und dennoch zeigt sich sogar bei diesen ächten *ΚΑΛΟΙ ΚΑΙ ΑΓΑΘΟΙ* dieser (auch unserm Erasmus eigne) charakteristische Hang zu persönlicher Freiheit, Ruhe und einem unter die Musen und die Freuden des geselligen Lebens getheilten Leben! Man braucht nur Leben und Tod Xenophons mit Leben und Tode Phocions zu vergleichen, um den ganz einleuchtenden Unterschied zu fühlen.

Erasmus wurde von seinen tyrannischen Vormündern wider seine entschiedene Neigung dem klerikalischen Stande gewidmet, und (was ihm am unerträglichsten war) dem Zwang einer Ordensregel unterworfen. Von dem letztern hatte er zwar den Muth und das Glück sich wieder loszumachen: da er aber doch ein Clericus bleiben mußte, was konnte billiger seyn, als daß er seine unbegränzte Liebe zum Studiren und

*) S. Erasm. Epist. l. 29. ep. 5.

zur Freiheit des Geistes und Lebens mit den wesentlichsten Pflichten seines Standes zu vereinigen suchte? Schon auf seiner ersten Reise nach England, die er nach Vollendung seiner akademischen Jahre zu Löwen und Paris vornahm, erwarb er sich die Achtung der Gelehrtesten und Aufgeklärtesten — und dieß heißt damals meist so viel als der vornehmsten Männer in Kirche und Staat; seine seltnen Gaben, seine Wissenschaft und Wohlredenheit, sein Witz und seine angenehmen Sitten dienten ihm überall für die beste Empfehlung. Er ging nach Italien und vermehrte, wo er hinkam und sich aufhielt, zu Bologna, Venedig, Padua und Rom, die Zahl seiner Freunde; es war ein Wunder für die Wälschen, einen jungen Belgier zu sehen, der die Wissenschaft zu ihnen brachte, die andre bei ihnen holten. Seine literarischen Verbindungen mit dem berühmten Aldus und dessen gelehrten Freunden — die erste Ausgabe seiner mit Belesenheit, Kritik und Philosophie vollgestopften Adagia, sein Plautus, Terenz u. s. w. machten ihm schon einen weitverbreiteten Ruhm; und schon damals hatte man am Römischen Hofe eine so große Meinung von ihm, daß man ihn durch Antraguug der Stelle eines Pönitentiarius zu Rom festzuhalten suchte. In der Folge erwarben ihm seine Anmerkungen zum neuen Testament, seine Paraphrasen, andre Werke in diesem Fache (wozu ihn die ehmals zu Turin angenommene Doctorwürde der Theologie berechtigte), den Ruf eines eben so eminenten Theologen, als ihm seine grammatischen und kritischen Arbeiten eine der obersten Stellen unter den Philologen seiner Zeit, und seine Adagia, Colloquia und Encomium Mariä unter den Sokratischen Weisen verschafft hatten. Sein Ansehen stieg nun von Jahr zu Jahr; die größten Fürsten ehrten ihn, schützten ihn, und eiferten um die Wette, ihn bei sich

zu fixiren; seine Widersacher selbst, und einige Doctores obscurissimi vom Schlag eines Eck, Stunica, *) Bedda u. dgl. dienten seinem Glanze nur zur Folie. Es lag bloß an ihm, sich durch ansehnliche Ehrenstellen einen Weg zu machen, der ihn endlich zu den höchsten Würden in der Kirche geführt haben könnte. Aber er zog seine Freiheit allen andern Vortheilen vor, und erwählte sich endlich, theils um in diesem Elemente seines Geistes desto ungestörter leben zu können, theils wegen seiner Verbindung mit Froben und Amerbach, die Stadt Basel zu seinem gewöhnlichsten Aufenthalt, wo er auch im Jahre 1536 in seinem 70sten Jahre verstarb.

Ist nicht dieser bloß flüchtig auf sein Leben hingeworfene Blick schon hinlänglich, uns begreifen zu machen, wie gewichtig für ihn die persönlichen Beweggründe waren, sich nicht in die Unruhen der Reformation hineinziehen zu lassen? **) Es war nicht Feigheit der Seele: oder hätte etwa kein Muth dazu

---

*) Epp. 30, 82.

**) Eine Stelle aus seinem im J. 1519 an Luther geschriebenen Brief ist zu merkwürdig, um hier nicht angeführt zu werden. Ego me quod licet integrum servo, sagt er, quo magis prosim litteris reflorescentibus (Das war seine Sparta; Luther hatte eine ganz andere; was hab' ich mit dir zu schaffen! konnte einer zum andern sagen.) Et mihi videtur plus profici civili modestia quam impetu. Sic Christus orbem in suam ditionem perduxit. Sic Paulus Iudaicam legem abrogavit, omnia trahens ad allegoriam. Magis expedit clamare in eos, qui Pontificum autoritate abutuntur, quam in ipsos Pontifices; idem de Regibus faciundum censes. — Quorundam virulentas contentiones magis conducit contemnere quam refellere. Ubique cavendum est, ne quid arroganter aut factiose loquamur, faciamusve; sic arbitror gratum esse Spiritui Christi. — Hatte Erasmus nicht Recht? — Und doch, wo wären wir, wenn Luther auch so gedacht hätte? W.

gehört, die Mönche und Pedanten, deren Zorn damals noch wie das Brüllen eines jungen Löwen war, ja selbst die heilige Schultheologie, die Decretalen, und die sämmtlichen Gebrechen der Kirchen-Disciplin so anzugreifen wie er gethan hat? — Es war nicht Begierde oder Hoffnung sich bei dem Römischen Hof einzuschmeicheln, und Pfründen und Würden zu erschnappen: denn wenn er das gewollt hätte, warum hätte er die Einladung des Papsts Hadrian VI, seines Landsmanns und alten Freundes, und die glänzenden Aussichten, die sich ihm damals in Rom öffneten, so geradezu von sich abgewiesen? Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß Erasmus, wenn sein Schicksal gewesen wäre, zwanzig Jahre später in die Welt zu kommen, gar leicht ein eben so warmer Anhänger von Luther hätte werden können, als nur immer — sein Freund Melanchthon. Allein man denke sich ihn als einen Mann gegen sechzig Jahre, wie er um die Zeit des zweiten Acts der Tragoedia Lutherana war, auf einer Seite mit einer von vielen Krankheiten und Alter geschwächten Gesundheit, auf der andern in allen den Vortheilen des entschiedensten Ruhms, Ansehens und Einflusses in die Gelehrten-Republik, im Besitz der Freundschaft so vieler großen und vortrefflichen Männer, denen er von der Weisheit seines Betragens gewissermaßen Rechenschaft geben mußte, und, was für ihn so wichtig war, im Besitz einer Ruhe, die er mit Aufopferung alles dessen was ihm die Fürsten der Kirche und weltlichen Prinzen so oft angeboten, erkauft hatte; und nun frage man sich, ob er das alles hätte dran geben sollen, um irgend eine Altenmanns-Rolle in besagter Tragödie zu spielen? Wahrlich er konnte keinen solchen Gedanken haben, wenn er auch weniger scheinbare Vorurtheile gegen die Güte der Sache gehabt hätte.

Ich wiederhole es, ich wünsche mit diesem, wiewohl sehr mangelhaften, apologetischen Fragment (denn wie viel wäre noch für Erasmus zu sagen gewesen, wenn ich gewisse unangenehme Saiten hätte berühren wollen! Wer Lust hat, lese seine Briefe an Wilibald Pirkhaimer) nichts zu erhalten, als ein billiges Urtheil von einem in seiner Art und in seinem Wirkungskreise vortrefflichen Manne — der so viel zur Aufklärung und Verbesserung seiner Zeit beigetragen, dessen Werke größtentheils noch immer ihren fortdauernden Werth haben; dessen satyrische und launige Schriften dem Aberglauben, der Heuchelei, der Möncherei und dem ganzen Reiche der Göttin Dummheit mehr Abbruch gethan haben, als vielleicht alle ernsthaften Bekämpfer desselben durch alle ihre langweiligen Deductionen zusammengenommen; dessen Fehler endlich durch eine Menge Verdienste, Tugenden und Liebenswürdigkeit weit überwogen wurden, und, alles gehörig berechnet, so unerheblich waren, daß sich ein warmer Bewunderer kaum enthalten könnte, sie (wie Alcäus die naevos in puero suo) für Lumina anzuführen.

3.

Eukleria, s. Schurmann.

4.

Euripides.

a

Sprüche aus einem Sokratischen Dichter.

1 7 7 7.

Diese aus den Fragmenten des Euripides ausgehobenen Sprüche (wie ich sie aus Mangel eines schicklichern Wortes nenne) bedürfen keiner Auslegung für die Verständigen. Einige sind von tiefem Sinn. Was diesen uns aufschließen kann, ist mehr Ahndung als Vernunftschluß. Ich habe sie erst gefühlt, eh' ich sie übersetzte. Bei einigen war eine Wendung nöthig, um den Gedanken aus der Sprache der Urschrift in die unsrige überzutragen. — Ich theile sie denen mit, welche eine Freude daran haben werden wie ich. Es däuchte mich unbillig, daß so reine Goldkörner immerfort versteckt liegen sollten.

Was willst du lieber, süße Lügen, oder herbe Wahrheit? Du hast die Wahl!

Der einzige Fall, wo einem Narren dünkt, er habe was Dummes gesagt, ist, wenn es ihm begegnet was Kluges zu sagen.

Daran erkenne den weisen Mann! er zürnt, auch wenn's ihm übel geht, den Göttern nicht.

Was Göttern ansteht, ziemt drum Menschen nicht.

Den Sterblichen heißt der ein Glücklicher, der minder leidet.

Durch tausendfält'ge Truggestalten täuschen die höhern Mächte uns — uns Kinder! — Warum sind wir auch nicht ihresgleichen?

Die armen Erdenklöße! sich mit ihrer Klugheit noch viel zu wissen! Sind doch, was sie sind, allein durch dich, und können doch nichts thun als was du willst.

Wer willig unter die Nothwendigkeit den Nacken ugt, den nennet weise, und saget, er versteh' — Theologie. —

Das höchste Schöne für den Menschen ist die Tugend.

Der Geist in unser jedem ist sein Gott.

Für schlimme Menschen gibt es keinen Adel, und Gute können nicht unedel seyn.

Wohl dem Sohne des Glücks, der weise geboren ward!

Der Fürst wird weise, der mit Weisen lebt.

Ein köstlich Ding die Freiheit! — Wer von ihr auch noch so wenig hat, glaubt viel zu haben.

O weh! — Und doch, warum o weh? wir leiden ja nur was Menschliches!

In Hoffnungen zu leben, ziemt dem Weisen.

Der ist in meinem Sinn kein Biedermann, der, seines eignen Vaterlands Verächter, ein fremdes lobt, und fremde Sitten liebt.

Willt du gedeihen bei der Welt? Mach, daß sie glaubt du seyst ein frommer Mann, und dann — thu was du willst.

Ein Thor macht jedermann zum Zeugen seines Unglücks; der Weise trägt's und schweigt.

Was ist ein alter Mann? Ein Schatten und eine Stimme.

Das Werk der Götter kommt den Sterblichen stets unverhofft.

Sag' etwas Besseres als Schweigen, oder schweig'!

---

b.

Ueber des Euripides Alceſtes.

1 7 7 3.

Euripides macht aus der freiwilligen Aufopferung der Alceſtis eine weltkündige Sache. Das ganze Theſſalien nimmt daran Antheil; ſogar Hercules, der aus fernen Landen ankömmt, weiß, daß Alceſte für ihren Gemahl ſterben will. Wie viel die That der großmüthigen Gattin durch dieſe Kundbarkeit gewinne, weiß ich nicht: aber dieß weiß ich, daß das Stück dadurch eine der rührendſten Situationen — den Augenblick der freiwilligen Aufopferung der Alceſte — verliert. Es iſt wahr, Euripides entſchädigt uns dafür einigermaßen durch das vortreffliche Gemälde des Abſchieds, den ſeine Heldin von dem Hauſe ihres Gemahls nimmt; aber dieſes Gemälde wird erſt aus dem Munde der Kammerfrau, die es dem Chor erzählt, in unſre Phantaſie gebracht, und erſetzt uns lange nicht die ſtarken Erſchütterungen der Seele, die wir erfahren, wenn wir ſie ſelbſt zwiſchen Angſt und zwiſchen Hoffen ſchweben, hernach, da der Gott ihr Urtheil ausgeſprochen hat, niederknien und den Todesgöttern ihr Leben für ihren Gemahl zum Opfer weihen ſehen. Um dieſe Scene zu erhalten, mußte ich in dem Plane des Griechiſchen Dichters ſtarke Veränderungen vornehmen.

Die zweite Abweichung von dem Plan des Euripides liegt in der Weiſe, wie er ſeinen Hercules in die Handlung verflochten hat.

Admet war vornehmlich seiner Gastfreiheit wegen berühmt, einer Tugend, die in heroischen Zeiten, das ist, in Zeiten des Faustrechts, ein großes Verdienst in sich schließt. Ich habe nicht vergessen, von den Zügen, womit ihn die Fabel von dieser Seite zeichnet, Gebrauch zu machen; denn Admet steigt dadurch in unsrer Achtung; und dieß hat er, nachdem es uns unsre geliebte Alceste gekostet hat, sehr vonnöthen.

Aber Euripides thut viel mehr; er gründet die ganze Verwicklung seines Stücks auf die Hospitalität des Admet. Sein Hercules kömmt, unwissend, daß Alceste schon gestorben ist, aber wohl unterrichtet, daß sie für ihren Gemahl sterben wird. Man sollte denken, dieß liefe auf Eines hinaus. Demungeachtet läßt sich dieser Hercules nicht nur nicht abhalten, in dem Hause seines Freundes sich der Fröhlichkeit ganz sorglos und wohlgemuth zu überlassen; sondern, da ihn alles überzeugen sollte, daß Alceste der Gegenstand der tiefen Trauer ist, worin er das ganze Haus findet, läßt er sich von Admet bereden, daß man um eine Sklavin traure. Er kränzt sich mit Myrten, gießt Ströme Weins die Gurgel hinab, und macht den Palast von Trinkliedern widerhallen. Der ungezogene Hercules! Sogar die Bedienten ärgern sich über seine Aufführung. Einer von ihnen, der sich nicht länger halten kann, entdeckt ihm die wahre Beschaffenheit der Sache. Nun jammert Hercules, reißt die Myrtenkränze vom Kopfe, läßt sich den Weg zu Alcestens Grabe zeigen, und läuft was er laufen kann, um sie, wo möglich, dem Tode noch abzujagen. Gestehen wir's, der Sohn Jupiters macht bei diesem allen eine sehr mittelmäßige Figur! Aber zum Ersatz hat Admet eine herrliche Probe abgelegt, wie heilig ihm die Rechte der Gastfreiheit sind. Vermuthlich war dieß genug, um die

Griechen zufrieden zu stellen. Aber für uns wär' es nicht hinlänglich. Nach unsrer Sitte würde ein solcher Hercules verächtlich, und die Gastfreiheit Admets keine so wichtige Tugend seyn, um den Dichter wegen einer solchen Anordnung zu rechtfertigen. Ich verlange mir also kein Verdienst daraus zu machen, daß ich hier von Euripides abgewichen bin. Denn was hab' ich gethan, als was er selbst, hätte er sein Drama 2200 Jahre später zu verfertigen gehabt, auch gethan haben würde? Diese Abweichung hat mich in den Stand gesetzt, meinem Hercules die Größe zu geben, die einem Göttersohne zukommt. Er nähert sich dem Ideal des wahren Helden. Seine Theilnehmung an seines Freundes Schicksal ist rein; seine Wiederbringung Alcestens ist nicht die Vergütung eines begangenen Unrechts; sie ist die verdienstliche That einer freien Entschließung, des Mannes würdig, der für die Tugend alles thut, alles wagt; eines Mannes, der Götterblut in seinen Adern fühlt, und durch Thaten, die ihm kein Erdensohn nachthun kann, den Weg zum Olympus sich öffnen will.

Die Wiederbringung der Alceste — die zweite Handlung, aus welcher dieses Stück (gegen die gewöhnlichen Regeln des Schauspiels, aber nach der Beschaffenheit des Sujets unvermeidlich) zusammengesetzt ist — hat mir allein mehr Mühe gemacht, als die vier ersten Acte zusammengenommen. Die größte Schwierigkeit war wohl nicht, es besser zu machen, als Euripides. Denn in der That, was kann abgeschmackter seyn, als der ewig lange Dialog zwischen Hercules und Admet, worin jener seinem Freunde zumuthet, die verschleierte Alceste (die er für eine im Wettkampf gewonnene Sklavin ausgibt) bis zu seiner Wiederkunft aus Thracien in Verwahrung zu nehmen; dieser hingegen, nachdem er sich lange

gesperrt hat und am Ende seiner Ausflüchte ist, sich endlich mit der feinen Entschuldigung behilft: er habe nicht Betten genug im Hause; seine Leute seyen lose Vögel, bei denen ein hübsches Mädchen übel aufgehoben sey; er würde sich in der Nothwendigkeit befinden, die junge Dame in sein eigen Ehebett zu legen, und wenn dieß geschehen müßte, stünde er für nichts u. s. w.

Der Charakter der Heldin des Stücks ist auch derjenige, worin Euripides triumphirt. Nichts kann edler und herzrührender seyn, als das Bild von ihr, welches durch die Beschreibung der Kammerfrau, im ersten Act, in unsre Einbildung gemalt wird. Es ist ganz der Zeiten würdig, worin Sophokles seine Electra, Phidias seine Pallas, und Xenophon seine Panthea schuf. — „Sobald sie sah, daß der fatale Tag nun angebrochen sey, wusch sie ihren schönen Leib in reinem Flußwasser, zog ihre festlichen Kleider und ihr schönstes Geschmeide an, trat dann vor die Altäre, die im Palast aufgerichtet sind, und empfahl den Göttern ihre Kinder: bat sie, ihrem Sohn einst eine zärtliche Gattin, ihrer Tochter einen edlen Gemahl zu geben, und sie, glücklicher als ihre Mutter, nicht das Opfer eines unzeitigen Todes werden, sondern ihnen das ganze Maß eines langen wonnevollen Lebens in ihrem väterlichen Lande zumessen zu lassen! So ging sie betend von einem Altar zum andern, kränzte sie mit Blumen und bestreute sie mit Myrtenblättern — ohne Klage, ohne Seufzer, ohne daß der Gedanke des kommenden Todes ihren schönen Wangen die Farbe der Jugend raubte. Aber da sie endlich zu ihrem Schlafgemach kam, überwältigte sie die stärkere Natur: sie stürzte sich auf das eheliche Bett, und

brach in Thränen aus: — o du, wo der jungfräuliche Gürtel von diesem Manne mir aufgelöst wurde, für den ich jetzt sterbe — gehab dich wohl! denn ich kann dich nicht hassen, wiewohl du mir verderblich bist! Ich sterbe, weil ich den Gedanken nicht ertragen konnte, an dir und meinem Gemahl treulos zu handeln; von dir wird eine andre Besitz nehmen, glücklicher als ich, aber nicht getreuer!" — Unter diesen Worten beugte sie sich darüber her, küßte es, und benetzte es mit einem Strom von Thränen. Endlich, nachdem sie sich satt geweint hatte, raffte sie sich auf, verließ eilends das Gemach, kehrte aber etlichemal wieder zurück, und warf sich von neuem auf das Lager hin, als ob es ihr unmöglich wäre, sich davon loszureißen. Ihre Kinder hingen an ihrem Gewand und weinten; sie nahm eines um das andere auf die Arme, und küßte sie mit der ganzen Inbrunst einer Mutter, die im Begriff ist, sich auf ewig von ihnen zu trennen. Alle Hausbedienten brachen in lautes Weinen aus; sie wurde davon gerührt; sie rief sie bei ihren Namen, reichte einem jeden die Hand; keiner war so gering, dem sie nicht Trost zusprach, und Abschied von ihr zu nehmen erlaubte. — „Was sagen Sie zu diesem Gemälde, mein Freund? Ist es nicht des Dichters würdig, den Sokrates liebte? Kennen Sie in irgend einem alten oder neuen Dichter ein schöneres? Und doch muß ich Ihnen gestehen, daß es in der Uebersetzung mehr verloren, als gewonnen hat. Sie sehen darin das Urbild meiner eigenen Alceste; aber Sie sehen auch die Züge, von denen ich, so schön sie sind, keinen Gebrauch machen konnte. Wir sind zu weit von der Einfalt der unverfälschten Natur entfernt, als daß wir einige dieser Züge — wiewohl sie in einem schon zweitausend Jahre alten Gemälde einer Scene aus den heroischen Zeiten unsern ekeln Geschmack

vielleicht weniger beleidigen — einer modernen Hand sollten verzeihen können. Verdorben wie wir sind, finden wir in den Thränen, womit Alceste ihr Ehebett überschwemmt, in der Mühe, die sie hat, sich davon loszureißen, ich weiß nicht was Eigennütziges, das dem Werth ihrer Zärtlichkeit Abbruch thut. Vergebens würde man uns sagen: es ist Natur, schöne, keusche, unentheiligte Natur! Unsre Sitten sind nicht rein, unsre Begriffe selbst nicht ächt genug, uns die moralische Schönheit in diesem Zug empfinden zu lassen. Sie verstehen mich also schon, wenn ich sage, daß ich genöthigt gewesen sey, die Alceste (auf Unkosten der Natur und Wahrheit) zu verschönern. Es ist kein Verdienst, sondern ein unfreiwilliges Opfer, das jeder Dichter dem Genius seiner Zeit darzubringen gezwungen ist. Er befindet sich nur allzu oft in dem Falle der Aegyptischen Künstler, wenn sie Götter bildeten. Die Form ist ihnen vorgeschrieben. Sie ist weniger schön als die Natur! aber Vorurtheil und Gewohnheit haben den Begriff der Vollkommenheit damit verbunden; Isis scheint desto mehr Göttin, je weniger sie einer Sterblichen ähnlich sieht.

Diese Betrachtung, mein Freund, erstreckt sich auch auf einige Züge und Farben, womit uns der Griechische Dichter seine Heldin im zweiten Act, wo sie nun selbst auftritt, geschildert hat. Einige derselben sind wohl unstreitig von denen, die für alle empfindsamen Menschen in allen Zeiten schön sind. Welch ein rührender Anblick, wenn die sterbende Alceste, auf den Arm ihres trostlosen Gemahls gestützt, zwischen ihren weinenden Kindern hervorgeht, um das Licht des Tages zum letztenmale zu sehen — und was kann stärker seyn, als wenn Admet sie mitten in der Ausrufung: „o Sonne, o goldnes Licht des Tages!“ — durch diese seinem verzweif-

lungsvollen Zustande so angemessenen Worte unterbricht: „Er, (der Gott des Tages) er sieht dich, sieht uns beide elend! Wir haben nichts verbrochen, nichts verschuldet, und du mußt sterben!“

Wie schön ist die bald darauf folgende Stelle: „Ich sehe, ich sehe den schwarzen Nachen — schon ruft mir der Fährmann der Todten, zum Abstoßen bereit; was zauderst du, ruft er; eile, du allein hältst uns noch auf, alles übrige ist fertig! — Man reißt mich fort, man reißt mich fort — siehst du nichts? — An den Hof der Todten zieht er gewaltsam mich, der geflügelte Gott der Hölle! — Wie furchtbar seine Blicke sind! — Laß ab! wozu diese Gewalt? — Ich komme freiwillig! — Wie dunkel, wie nachtvoll ist der Weg, in den ich Unglückselige eingehe!“ — Sie sehen hier, mein Freund, das Urbild der Verse, welche durch die musikalische Ausbildung unsers Schweizers Entsetzen und kalte Schauer in die Adern gießen:

Sie haben's vernommen!
Sie kommen, sie kommen!
Ich höre das Schweben
Der schwarzen Gefieder,
Sie steigen hernieder u. s. w.

Ich übergehe verschiedene andre Züge, die ich dem Griechischen Dichter schuldig zu seyn gerne bekenne, wiewohl sie so sehr im Wege der einfältigen Natur liegen, daß ich sie vielleicht auch ohne ihn könnte gefunden haben. Ich ging von Anfang an mit dem Vorsatz ans Werk, ihn so sehr zu benutzen, als es nur immer möglich seyn würde; und in der That ist es nicht meine Schuld, wenn es nicht so oft geschehen konnte, als ich gewünscht hätte. Aber was meinen

Sie, daß unser Parterre, oder wenigstens unsre Logen zu der langen Rede gesagt hätten, welche Euripides seine Alceste halten läßt, um ihren Gemahl zu bewegen, daß er ihr eidlich angelobe, sich nicht wieder zu vermählen? Es ist wahr, alles was er sie sagen läßt, ist Natur, ist den Sitten ihres Zeitalters vollkommen gemäß. Sie redet die Sprache einer edlen tugendhaften Frau, in einer Zeit, wo Uebermaß von Geselligkeit und Verfeinerung die charakteristischen Züge eines jeden Geschlechts und Standes noch nicht wegpolirt hatte; wo ein jedes noch von seinen eigenen Pflichten und von denen der andern stärker durchdrungen war, und wo das, was wir jetzt Sentenzen nennen, bloß stark ausgesprochenes moralisches Gefühl war. Sie redet die Sprache einer zärtlichen Mutter, in einer Zeit, wo Fürstinnen sich nicht schämten, in der vollen Kraft dieses Wortes Mütter zu seyn. — Wie? (rufen Sie mir entgegen) sind Ihnen die Beispiele unbekannt, die diesen Ruhm auch unsern Zeiten zueignen? Wem, mein Freund, könnten sie unbekannt seyn? Auch werden Sie, denke ich, gefunden haben, daß meine Alceste, wiewohl etwas weniger schwatzhaft als die Griechische, gewiß nicht weniger Mutter ist. Aber dem Manne, für den sie stirbt, in acht schönen Versen die Wohlthat, die sie ihm erweiset, vorrücken — dem Manne, für den sie stirbt, durch eine lange Reihe von dringenden unwiderstehlichen Vorstellungen einen Eid, daß er ihrem Andenken und ihren gemeinschaftlichen Kindern nicht untreu werden wolle, abnöthigen — dieß konnte meine Alceste nicht, dieß durfte sie nicht, ohne ihn und den Dichter (der am Ende doch, wie billig, die Schuld allein tragen muß) in den Augen aller schönen Seelen aufs schmählichste zu erniedrigen. Hier war nun freilich vonnöthen, die Spur des Griechischen Dichters zu verlassen! Aber vergessen Sie gleichwohl

nicht, daß sein Admet sehr weit entfernt ist, der edelmüthige, zärtliche, feurige Liebhaber zu seyn, der er in der modernen Alceste ist. Mit einem Admet, wie der seinige, war die Vorsichtigkeit der Alceste nichts weniger als überflüssig.

Dieser Admet — denn es ist nun Zeit auf ihn zu kommen — scheint, mit aller seiner ehelichen Liebe zu einer Gemahlin von so außerordentlichem Werthe, der Philosophie Satans im Buche Hiob zugethan gewesen zu seyn, deren erster Grundsatz ist: „Alles, was ein Mann hat, gibt er für sein Leben." Hat er um die Entschließung seiner Gemahlin gewußt, oder wenigstens darein gewilligt? Ach! beides ist nur allzugewiß. Der Vorredner Apollo, und seine eigne Sprache beinahe durch das ganze Stück, lassen uns keinen Zweifel übrig. Mitten unter den Wehklagen, die ihm der Verlust einer schönen jungen Frau auspreßt, verräth er wider seinen Willen sein Behagen darüber, daß er da ist; und wenn wir ihn alle Augenblicke das Verdienst, das sie sich durch ihren Tod um ihn gemacht, erheben hören, zwingt er uns beinahe zu denken, das, was ihm bei ihrem Verlust am meisten zu Herzen gehe, sey, daß er nun keine Frau mehr habe, die bei Gelegenheit noch einmal für ihn sterben könne. Nun ist es wahr, er sagt bei ihrem Abschied die feinsten und zärtlichsten Dinge von der Welt; aber desto schlimmer für ihn! Wir werden immer nur eine sehr mittelmäßige Meinung von einem Manne haben, der, in dem Augenblicke, wo er eine Gattin wie Alceste verliert, eine wohlgesetzte Rede in vierzig schönen Versen zu halten fähig ist. Glaubt er etwa, wir sollen darum besser von ihm denken, weil er Alcesten sagt: er wolle sich von einem großen Meister ihre Statue machen lassen, wolle diese Statue alle Nächte mit sich zu Bette nehmen, sie umarmen, sie mit ihrem Namen nennen,

sich dann einbilden, er habe seine liebe Frau im Arm — und was der Albernheiten mehr sind? — „Freilich, setzt er hinzu, wird es, halt' ich, nur eine kalte Freude seyn (ψυχραν μεν οἰμαι τερψιν); aber wenigstens wirst du mir zuweilen im Traum erscheinen, und meine Lust vollkommen machen." Denken Sie nicht etwa, daß dieß das Frostigste ist, was er ihr vorsagt: es kommt noch besser. Denn nun sagt er ihr gar, was er thun wolle, wenn er so schön singen und leyern könnte, wie Orpheus, und prahlt, daß ihn weder Plutons Hund noch Charon mit seiner großen Schürstange zurückhalten sollte, zur Hölle hinabzusteigen, und seine liebe Alceste zurückzuholen. Aber auf alle diese schönen Einfälle und Phrasen haben wir nur Eine Antwort, die wir ihm bei jedem Worte ins Gesicht stoßen: wer hat die Schuld, daß Alceste sterben muß? Wer willigte ein, sein Leben um einen so hohen Preis zu erkaufen? Wer bedankt sich noch selbst gar schön bei ihr, daß sie so großmüthig gewesen ist, für ihn zu thun, was Vater und Mutter nicht für ihn hätten thun wollen? Nein, den Mann, der dieß thun konnte, den können wir unmöglich lieben, unmöglich an seinem Schmerz Antheil nehmen. Seine Klagen empören uns wider ihn. Lassen Sie ihn das nämliche, was der moderne Admet sagt; lassen Sie ihn Alcesten, da er sieht, daß sie im Begriff ist die Seele auszuathmen, fußfällig beschwören: zu leben, ihn nicht zu verlassen, ihn mitzunehmen! Alles dieß kann keine Wirkung auf uns thun. Wenn es sein Ernst wäre, hätte er's nicht dazu kommen lassen, denken wir; und dieser Gedanke macht, daß wir von allen seinen Thränen und Klagen wenig mehr gerührt werden, als von den Thränen der Klageweiber, welche bei den Alten (und in einigen Provinzen Deutschlands noch

heutigen Tages) gedungen werden, bei einem Leichenbegängniß um baares Geld die Gesichter zu verzerren.

Alceste ist nun gestorben. Der junge Eumelus, ihr Sohn, erhebt darüber eine Wehklage, in welcher wir die Einfalt seines jugendlichen Alters und die rührende Stimme der Natur erkennen. „Höre, o höre mich, Mutter, ich flehe dir; ich bin es, ich, den du liebtest, o theure Mutter! Ich bin es, der dir ruft, der seinen Mund an deine kalten Lippen drückt!" — „Du rufst vergebens, antwortet ihm sein Vater; sie hört, sie sieht dich nicht mehr! Wie elend sind wir alle!" Eumelus fährt fort, sein und seiner kleinen Schwester Schicksal zu beklagen. Admet schweigt.

Der Chor spricht ihm Trost zu; und was für einen Trost!

„Admet, man muß dergleichen Unglücksfälle tragen lernen! Du bist nicht der erste, der eine gute Frau verloren hat, und wirst nicht der letzte seyn! Und sterben — du weißt es — müssen wir alle!" — Admet ergibt sich der Evidenz dieser Vorstellungen, er scheint die Gleichgültigkeit, worin wir ihn in diesem Augenblicke sehen, damit entschuldigen zu wollen, er habe Zeit gehabt, sich auf einen schon so lange vorgesehenen Fall gefaßt zu machen; und nun publicirt er eine Verordnung, wie er es mit dem Leichenbegängniß und mit der Trauer gehalten wissen wolle; — eine Verordnung, welche in der That sein Hofmarschall nicht besser hätte machen können. Der Leichnam wird hierauf mit großem Gepränge weggetragen, der Chor singt einen schönen Leichengesang, und nun beginnt der dritte Act mit der Ankunft des Hercules. Admet verbeißt nun seinen Schmerz, um eine

herrliche Probe seiner Hospitalität abzulegen. Hercules läßt sich endlich überreden, daß die Gestorbene, um welche Admet und die ganze Stadt trauert, nur eine Sklavin gewesen sey, und geht hinein um sich bewirthen zu lassen. Der Chor hat nun (wie Sie leicht erachten können) einen reichen Stoff, die Gastfreiheit Admets zu besingen; und während er sich und den Zuschauern die Zeit solchergestalt vertreibt, werden im Palast die Anstalten zum Leichenbegängniß gemacht. Admet erscheint an der Spitze des Leichenconducts; der alte Pheres und seine Hausbedienten stoßen von einer andern Seite zu ihnen, und nun erhebt sich zwischen Vater und Sohn der komische und unanständige Zank, welchen der ehrliche Pater Brumoy so gern entschuldigen möchte, und so schlecht entschuldigt, weil er nicht sah oder nicht sehen wollte, daß des weisen Euripides eigenthümliche Schwachheit ist, keiner Gelegenheit, wo er seine Personen schöne Reden kann halten lassen, widerstehen zu können. Man muß indeß gestehen, wenn die Absicht des Dichters war, durch das Betragen Admets gegen seinen alten Vater den Gedanken in uns zu erwecken, daß ihn der Schmerz über Alcestens Verlust rasend gemacht habe, so hat er seine Absicht vollkommen erreicht. Denn nichts als diese Voraussetzung kann ihn gegen den Abscheu retten, den er sonst verdiente. Man muß eines von beiden, ein unnatürlicher Bösewicht oder ein Wüthender seyn, um sich gegen einen Vater in diesem Grade vergessen zu können. Aber man muß auch gestehen, daß der Poet besser gethan hätte, uns die Verzweiflung seines Admets durch weniger anstößige Wirkungen zu schildern. Doch dem sey jetzt wie ihm wolle, Admet zieht endlich mit seinem ganzen Gefolge ab, und während daß sie die Leiche verbrennen, unterhält uns ein Bedienter mit einer tragikomischen Erzählung,

wie lustig sich der fremde Gast mache, von dem er aus seiner ganzen Aufführung vermuthet, daß er irgend ein Erzspitzbube und Landstreicher seyn müsse. (Denn dieß ist doch wohl in unsrer Sprache das Aequivalent für *πανουργον κλωπα* und *ληστην τινα*?) Der hierauf folgende Dialog zwischen Hercules und dem Bedienten ist abermal durch eine lange moralische Lection merkwürdig, die der erste dem andern hält, um ihm begreiflich zu machen, wie albern und unanständig es sey, dem Gaste seines Herrn um einer verstorbenen Sklavin willen ein finstres Gesicht zu zeigen. „Hier komm her (sagt ihm der Halbgott), ich will dich Weisheit lehren; denn es scheint doch, dieß sey, was du am nöthigsten hast. Weißt du, was es mit dem menschlichen Leben für eine Bewandtniß hat? Ich denke, nein; woher solltest du's auch wissen? Höre mir also zu! Alle Menschen müssen sterben, und von allen Sterblichen weiß keiner ob er morgen noch leben wird. Der Lauf des Zufalls ist ungewiß; es gibt keine Regel, keine Kunst, wodurch er vorausgesehen oder geleitet werden könnte. Diesem zufolge, was du jetzt von mir gelernt hast, mache dich lustig, trink, halte nichts für dein als den gegenwärtigen Tag, alles übrige für des Zufalls. Aber am allermeisten diene Cythereen, der freundlichsten und wohlthätigsten unter allen Göttern. Alles übrige laß gehen wie es geht" u. s. w. Im Vorbeigehen, wie gefällt Ihnen der Ton und die Moral dieses Euripidischen Hercules? Wenigstens sehen Sie, daß ich den meinigen nicht nach ihm gezeichnet habe. Der Hercules, den ich schilderte, ist der Hercules des Prodikus, der sich durch die Größe seiner Gesinnungen und Thaten den Weg zum Olympus bahnt. Des Euripides seiner ist der Hercules der schönen Omphale, der immer bereit ist, den Ruhm seines Heldenlebens an das

Vergnügen eines Augenblicks zu setzen. Er ist nicht mehr als ein alltäglicher Mensch, da jener sich der Größe der Götter nähert. — Der Bediente kann sich endlich nicht länger halten, dem fremden Bacchusbruder zu entdecken, wie unzeitig seine Fröhlichkeit sey. Hercules beklagt seinen Irrthum, sagt uns (nach einer Gewohnheit, welche Euripides in allen seinen Stücken heilig beobachtet) von Wort zu Wort vorher, wie er es machen will, um Alcesten wieder zu bringen, und geht ab. Admet kömmt nun von der Bestattung seiner Gemahlin zurück. Man muß gestehen, es ist viel Natur, viel Rührendes in den Klagen, die er anstimmt. — „Weh mir! Trauriger Gang! Trauriger Anblick meiner verwittweten Wohnungen! Weh mir! Wohin soll ich gehen? Wo werd' ich Ruhe finden? (Was soll ich sagen? was nicht?) O warum muß ich noch leben? Warum mußt' ich geboren werden? Die Todten, die Todten allein sind glücklich! Alles was ich liebe, ist bei ihnen! bei ihnen wünsch' ich mir zu wohnen; denn für mich ist der Anblick dieses Tagelichts keine Freude mehr!" Der Chor vergißt, wie leicht zu erachten, seine Schuldigkeit bei einem so schönen Anlaß nicht; er tröstet, er nimmt Antheil; und da nichts verfangen will, wirft er sich in Gemeinplätze — „wer kann wider das Schicksal? Du bist nicht der erste, nicht der einzige;" und was dergleichen feine Sprüchlein mehr sind. Diese Conversation zwischen Admet und dem Chor, worin jener (wenn die Reihe an ihn kömmt) mit vieler Wohlredenheit jammert, und dieser sehr plattes Zeug sagt, dauert nun ziemlich lange fort, und, die Wahrheit zu sagen, ich begreife nicht, wie es die Athener machten, um diese sogenannten Antistrophika schön zu finden. Urtheilen Sie selbst davon, mein Freund; hier ist eine kleine Probe:

Chor 1. Komm herbei, herbei! Verbirg dich ins Innere des Palasts!

Admet. Aeh, äh!

Chor 2. Unglück verdient wohl, daß du ächzest.

Admet. He! he!

Chor 3. Der Schmerz überwältigt dich, wie ich sehe.

Admet. Pheu! pheu!

Chor 4. Aber deiner Verstorbenen kannst du nicht helfen.

Admet. O! Weh mir! weh mir!

Chor 5. Das wonnevolle Anschauen einer geliebten Gattin auf immer verloren zu haben, ist freilich traurig.

Nun perorirt Admet eilf Verse lang. Er wünscht — daß er nie eine Frau genommen hätte — daß er keine Kinder hätte! „Weib, Kinder zu verlieren, ist unleidlich, sagt er, und wird noch unerträglicher durch den Gedanken, daß es ja nur bei uns stand, keine Kinder zu zeugen, keine Frau zu nehmen." — Sie sehen, dieser Admet bleibt sich immer gleich; immer ist es ihm nur um sich selbst zu thun. Einem zärtlichen Herzen würde selbst in der höchsten Wuth der Schmerzen der Wunsch, den er thut, unmöglich seyn. Freilich ist alles, was er sagt, Natur; aber platte, rohe ostadische Natur! Und lassen Sie uns die Schuld davon nicht auf die Griechen, nicht einmal auf die Einfalt seines Zeitalters schieben, wie Brumoy gethan hat. Aeschylus und Sophokles waren auch Griechen! Und ist nicht Euripides selbst, wenn er will, ein beinahe eben so großer Schöpfer idealischer Formen, als jene?

So wie Admet fertig ist, fängt der Chor seine Antistrophe an, und Admet antiphonirt jeder Zeile des Chors wieder sein voriges Aeh, äh! He, he! Pheu, pheu! und o

weh mir, weh mir! — Nehmen Sie jetzt noch an, daß die Musik der Griechen nichts Besseres gewesen sey, als was Meibomius daraus macht, und stellen Sie sich dann vor, was diese Strophe und Antistrophe für eine Wirkung gethan haben mag!

Euripides läßt im dritten Act Alcestens Leichnam verbrennen; und im fünften bringt Hercules sie mit Leib und Seele wieder zurück. Ihre Seele hat er dem Orkus abgejagt; dieß geben wir zu; aber wie diese Seele ihren vorigen Leib, nachdem er in Asche verwandelt worden war, wieder bekommen konnte, ist und bleibt unbegreiflich. In meiner Alceste geht die Wiedervereinigung der aus dem Elysium zurückgebrachten Seele vor, eh' ihr Leib noch zerstört worden ist. Immer bleibt zwar etwas Wunderbares in der Sache, wovon man uns das Wie nicht zeigt: aber die Imagination findet doch in diesem Fall ungleich weniger Schwierigkeit als in jenem. Es ist wahr, das Wunderbare steigt durch die Höllenfahrt des Hercules. Wir begreifen weder, wie er den Weg in den Tartarus gefunden, noch wie er ein so großes Abenteuer in so kurzer Zeit vollenden konnte. Aber gleichwohl mangelt es uns nicht an Vorstellungen, womit wir unsre Einbildung, wo nicht befriedigen, doch zum Schweigen bringen. Hercules ist ein Halbgott; man ist gewohnt, außerordentliche und übermenschliche Thaten von ihm zu sehen; es ist nichts zu schwer, das man ihm nicht zutraute. Dieß ist etwas; aber der Dichter — dem die Natur einige Blicke in das menschliche Herz gegönnt hat — sah, daß er noch mehr thun konnte. Er läßt Admeten eine Frage an den Hercules thun, die er gleichsam im Namen aller Zuschauer thut: und

Hercules beantwortet sie auf eine Art, welche keiner Widerrede Raum läßt.

— — Sage,
Den Göttern gleicher Freund, wie konntest du
Lebendig in den unzugangbarn Sitz
Der Schatten dringen? O, erkläre mir
Ein Wunder, das mir, noch in diesem Augenblicke,
Da ich's mit Augen sah, mit Händen fühle,
Unglaublich ist.

Dieser Unglaube, dieser Vorwitz des Admet thut die glücklichste Wirkung; er kommt den Einwendungen der Zuschauer zuvor, und erstickt sie gleichsam auf ihrer Zunge. Aber die Antwort des Hercules verschließt beiden den Mund auf immer:

Begehr' es nicht zu wissen!
Ein heil'ger Schleier, den die Götter selbst
Nicht wegzuziehen wagen, liegt
Auf den Geheimnissen des Geisterreiches.
Der Eumeniden Hand schließt meinen Mund.
Genug für dich, daß dir Alceste wieder
Gegeben ist. Genieß der wundervollen Wohlthat
Der Götter, Freund, und feßle deinen Vorwitz!

Sie wissen, mein Freund, daß dieß völlig nach den Begriffen der Alten gesprochen ist; und diese Begriffe sind gewissen wesentlichen Empfindnissen der Menschen so angemessen, daß die Antwort des Hercules selbst für uns etwas Täuschendes hat, welches uns das Unglaubliche in der Sache verbirgt — und dieß ist doch alles, was man bei einer Fabel, wie diese, von dem Dichter fordern kann.

Diese Beurtheilung der Alcestis ist ein Auszug aus den Briefen über das neue Singspiel Alceste, welche Wieland in dem Jahrgange 1773 des Deutschen Merkurs dem Publicum vorlegte. Sie durfte in einer Sammlung der Werke Wielands um so weniger fehlen, da ihrer in vielen Schriften über Euripides und dessen Alcestis gedacht wird, und sie überdieß zufällig auf den Gang der literarischen Cultur in Deutschland einen sehr wichtigen Einfluß gehabt hat. Bekanntlich trat Goethe in dieser Beziehung als Wielands Gegner auf, und ohne dieß würden wahrscheinlich Goethe und Herder nie nach Weimar gekommen seyn. Von allem diesem jedoch an einem andern Orte. Hier werde bloß noch bemerkt, daß der, welcher seinen Scharfsinn an der ästhetischen Kritik üben will, wohl thun wird, Glo. Ad. Wagners Commentatio de Alcestide Euripidea vor seiner Ausgabe der Alcestis Euripidea Leipz. 1800 zu vergleichen. (Man sehe auch noch das S. 32 Anmerk. 45 Angeführte.)

A. W. Schlegel über dramat. Kunst u. Literatur Bd. 1. S. 245 sagt: „Von Seiten schöner Sittlichkeit ist vielleicht kein Stück des Euripides so sehr zu loben, als die Alceste. Ihr Entschluß zu sterben und ihr Abschied von ihrem Gemahl und Kindern ist schmerzlich entzückend dargestellt. Auch die Enthaltsamkeit, daß er die aus der Unterwelt zurückgeführte Heldin durchaus nicht reden läßt, um nicht den geheimnißvollen Vorhang vor dem Zustande der Todten wegzuziehen, muß sehr hoch angerechnet werden. Freilich ist Admet, und besonders sein Vater, mit ihrer selbstischen Liebe zum Leben sehr aufgeopfert, auch Hercules zeigt sich anfangs derb bis zur Rohheit, und erst nachher edler und seiner würdig, endlich wieder jovialisch, da er mit dem Admet seinen Scherz

treibt, und ihm seine verschleierte Gattin als eine neue Braut zuführt."

---

c.

Wielands Uebersetzungen Euripideischer Tragödien.

In dem Attischen Museum wollte Wieland Uebersetzungen liefern von des Euripides Jon, Helena, beiden Iphigenien, Hippolytus und Medea. Nur von den beiden ersten Stücken hat er sie geliefert:

Jon in des vierten Bandes drittem Hefte.

Helena im neuen Attischen Museum Bd. 1. Hft. 1.

Die Uebersetzung des Jon, sagt er selbst, sollte die Leser in den Stand setzen, den damals (1802) viel besprochenen Schlegel'schen Jon mit dem Jon des Griechischen Meisters vergleichen und mit eignen Augen sehen zu können, wie beide denselben Stoff bearbeitende Künstler und ihre Werke sich gegen einander verhalten; eine Vergleichung, welche, mit reinem Sinn für das Wahre, Schöne und Geziemende angestellt, für Freunde und Jünger der Kunst nicht anders als unterhaltend und lehrreich seyn kann.

Schon seine dem Stück hinzugefügten Erläuterungen haben zum Theil den Zweck, eine solche Vergleichung einzuleiten, noch mehr befördert Wieland die Erreichung desselben durch eine eigne Abhandlung:

Grundriß und Beurtheilung der Tragödie Jon des Euripides,

welche das neue Attische Museum (1805) eröffnet. Man vergleiche hiemit Lessings philologischen Nachlaß, geordnet von

Fülleborn im dritten Theil von Lessings Leben S. 259 fgg. u. A. W. Schlegel a. a. O. S. 246.

Ebenso lieferte er im 2ten Bande des neuen Attischen Museums einen

Grundriß und Beurtheilung der Helena des Euripides.

Die polemische Tendenz, welche Wieland bei der ersten Abhandlung hatte, dürfte wohl, eben so versteckt, dem zum Grunde liegen, was Schlegel über diese Helena urtheilt S. 261.

---

d.

Einzelne Bemerkungen.

Ich weiß sehr wohl (und wie könnt' ich es nicht wissen?), daß Reden und Gegenreden in einzelnen jambischen oder trochäischen Versen eine den alten Tragikern gewöhnliche Form sind: aber daß sie von dieser Form immer nur dann Gebrauch machen, wenn sie einen bestimmten Grund dazu haben, darin liegt das Nachahmungswürdige. Grundr. d. Jon S. 23.

Wer den Euripides kennt, weiß, daß er eine so schöne Gelegenheit, seine Stärke in der dramatischen Redekunst zu zeigen, nicht unbenutzt läßt.

Die Reden, die er der Helena und dem Menelaos, über deren Leben oder Tod Theonoë in diesem Augenblick entscheiden soll, in den Mund legt, gehören unter die vorzüglichsten und mit der meisten Kunst ausgearbeiteten von allen, woran seine Tragödien so reich sind, und um deren willen Quintilian

seinem Schüler in der Kunst öffentlich zu reden das Lesen des Euripides vor allen andern Tragikern empfiehlt. Besonders verdient bewundert und nachgeahmt zu werden, wie meisterhaft er jede dieser Personen, in einerlei Angelegenheit und zu einerlei Zweck auf eine ganz verschiedene, ihrem Geschlecht und persönlichen Charakter zukommende Weise sprechen läßt. Grundr. d. Helena S. 48 fg.

Diese Stellen, verglichen mit dem, was Schlegel S. 216 — 218 hierüber urtheilt, möchten sie doch einen unbefangenen ästhetischen Kritiker zu einer detaillirten Beurtheilung veranlassen! Nur in dieser Absicht sind sie hier ausgehoben worden.



F.

1.

Jacob le Fevre von Etaples. *)

(Faber Stabulensis.)

1 7 7 7.

Dieser jetzt selten mehr genannte Mann behauptet einen der obersten Plätze unter den ehemaligen Bekämpfern der mönchischen und scholastischen Barbarei in Frankreich und gehört also insofern mit dem Reuchlin, Erasmus, Agrippa, Vives u. s. w. in Eine Classe. Er war ein heller Kopf, der sich viel Mühe gab den bessern Sinn und Geschmack im Studiren auszubreiten, und die Jugend zu den Quellen wahrer Gelehrsamkeit anzuführen; aber eben dadurch, und weil er bei Gelegenheit weder der Dummheit in Kutten, noch der Unwissenheit unter Doctorhüten schonte, dem Pöbel der da-

---

*) Jacques le Fevre ward um das Jahr 1455 zu Estaples bei Amiens geboren, und war Großvicar des Bischofs von Meaux.

maligen Philosophaster und Theologaster sich schlecht empfahl. In desto größerm Ansehen stand er bei allem was in und außer Frankreich gesunder dachte und dem aufge enden Tage mit Sehnsucht entgegensah; vornehmlich bei König Franz dem Ersten selbst — dem der Beiname le Père des Lettres mehr Ehre macht, als Ludwig dem Vierzehnten der Beiname des Großen — und bei dessen Schwester, der berühmten Königin von Navarra. Seine hauptsächlichsten Verdienste waren, daß er den Aristoteles und die heilige Schrift besser verstund und auslegte, als es zu seiner Zeit auf der Universität zu Paris Mode war. Seine lateinische Uebersetzung der Briefe der Apostel mit kritischen Anmerkungen machte viel Aufsehens; doch wurde er hierin bald von Erasmus verdunkelt, der ein noch hellerer Kopf war und ungleich schöner schrieb.

Es ist schon bei Agrippa von Nettesheim des großen Lärmens gedacht worden, der sich Anfangs des 14ten Jahrhunderts in Frankreich wegen der drei Ehemänner der heiligen Anna erhob. Agrippa war in diesem Streite nur der Secundant von le Fevre, seinem Freunde; denn dieser war es eigentlich, der die Entdeckung gemacht hatte, daß die heil. Anna nur Einen Mann gehabt. Damals brauchte es nichts, als daß ein gelehrter Mann sich irgend eine solche kleine historiko-kritische Freiheit herausnahm, um sich alle schwarzen und braunen Capuzen der Christenheit über den Hals zu ziehen. Allein le Fevre ließ es nicht dabei bewenden. Nicht zufrieden, die drei Männer der heil. Anna auf einen reducirt zu haben, unternahm er nun auch im Gegentheil aus der einzigen Maria Magdalena drei ganz verschiedene Personen zu machen. Die gemeine herrschende Meinung war bisher gewesen, Maria, die Schwester der Martha und des Lazarus, die Maria, aus welcher Christus sieben Teufel ausgetrieben,

und die ungenannte Sünderin im 7ten Capitel des Evangelisten Lucas seyen nur Eine Person gewesen, nämlich die heil. Maria Magdalena, die (sonderlich als schöne Büßerin) seit der Wiederherstellung der Künste immer ein Lieblingssujet der christlichen Maler gewesen ist. Le Fevre untersing sich, diese Meinung zu bekämpfen, ungeachtet sie die Autorität des Römischen Breviers auf ihrer Seite hatte. Seine Gründe sind ein paar hundert Jahre später so gewichtig gefunden worden, daß viele gelehrte Geistliche unter den Katholischen kein Bedenken getragen, sie öffentlich als wahr zu behaupten. Aber damals wurde le Fevren ein großes Verbrechen daraus gemacht, und die Sache für wichtig genug gehalten, daß einer der ersten Theologen derselben Zeit, der berühmte Doctor Fischer, Bischof von Rochester, sich in eigner Person an die Spitze der Mönche und Doctoren stellte, und ein mächtiges Buch für die Einheit der drei Marien schrieb, worin er mit dem kleinen le Fevre wie mit einem Renegaten zu Werke ging. In der That, wenn man die Vorurtheile seiner Zeit bedenkt, war das Unterfangen des kleinen le Fevre höchst verwegen. Aber was die Sache vollends verdarb, war, daß er sein Büchlein gerade um die Zeit publicirte, da Luther im Herzen Deutschlands sich gegen den Ablaßhandel, einen der einträglichsten Zweige des damaligen Römischen Commerciums, auflehnte. Solche Neuerungen waren pessimi exempli, und man konnte sie, wie die Umstände lagen, unmöglich mit der untheilnehmenden Gelassenheit ansehen, womit man in unsern Tagen kritische Fragen von ungleich höherem Belang anzusehen pflegt. Le Fevre war damals schon ein Mann von achtzig Jahren; aber, dieses hohen Alters und seiner sehr kleinen Statur ungeachtet, noch ein rüstiger Mann, und — ohne sich gleichwohl öffentlich von der katholischen Kirche zu

trennen — der damals, unter dem Schutze der nachmaligen Königin von Navarra, in Frankreich sehr überhand nehmenden Partei der Reformatoren nicht wenig förderlich. Im Jahre 1523 vermehrte er die großen Klagen, welche die Sorbonne bereits über ihn zu führen hatte, durch eine Französische Uebersetzung der vier Evangelisten, die von den Laien begierigst aufgenommen und häufig gedruckt wurde. Nun wüthete nicht nur der große Klopffechter Natalis Beda oder Bedda, ein Picarder und ein Doctor der Sorbonne, der sich oft dem König Franz I selbst furchtbar machte, in centnerschweren Streitschriften wider ihn: sondern die hochgedachte Facultät selbst schritt endlich zu seiner öffentlichen Degradation (denn le Fevre hatte die Ehre ein Doctor der Sorbonne zu seyn) und da, auf derselben Anstiften, auch das Parlament seinen Arm gegen den guten alten Mann erhob, möcht' es ihm übel ergangen seyn, wenn König Franz nicht selbst (aus der Gefangenschaft, worin ihn Karl V damals hielt) an das Parlament geschrieben, und diese Sache seinem eigenen Erkenntniß vorbehalten hätte. Bei alledem war für einen Mann von beinahe 90 Jahren, der sein Leben noch liebte und (wie Erasmus) nicht nach der Märtyrerkrone strebte, das Rathsamste, sich zurückzuziehen, und die gute Sache von jüngern und muthigern Kämpfern ausfechten zu lassen. Dieß war es auch, was le Fevre that. Er verließ Paris, zog nach Meaux zu dem gelehrten Bischof Wilhelm Brissonet, der die Reformation eine Zeitlang sehr begünstigte; da ihn die Franciscaner auch von da vertrieben, nach Blois, und zuletzt nach Guyenne, wo er zu Nerac, unter dem unmittelbaren Schutze der Königin Margaretha, seiner großen Gönnerin, und im vertrauten Umgang mit den frommen und gelehrten Männern von der Hugenottischen Partei, welche diese Fürstin um

sich hatte, den Rest seines Lebens in Frieden zubrachte, und im Jahre 1537 beinahe hundert Jahre alt beschloß, nachdem er in einem mündlichen Testamente seinen Freund Gerard Roussel zum Erben seiner Bücher, und die Armen zu Erben aller seiner übrigen Verlassenschaft eingesetzt hatte.

2.

Johann Fihard.*)

(Geb. 1511 gest. 1581.)

1776.

Unter den vortrefflichen Männern von allen Classen, welche die Reichsstadt Frankfurt seit mehrern Jahrhunderten hervorgebracht, ist dieser Rechtsgelehrte einer der hervorstechendsten. Er war ein Schüler des damaligen großen Rechtsgelehrten, Ulrich Zasius, der in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die Zierde der hohen Schule zu Freiburg war, und (wie Fihard von ihm zu rühmen pflegte) noch als ein 70jähriger Greis so viel Feuer des Geistes und Lebhaftigkeit im Vortrag besaß, daß kein anderer seines Ordens in Deutschland und Italien ihm hierin den Vorzug streitig

*) Schon Jördens — Lexikon I. 543. — hat gewarnt, diesen Frankfurter Rechtsgelehrten nicht mit dem gleichnamigen und gleichzeitigen satyrischen Dichter, dem Rechtsgelehrten aus Straßburg (geb. 1550) zu verwechseln, wie geschehen ist von Dav. Clement in der Bibl. cur. Bodin. IV. 404., von Küttner in den Charakteren Deutscher Dichter und Prosaisten, und von Leon. Meister in der Charakteristik Deutscher Dichter.

machen konnte. Fihard, der in der Schule zu Frankfurt einen guten Grund in den gelehrten Sprachen und philologischen Kenntnissen gelegt hatte, erwarb sich zu Freiburg die vorzügliche Liebe und Fürsorge des alten Zasius, und machte sich derselben so gut zu Nutz, daß, nachdem er etliche Jahre dem kanonischen und römischen bürgerlichen Recht (auf welche in jenen Zeiten die Rechtsgelehrtheit sich einschränkte) unter einem so geübten Anführer mit großem Fleiß obgelegen, er nebst seinem Mitschüler, Johann Sichard von Bischoffsheim (in der Folge ebenfalls einem der verdienstvollen Männer seiner Zeit), im Jahre 1531 als ein Jüngling von 19 Jahren den Doctorhut aus desselben Hand zu empfangen würdig war, und durch seine Geschicklichkeit und Wohlredenheit schon in solcher Jugend aller Augen auf sich zog. Er übte sich hierauf eine Zeitlang in der Praxis an dem damals zu Speyer befindlichen höchsten Reichsgerichte; besuchte sodann die berühmtesten Rechtsschulen in Italien, besonders die zu Padua und Bologna, welche damals vorzüglich blühten; erweiterte daselbst seine Kenntnisse in allen Theilen der Gelehrsamkeit, und kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück, welche nicht säumte sich die Geschicklichkeit eines so vorzüglichen Mitbürgers zuzueignen, indem sie ihm die Würde eines Stadtschreibers und Syndicus im Jahre 1537 anvertraute. Er verwaltete dieses in Reichsstädten so wichtige Amt 44 Jahre mit größtem Ruhm; machte sich während dieser Zeit unvergeßliche Verdienste um seine Vaterstadt, durch die Geschicklichkeit, Klugheit und Thätigkeit, womit er, in den damals so außerordentlich verwickelten, gefahr- und arbeitsvollen Zeitläuften, die wichtigsten Geschäfte (besonders auch die durch die Reformation veranlaßten neuen Einrichtungen) zu Stande bringen half, und starb endlich mit dem Nachruhm, eine Zierde seiner

Stadt und einer der ersten Männer seines Jahrhunderts in seinem Fache gewesen zu seyn, im Jahr 1581 im 70sten Jahre seines Alters. Unter seinen vielen juristischen Schriften wird sein Tractatus Cautelarum vorzüglich geschätzt. Er schrieb auch eine Biographie der neuern Rechtsgelehrten von Irnerius an bis zu seinem Lehrer Zasius, und andere zur Rechtsgeschichte gehörige Werke. Zu bemerken ist's, daß er auch seine Stärke in der Griechischen Sprache durch Lateinische Uebersetzung einiger Schriften des Galenus zeigte. Denn schon damals, und vorzüglich damals, war das Studium der Griechischen Sprache und Literatur eine wesentliche Erforderniß, um den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und selbst unter den großen Geschäftsmännern des 16ten Jahrhunderts wird man wenige nennen können, die der Sprache Homers und Platons unkundig gewesen wären. Ich hätte sehr gewünscht, etwas Umständlicheres und Specielleres von dem Leben und Charakter eines solchen Mannes sagen zu können; muß es aber aus Mangel der Materialien hiezu (womit ich von Frankfurt aus vielleicht hätte versehen werden können) bei dieser kurzen Nachricht bewenden lassen. Die Bildnisse, die man zu Frankfurt a. M. noch von ihm hat, zeigen ihn als einen Mann von hellem Sinn, unbefangnem Verstand, großer Festigkeit, Feinheit, Mäßigung und Bonhomie, wiewohl bei vielem Feuer; und ich bemerke daran vorzüglich eine Art von scharfem, sicherm und feinem Blick, der die großen Rechtsgelehrten ganz eigen charakterisirt.

3.

Fracastor.

1777.

Hieronymus Fracastor, ein edler Veroneser (geboren im Jahre 1483, gestorben auf seinem Landgut, unweit Padua im Jahre 1553), ist unter den Aerzten, die zugleich Dichter waren, von Seiten des poetischen Talents unstreitig der erste — und der einzige; der ihm diesen Lorbeer vielleicht streitig machen könnte, würde schwerlich günstig von der Beurtheilungskraft desjenigen denken, der die Alpen über die Siphylis setzen wollte. Fracastor widmete sich den beiden Künsten, die ehmals unter Apollo's Schutz standen, aus Neigung. Er war ein Mann von contemplativer Gemüthsart, ohne Ehrgeiz, ohne Projecte, mit wenigem vergnügt; ein Feind des Geräusches und der Zerstreuungen der großen Welt, aber ein munterer angenehmer Gesellschafter im vertraulichen Cirkel seiner Freunde. Da er die Unabhängigkeit liebte, für keine Familie zu sorgen hatte, und sein Erbgut für die Mäßigkeit seiner Bedürfnisse und Wünsche hinreichend fand, so übte er die Arzneikunst unentgeltlich aus, um dieß edle Vergnügen Gutes zu thun so rein als möglich genießen zu können. Aber während der Kirchenversammlung zu Trident, wo er sich (nach Sleidans Bericht) als bestellter Arzt der heiligen Väter aufhielt, empfing er aus der päpstlichen Kammer einen monatlichen Gehalt von 60 Goldgülden. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Erforschung der Beschaffenheit und Heilungsart der verzweifelten, wenigstens den meisten Aerzten seiner Zeit unheilbaren Krankheiten, der ansteckenden Fieber und des Neapolitanischen Uebels, welches im 16ten Jahrhundert so

grausame Verwüstungen besonders im südlichen und westlichen Europa anrichtete, und so bösartig war, daß es sich, wie die Kinderpocken, sogar durch die bloße Ausdünstung einer damit angesteckten Person, Berührung ihrer Kleider u. dergl. mittheilte. Sein aus langwierigem Studium und großer Erfahrenheit entstandnes Werk über die ansteckenden Krankheiten und ihre Heilart und die Erfindung des unter dem Namen Electuarium Diescordii bekannten Arzneimittels haben ihm eine Stelle unter den Aerzten, die zur Vervollkommnung der wichtigsten aller Künste beigetragen — so wie sein berühmtes Gedicht, Siphylis oder Poema de Morbo Gallico Libri III, den ersten Platz unter den neuern Lateinischen Dichtern erworben. So urtheilen wenigstens die größten Kenner, ein Vossius, ein Rapin, ein Gravina und andere davon, und selbst Julius Cäsar Scaliger *) kann sich nicht entbrechen es ein göttliches Gedicht zu nennen. Mein Gefühl wenigstens stimmt völlig mit dem Urtheil des Gravina **) überein, der es Virgils vollkommenstem Werke, den Georgicis, an die Seite setzt; und mit Rapin, der es in seinen Réflex. sur la Poétique allen andern Gedichten der neuern Lateinischen Dichter Italiens vorzieht. Ich begreife nicht, in welcher Laune der Verfasser der Nouvell. de la Républ. des Lettres gewesen seyn mag, als er meinte: man hätte Mühe, dem Fracastor zu verzeihen, daß er über eine so garstige Krankheit, und die er bloß als Arzt hätte tractiren sollen, ein so schönes Gedicht gemacht habe. ***) Ich sehe nichts was da zu verzeihen seyn soll,

---

*) Poetica (VI. p. 754.)

**) Della ragione poetica c. 36.

***) Mois de Fevrier 1687.

wenn man bedenkt: daß dieß Sujet damals für ganz Europa, und besonders für Italien, unendlich wichtig war — daß der Dichter selbst solches mit desto größerer Wärme bearbeitete, da er in weiser und glücklicher Heilungsart dieser Krankheit vielleicht der Erste seiner Zeit war, und den Beinamen des Glücklichen deßwegen erhalten hatte — und überdem nichts Schwerer's war, als ein so ekelhaftes und grauenhaftes Sujet mit so viel poetischem Talent, Geschmack und Delicatesse, wie er gethan hat, zu behandeln, und es dadurch zu einer Quelle der feinsten Ergötzung des Geistes zu machen; daß eben diese Schwierigkeit und die Neuheit der Materie, die eine solche Menge noch unberührter Gedanken, Bilder und Schilderungen darbot, einen besondern Reiz für ein wahres Dichter-Genie haben mußte; — und endlich, daß es wahres Verdienst um die Menschheit war, in einer Zeit, wo die Erhaltung unzähliger Familien und ganzer Nationen bei diesem verhaßten und scheußlichen Gegenstande interessirt war, die nöthigsten und gemeinnützlichsten Kenntnisse über denselben durch die darüber ausgegossenen Grazien der Poesie und unter einem so angenehmen Vehiculum einer desto größern Anzahl von Personen beizubringen. Auch gereicht es gewiß dem Fracastor zum höchsten Lobe, daß er dieses mit den schlüpfrigsten Gegenständen so nahe verwandte Sujet mit einer so jungfräulichen Sittsamkeit zu behandeln gewußt, daß die keuscheste der Musen es der Diana selbst mitten im Chor ihrer Jungfrauen hätte vorlesen dürfen.

Uebrigens verdient noch als ein sonderbarer Zufall in Fracastors Leben bemerkt zu werden, daß seine Mutter, da sie ihn als ein noch kleines Kind auf den Armen trug, vom Blitz getroffen und auf der Stelle getödtet worden, ohne daß er selbst den mindesten Schaden dabei genommen; ein Fall,

der gewiß unter die seltensten gehört, und vielleicht ohne Beispiel ist. *)

*) Der Herausgeber kennt jedoch aus eigner Erfahrung ein ähnliches Beispiel, wo der Blitz eine säugende Mutter tödtete, das herabgefallene Kind aber leben blieb.

G.

1.

Galiani.

1800.

Schon vor vielen Jahren pries ich die Dialogues sur le commerce des blés im Danischmend (Kap. 15) gelegentlich als eines der lehrreichsten und zugleich witzigsten und interessantesten Bücher unsers ganzen Jahrhunderts an. Ich hätte mit Beistimmung aller, die in Sachen dieser Art eine Stimme haben, sagen können: sie verdienten sowohl wegen des Inhalts als der Form eine der ehrenvollsten Stellen unter den classischen Werken, welche, als solche, allen Nationen und Zeiten angehören. Der Verfasser (bekanntermaßen einer der hellsten Köpfe und der geistvollsten Schriftsteller, deren Italien sich zu rühmen hat) weiß, aus Gelegenheit des Hauptumstandes dieser Gespräche, die wichtigsten Probleme der Staats- und Regierungskunst, von deren Auflösung die Entscheidung desselben abhängt, auf eine so feine Art herbeizuführen, den ernsthaftesten und verwickeltesten Untersuchungen durch die Leichtigkeit der Behandlung und die Anmuth der Einkleidung das Trockne und Langweilige, ohne Abbruch der

Gründlichkeit, so geschickt zu benehmen, kurz, einen Stoff, der zu einer Conversation mit solchen Personen, wie hier redend eingeführt werden, wenig geeigenschaftet scheint, so viel Neues, Anmuthiges und Unterhaltendes zu geben, daß der Leser sich immer angezogen und festgehalten fühlt, und indem er bloß zum Vergnügen zu lesen fortfährt, sich am Ende unvermerkt weiser und über eine Menge Dinge von der größten Wichtigkeit, worüber er vorher im Dunkeln tappte, gründlich aufgeklärt und unterrichtet findet. Aber auch ohne den Werth der abgehandelten Sachen in Anschlag zu bringen, und in bloßer Rücksicht auf die Composition dieser Gespräche, zähle ich sie unter die vorzüglichsten Meisterstücke und Muster der (noch viel zu wenig unter uns gekannten) Kunst des Dialogs, und weiß ihnen (wenigstens unter den Neuern) außer den Moralists des Grafen von Shaftesbury kein anderes Werk des Genie's an die Seite zu setzen.

Von dem als Philosophen, Staatsmann, Alterthumsforscher und Humanisten rühmlich bekannten Abbé Ferdinand Galiani (geb. zu Chieti in Abruzzo 1728 und gest. den 30 Oct. 1787 zu Neapel) gab Diodoti eine Lebensbeschreibung heraus (Vita dell' Abbate Ferdinando Galiani, Napoli 1788), und Wieland ließ aus derselben durch Jagemann einen Auszug verfertigen, der in dem August- und Septemberstück des Deutschen Merkurs vom Jahre 1789 enthalten ist. Von S. 266 an findet man die Geschichte jener eben so interessanten als merkwürdigen Dialogen, über die auch Voltaire in Entzücken gerieth. Dans ce livre, il me semble, schreibt er an Diderot, que Platon et Molière se soient réunis pour composer cet ouvrage. —— On n'a jamais raisonné ni mieux,

ni plus plaisamment. Diese Dialogen erschienen zuerst London 1770, und Diderot besorgte die Herausgabe.

2.

Angelinus Gazey.

(Auszüge aus dessen geistlichen Recreationen.)

1 7 7 7.

Der Jesuit Angelin Gazey (oder Cazée), ein Niederländer aus der Grafschaft Artois, lebte zwischen den Jahren 1568 und 1630, in welchen letztern er als Präfect der Classen im ehemaligen Jesuitercollegium zu Lüttich verstarb. Er hatte zwei Brüder, von denen der eine ein Benedictiner und der andere ein Franciscaner war. Alle drei haben sich unter den Religiosen ihres Ordens und ihrer Zeit hervorgethan; der Benedictiner als ein Mystiker, der Franciscaner als ein berühmter Prediger, der Jesuit als Lateinischer Dichter und geistlicher Spaßmacher. In dieser letzten Qualität schrieb er das Buch, von dessen Schnurren jetzt die Rede seyn soll. Es war im vorigen Jahrhundert, und ist in manchen Gegenden vielleicht noch jetzt, das allgemeine Lesebuch zur Gemüthsbelustigung in den Niederländischen, Deutschen und Französischen Klöstern; und wenn derjenige, der seinen Nebenmenschen, besonders solchen, die wenig Freude in der Welt haben, ein unschuldiges Vergnügen verschafft, als ihr wahrer Wohlthäter anzusehen ist, so ist gewiß das Verdienst des ehrlichen Pater Angelin nicht verächtlich.

Die wenigsten von meinen Lesern gehören zwar in die Rubrik, für die er eigentlich geschrieben hat: aber ich bin gewiß, daß auch Weltleute, wiewohl es ihnen an anderer Kurzweil nicht fehlt, mir's Dank wissen werden, daß ich ihnen die lieblichsten Blümchen aus diesem Buch (das ohne Zweifel den meisten von ihnen unbekannt war) zu genießen gebe. Ich kenn' es zwar selbst nur aus der Französischen Uebersetzung, die zum Titel hat: Les pieuses Récréations du Père Angelin Gazée, de la Compagnie de Jesus: Oeuvre remplie de saintes joyeusetés et divertissements pour les ames dévotes, mis en Français par le Sieur Remy, à Rouen 1647. Es ist aber auch daran zu meinem Vorhaben genug. Diese heiligen Joyeusetés, womit der gute Mann, in beneidenswürdiger Einfalt des Herzens, die andächtigen Seelen seiner Zeit belustigte, bestehen in einem halbhundert Erzählungen (die, wiewohl meistens aus Quellen geschöpft, welche bei den R. K. Ordensleuten in Ansehen stehen), ich will nicht sagen so viel als Kindermährchen, aber doch, wie man sehen wird, gewiß so kurzweilig sind, und zum Theil noch kurzweiliger als irgend ein Conte in den hundert Contes der Königen von Navarra. Was sie vor vielen komischen Erzählungen voraus haben, ist, daß sie sehr unschuldig, und, was sie mit allen andern gemein haben, daß sie sehr erbaulich sind, insofern sich die Leser in der Verfassung befinden, die der gutherzige Dichter voraussetzt. Ist dieß nicht, so kann P. Angelin und sein Buch nichts dafür, und es geht ihm dann bloß wie allen andern recreirenden Schriftstellern in der Welt. Die Helden seiner Erzählungen sind berühmte Heilige, oder wenigstens fromme Mönche, und der Teufel macht die lustige Person. Man weiß, daß dieser böse Feind, der uns andern Weltkindern so gefährlich ist, über Personen, zumal von reli=

giösem Stande, die zu einem gewissen Grade der Heiligkeit gekommen sind, so wenig Gewalt hat, daß er vielmehr ihr Sklave wird, mit dem sie anfangen können was sie wollen. Zur Bestätigung dieser Wahrheit erzählt P. Angelin folgende Historie:

Ein unbesonnener junger Teufel vermaß sich (wie die Jugend übermüthig ist) mit einem alten wohlerfahrnen und weltklugen Teufel, um hundert Prügel zu wetten, daß er dem heil. Dominicus einen Streich spielen wolle. Als die Wette angenommen war, schlich sich unser Naseweis in Gestalt eines Affen bei dem Heiligen ein, und bemühte sich, ihn durch tausend närrische Posituren und Gaukeleien in seiner Beschäftigung zu zerstreuen. Der heil. Dominicus schrieb immer fort, und sagte kein Wort. Der kleine Teufel erschöpft alle möglichen Grimassen und Affenstreiche; doch alles umsonst. Endlich wird er ungeduldig, vergißt allen Respect, der ihn vorher noch einigermaßen zurückgehalten hatte, und springt auf den Tisch. Der heilige Vater wirft einen furchtbaren Blick auf ihn ... „Da steh', spricht er, und halt mir diese Kerze!" Der arme Teufel steht ganz verblüfft da, hat das Herz nicht, sich zu rühren, und unterwirft sich demüthiglich dem Amt eines Kerzenstocks. Es verdrießt ihn gräulich, daß er sich so in seiner eignen Schlinge gefangen haben soll; er seufzt in sich hinein, schneidet ein Fratzenmaul, beißt sich in die Zunge; inzwischen brennt die Kerze herab, und es ist nur noch ein klein Stümpfchen übrig. „Hola ho! Herr Teufel (ruft P. Angelin), die Finger in Acht genommen!" — Der Teufel will die Kerze ausblasen, aber sie erlöscht nicht; das Feuer packt an und hat ihm bereits die Klauen weggebrannt; er heult abscheulich, ruft die ganze Hölle um Hülfe, aber alles vergebens. Der heilige Vater hält die höllischen Mächte

in Respect, und der junge Teufel ist dahin gebracht, daß er um Gnade bitten muß. Endlich (da der Heilige vermuthlich des Gestanks genug hatte) wird ihm erlaubt sich zu entfernen; er flieht, kommt mit verbrannten Pfoten in die Hölle zurück, und kriegt noch die verwetteten hundert Prügel obendrein; zur Warnung für ihn und alle jungen Gelbschnäbel seinesgleichen, sich nicht an den Gewaltigen, die über die Geister Macht haben, reiben zu wollen!

Hier ist eine andre Historie, an der sich die Damen spiegeln mögen. Der Pfarrer in einer Kirche zu Mainz hielt an einem Sonntage das Hochamt vor seinen Pfarrgenossen. Indem tritt mit großem Geräusch eine sehr prächtig geputzte Dame in die Kirche, und stört alle Anwesenden in ihrer Andacht; der eine bewundert ihren Kopfputz, ein anderer den reichen Stoff ihres Kleides, und alle zusammen finden nichts Prächtigeres als den langen Schweif, den sie hinter sich herschleppt. Der Seelenhirt erseufzt über den Leichtsinn seiner Heerde, faßt aber sogleich den Entschluß, sie durch ein auffallendes Beispiel zu ihrer Schuldigkeit zurückzubringen. Er verrichtet ein kurzes Gebet. Alsdann sieht man unter dem Rock der Dame eine unendliche Menge von Mäusen, Ratten und kleinen Teufeln hervorwimmeln, die wie die jungen Katzen auf dem Schweif herumgaukeln, sich überpurzeln, am Kleid hinaufkriechen, bis auf die Spitze ihres Federbusches (es war damals just, wie jetzt, die Mode hohe Federbüsche zu tragen) emporsteigen, und da wie auf einem Schauplatz tausend possierliche Affenstreiche machen. Die Dame erschrickt, wie man leicht denken kann, schüttelt ihre Robe und ihren Kopf — schreit wie eine Besessene; alles umsonst! die kleinen Teufelchen glitschen auf ihrer Robe, auf ihren Federbüschen auf und ab wie die Holländer auf dem Eise — sagt P. Angelin,

der (wie man sieht) wenigstens so lebhaft erzählt, als Mr. Galland in der Tausend und Einen Nacht. Endlich erhebt der Pfarrer seine Stimme! Lieben Brüder, spricht er, ihr seht, wie unser Herre Gott die gräuliche Sünde der Hoffart straft; nun sollt ihr auch die Kraft des Weihwassers sehen. Mit diesen Worten besprengt er die Robe und den Kopfputz der Dame reichlich mit seinem Weihwedel, und siehe! der höllische Bienenschwarm verschwindet Augenblicks, jedoch mit Zurücklassung des gewöhnlichen Wohlgeruchs. Die Dame bekannte ihre Sünden, versprach ihr Leben zu bessern, und beschnitt ihre Robe und ihr Kopfzeug so knapp, daß der Teufel beiden nichts mehr anhaben konnte.

Lieber Gott (ruft hier P. Angelin seufzend aus), wenn ein bloßer Schweif so viel Teufel faßte, wie viel müssen ihrer nicht in den Gehirnkasten solcher Weibsbilder stecken, die keinen andern Gott haben als ihre Hoffart! Die armen Unglücklichen! Sie tragen so viel Schlangen auf ihrem Kopfe als falsche Haare, ihre Augbrauen sind, statt der fabelhaften Liebesgötter leichtfertiger Poeten, mit lauter jungen Teufeln besetzt, und die geschwätzigen Geister aller Papagaien von Peru und Mexico schwärmen auf ihrer Zunge! Wie würden die Mannsleute stutzen, wenn der liebe Gott zuließe, daß sie alle diese Abscheulichkeit sehen könnten! Wie schnell würden sich ihre vermeinten Venussen und Grazien in Medusen und Furien verwandeln! Indessen bitte ich zu Gott (setzt der gute Mann hinzu), daß es nie geschehen möge! — und dieß ist in der That weislich und wohlmeinend von ihm gebetet!

Noch ein hübsches Exempelchen von der entsetzlichen Kraft der Excommunication. Die Abtei zu Corvey hatte vor Zeiten (ob noch jetzt, weiß ich nicht) die Gewohnheit, zum Andenken ihres Namens (Corbeia oder Corbia) einige Raben zu unter=

halten. Einer von diesen Vögeln, sagt P. Angelin, that sich vor seinen Brüdern durch seine böse Gemüthsart und Neigung zum Stehlen hervor. Er pickte die hochwürdigen Herren in die Waden, biß die Klosterkatzen in die Schwänze, stahl seinen Cameraden ihr Mittagsessen, und machte daß sie wider Willen mit fasten mußten, wenn die Mönche Fasten hatten; sein größtes Vergnügen aber war, den Pfauen, wenn sie ein Rad schlugen, ihre schimmernden Federn aus dem Schweif zu rupfen. Nun geschah es eines Tages, da des Herrn Abts Hochfürstl. Gnaden ins Refectorium kamen, und, nach Gewohnheit, beim Händewaschen, ihren Ring vom Finger zogen, daß dieser Rabe den Ring unvermerkt wegschnappte und mit ihm davon flog. Der Abt will seinen Ring wieder anstecken und findet ihn nicht; er fragt die Mönche, niemand will wissen wo er hingekommen! Endlich ergreift ihn ein heiliger Eifer, und er schleudert den furchtbaren Blitz der Excommunication über den unbekannten Thäter. Bald darauf wird der Rabe traurig, verliert alle seine Laune, seufzt und klagt ohne Unterlaß, wird mager und zehrt zusehends ab; die Federn fallen ihm von jedem Lüftchen aus, er schleppt seine Flügel, sein ganzer Leib vertrocknet, kurz er befindet sich in einem Zustande, daß man ihn nicht ohne Mitleiden ansehen kann. Das ganze Kloster wird begierig die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu erforschen: man sucht in seinem Neste, ob etwan etwas Giftiges da zu finden seyn möchte, und findet den Ring darin, den der Abt verloren und schon lange wieder vergessen hatte. Man kann sich das heilige Erstaunen der Ehrw. Herren leichter einbilden, als ich es dem P. Angelin nacherzählen könnte. Nun war die Ursache klar, warum der arme Rabe in solchen Verfall gerathen war.

An diesen drei Stücken mag's genug seyn. Nichts ist drolliger dabei, als das wunderbare Gemisch von Devotion und Spaßhaftigkeit, womit der Mann das alles erzählt, und wie ihm sogar kein Argwohn noch Zweifel an der Wahrheit seiner Geschichtlein zu Sinne steigt. „Die Hugenotten, sagt er, werden freilich darüber lachen, und spotten, und sagen, es seyen Altweiber-Mährlein: aber laß sie lachen! Die Ketzerei wird vergehen, und Wahrheit wird ihr zu Trotz Wahrheit bleiben ewiglich.“

Was übrigens für das Glück der Menschen besser sey: die Zeiten wo P. Angelin sein Mährchen erzählte und Glauben fand, und seine Leser, zwar ein wenig auf Unkosten ihrer Vernunft, aber ohne allen Nachtheil an ihrem Herzen und ihrem Glauben, belustigte — oder eine Zeit, wo wir alle, Katholiken und Hugenotten, mit dem einfältigen Glauben unsrer Alten auch die selige Einfalt ihrer Sitten verloren, und uns alle die Gefühle (auf Einbildungen und Vorurtheile gestützt oder nicht) wegräsonnirt haben, die in tausend Fällen dieses Erdenlebens des Menschen Labsal, Trost und letzte Zuflucht sind: ist eine Frage, die — für mich schon lange keine Frage mehr ist. Mag doch der Stab, woran das wankende Kind sich zu halten glaubt, ein Strohhalm seyn: immer besser für ein Kind, an einem Strohhalm zu gehen, als ohne ihn alle Augenblicke auf die Nase zu fallen. *)

*) Wird der Strohhalm aber das Kind halten? Und wenn er nicht hält, kann der Glaube an den — Strohhalm halten? Es scheint also, daß man die Sache doch anders angreifen, und statt des Strohhalms einen festen Stab geben müsse. Und fehlt's denn etwa an diesem? Ich begreife nicht, wie Wieland hier auf diese Strohhalmstheorie gekommen ist, wenn ihn nicht unvermerkt der Pater Angelinus angesteckt hat.

3.

Dr. Johann Geiler von Kaisersberg.

(Dr. Heinrich Pantaleons Deutsch. Nation Heldenbuch II. 578.)

Johannes Geiler ist in dem Elsaß zu Keysersperg*) (im Jahr 1445) erboren und erzogen. Er hatt sich aber aus Liebe der guten künsten zu mancherley Hohen schulen gethan und fürnehmlich zu Freyburg in dem Breyßgauw eine große Erfarnuß in der Philosophey und freyen künsten erlanget. Als er daselben Magister promovieret, kam er im 1472. jar ghen Basel, und ward durch sein Fleyß und Ernst unter die Professores angenommen. An diesen stath hielt er sich dermassen, daß er im 1474. jar Decanus Artium erwehlet ward. Nach diesem begab er sich fleyssig auff die Heilige Geschrifft, und erlanget dermassen hohen Verstand, daß er Doctor Theologiä worden. Weil er sich aber ob Johannes Gersonis (so umb das Costenzer Concilium gelebet) Verstand und gute Bücher sehr verwundert, zog er in Frankreich, und besamblet diese mit großen Kosten und Arbeit alle zusammen. Diese bracht er in Teutschland, theilet sie in drey große Bücher, und ließ sie truck ausghen. Wie nun dieses Keyserspergers Lehr und Frommkeit allenthalben außkommen, ward er zu

*) Dieß ist irrig. Er wurde zu Schaffhausen geboren. In seinem dritten Jahr verlor er seinen Vater, und da nahm ihn sein Großvater zu sich nach Kaysersberg und sorgte für seine Erziehung. Weil er nun diesen Ort als sein wahres Vaterland ansah, so bekam er nach damaliger Gewohnheit den Zunamen davon, und wurde Geiler von Kaysersberg oder auch Johannes Kaysersberger genannt. W.

Straßburg für ein Prediger angenommen.*) Daselben hab er mit grossem Lob und Wolredenheit die Laster bescholten, auch die Menschen zu wahrer Frommkeit und Tugenden ermanet. Under andern hat er mancherley Aberglauben, so in der Kirchen veraltet, ernstlich gestraffet, der München Spitzfindigkeit verworffen, und die Heilige Geschrifft vor andern wieder auf die Cantzel gebracht, sprechende: es müße das fundement unsers Glaubens auß der Bibel und nicht auß andern Büchern genommen werden. Er war fürnemlich der München Feind,**) von welchen er auch sehr gehasset worden.

*) Er war vorher ein Jahr lang Prediger zu Freiburg, und wurde von da nach Würzburg mit einem Gehalt von 200 Ducaten berufen, das in jener Zeit eine ziemliche Summe war, und den großen Ruf beweist, worin Geiler schon damals gestanden. Unterwegs aber ließ er sich von Peter Schott, einem gelehrten Rathsherrn von Straßburg, überreden, das Amt eines Predigers im Dom zu Straßburg anzunehmen, welches er ihm durch seinen Einfluß verschaffen wollte. Denn die Mönche in Deutschland hatten sich in diesen Zeiten größtentheils durch ihre Unwissenheit und schlechten Sitten so verächtlich gemacht, daß man sich allenthalben um gelehrte und fromme Weltgeistliche umsah, um sie, an jener Statt, zu ordentlichen Predigern zu bestellen. W.

**) In seinen Predigten kommen hievon häufige Proben vor. Nur eine einzige zum Beispiel. Cave ne facias Monachum tibi familiarem, alias utique patieris damnum in fructu castitatis conjugalis. Illi porcelli Antonii non exeunt, quin de fructu auferant aliquid.[1]) Sermones D. Jo. Geileri Argent. 1515. p. 83. Diese freimüthige Art, die Laster und Mißbräuche seiner Zeit unter allen Ständen, ohne Ansehen der Person, zu strafen, herrscht in allen seinen Schriften, und machte ihm freilich viel Feinde, die aber bei den Händeln, so sie ihm erweckten, wie natürlich, immer mehr verloren als gewannen. W.

[1]) Es war in jener Zeit nichts Ungewöhnliches, Deutsch gehaltene Predigten Lateinisch herauszugeben. Die hier angeführte Lateinische Stelle

tes, sondern auch die Stelle aus den Politicis des Philosophen, welche Herr L. N. ebenfalls anführt, ohne zu merken, wie viel sie wider ihn beweist. Aristoteles philosophirt nämlich im 5ten Kapitel des 8ten Buchs seines Werks von der Politik, über den Einfluß der schönen Künste, besonders der Musik, auf die Erziehung der Jugend. Da erwähnt er nun im Vorbeigehen der Malerei sehr kaltsinnig, als einer Kunst, die mit Nachahmung und Darstellung der Sitten sehr wenig zu thun habe, und solche durch ihre Figuren und Farben nur auf eine sehr unvollkommene Art bewerkstelligen könne: und setzt dann hinzu: „insofern aber gleichwohl auch im Anschauen dieser Dinge ein Unterschied ist, so ziemt sich, daß man jungen Leuten nicht die Stücke des Pauson, sondern die Werke des Polygnotus, oder irgend eines andern moralischen Malers, wenn es noch welche gibt, anzusehen gebe" — Mit allem Respect sey es gesagt, den ein Homuncio diesem größten Denker, der vielleicht je gelebt hat, schuldig ist! — aber wahrlich kein Schulmeister und Pedant, vom Baltischen Meer bis zu den Säulen des Hercules, könnte mit höher aufgezogenen Augenbrauen und weniger Gefühl der Kunst von der Malerei gesprochen haben. Doch davon ist hier die Rede nicht. Genug, die Stelle beweist, was ich damit beweisen will: daß der Pauson des Aristoteles und der Pyreikus des Plinius zwei ganz verschiedene Menschen sind. Plinius sagt nicht ein Wort, woraus man nur argwöhnen könnte, daß Pyreikus ein Caricaturmaler gewesen. Er malte Barbierstuben, Schusterwerkstätte, Küchenstücke, d. i. gemeine, niedrige Natur, aber doch Natur; Natur, wie man sie alle Tage sehen kann, und die jeder junge Mensch, vom Prinzen bis zum Bauerjungen, eben so gut sehen darf als der weiseste Graubart. Kurz der Pyreikus, von dem Plinius

spricht, gehörte in die Aristotelische dritte Classe, welche die Menschen abbildet wie sie sind. Pauson hingegen machte Profession davon, sie schlechter darzustellen, und darum nennt ihn Aristoteles, nach seinen scharf abgezogenen Begriffen, unmoralisch, und glaubt, daß das Anschauen seiner Caricaturen einem jungen Menschen falsche und verächtliche Begriffe von der Natur geben und seinen moralischen Sinn beschädigen könnte. Ja eben daraus, weil Aristoteles der Jugend das Anschauen seiner Gemälde so scharf untersagt, läßt sich mit gutem Fug muthmaßen, daß auch die Sujets, wenigstens von vielen seiner Caricaturen, anstößig und unsittlich gewesen; da hingegen nichts in der Welt unschuldiger seyn kann als die Tonstrinae und Aselli und Obsonia des Plinianischen Pyreikus. Mich dünkt, dieß allein wäre schon genug, die Meinung des Herrn L. N. in den Grund zu bohren. Aber ich habe noch eine Vermuthung, die von seiner Art zu malen hergenommen ist, und der meinigen ein neues nicht geringes Gewicht gibt. Plinius spricht von den Werken des Pyreikus als von Meisterstücken der Kunst, die durch die Feinheit des Pinsels und das Vollendete der Ausführung die Augen entzückten; kurz er spricht davon, wie einer von den besten Werken eines Gerard Dow sprechen könnte. Dieß konnte wohl schwerlich der Fall von Pausons Caricaturen seyn, der ein Zeitgenoß des Polygnotus war, und also noch vor der 90sten Olympiade blühte; zu einer Zeit, wo die Malerei bekanntermaßen noch weit von dem Grade der Verfeinerung und Vollkommenheit in Absicht des Colorits, der Mitteltinten, des Helldunkeln u. s. w. entfernt war, dem sie sich bald hernach, von Zeuxis und Parrhasius an bis zum Apelles, mit schnellen Schritten näherte. Also auch von dieser Seite betrachtet kann Pyreikus und Pauson nicht der nämliche Mann seyn.

Wie kömmt es denn aber, daß Plinius kein Wort von Pauson, und außer ihm sonst niemand ein Wort von Pyreikus spricht? Beinahe möchte ich, um so kurz als möglich aus der Sache zu kommen, gestehen, daß ich überfragt sey. — Aber vielleicht läßt sich doch noch etwas antworten, das besser ist als gar nichts. Es ist eine bloße Hypothese, die aber das Factum so ziemlich zu erklären scheint. Ich nehme an, Pauson sey nichts weniger als ein sehr vorzüglicher Maler gewesen; er habe im Anfange seinen Succeß mehr der Neuheit und Bizarrerie seiner Stücke, dem rohen schlechten Geschmacke des großen Haufens, und dem Umstande, daß auch mittelmäßige Gemälde, zumal kleine Stücke wie die seinigen gewesen zu seyn scheinen, noch etwas Seltenes waren, zu danken gehabt: so wie aber die Kunst gestiegen, sey Pausons Name und der Werth seiner Caricaturen gefallen; bis sie, wie es allen mittelmäßigen Werken zu ergehen pflegt, sich zuletzt aus lauter Unwerth rar gemacht, so daß zu Plinius' Zeit entweder gar nicht mehr die Rede davon gewesen, oder dieser große Literator, in welchem der Liebhaber und Kenner auf eine so seltne Art vereinigt war, so wenig Geschmack daran gefunden, daß ihm, über der großen Menge von schätzbaren Meistern und Werken, wovon er zu reden hatte, der Sinn gar nicht an diesen Pauson gekommen.

Meine Vermuthung, daß er höchstens nur ein sehr mittelmäßiger Künstler gewesen, wird durch das wenige, was Aristophanes, Aelian, Suidas, von ihm sagen, mehr bestätigt als geschwächt. Aristophanes erwähnt seiner nur, um sich über seine Bettelhaftigkeit lustig zu machen, denn er war so arm, sagt Suidas, daß man sprüchwortsweise zu sagen pflegte, er ist ärmer als der Maler Pauson. Für sich allein bewiese dieser Umstand nichts gegen seine Geschicklichkeit; denn war

Correggio nicht auch arm? Aber wenigstens beweist es, daß seine Arbeiten schon damals wenig geschätzt wurden. Das Geschichtchen, das Plutarch, Aelian (Var. Hist. 14, 15) und der Verfasser des Encomium Demosthenis von ihm erzählen (und das ist alles, was sie von ihm sagen), gereicht ihm noch weniger zur Ehre; denn es zeigt ihn zu gleicher Zeit als einen schlechten Künstler und als einen mauvais Plaisant — was ein guter Kopf nie gewesen ist. Jemand verlangte von ihm, er sollte ihm ein Pferd malen, das sich im Staube wälzte; Pauson malte einen Gaul im vollen Sprung und viel Staub um ihn her. Der Liebhaber, der das Stück bestellt hatte, beschwerte sich, daß es nicht das wäre, was er verlangt hätte und wollt' es nicht bezahlen. Narr, sagte Pauson, kehr' das Gemälde um, so hast du ein Pferd das sich im Staube wälzt. — Ist sich nun noch darüber zu verwundern, daß Plinius einen Künstler von solcher Stärke vergessen konnte?

Aber wenn ein Pyreikus existirt hat, und ein so beliebter Maler gewesen ist, wie Plinius sagt: wie ist's möglich, daß außer ihm nicht Einer von so vielen Griechischen und Römischen Schriftstellern dessen Erwähnung thut? — Dieß ist freilich nicht so leicht zu sagen. Wiewohl — was ist in dieser Art unmöglich? Pyreikus ist nicht der einzige, den wir ohne Plinius nicht kennen würden. Gesetzt aber, er wäre es, ist sich am Ende so sehr darüber zu verwundern? Die meisten alten Schriftsteller erwähnen der Maler und der Malerei nur zufälligerweise, oder reden, wie z. B. Properz (Eleg. l. 3. El. 7.) und Quintilian (Inst. Or. 12, 10.), nur von denen von der ersten Größe. Pyreikus war aus einer Zeit, wo die Zeuxis und Timanthes und Protogenes und Apelles schon die höchsten Preise gewonnen hatten. Er malte nur kleine

Stücke, die sich in den Cabinetten der Reichen verloren. Vielleicht geschah es da, daß er den meisten Gelehrten von Profession, deren Schriften und Compilationen auf uns gekommen sind, unbekannt seyn konnte? Immer ist das, was Plinius von ihm sagt, hinreichend, ihm unter den vorzüglichsten alten Künstlern seinen Rang zu erhalten. Pauson hingegen möchte eben sowohl ganz ungenannt geblieben seyn, da die Aristophanes, Plutarch, Aelian u. s. w. nichts Rühmlicher's von ihm zu sagen hatten als was wir gesehen haben.

Die Alten hatten auch ihre Watteaus — wenigstens scheinen mir Kalades und Antiphilus und Ludius in diese Classe zu gehören. Die beiden ersten malten comicas tabellas, Stücke mit komischen Personen, oder (wie Graf Caylus meint) kleine Vorstellungen des Inhalts der neuen Stücke, die gespielt werden sollten, und ein paar Tage vorher, um das Publicum herbeizulocken, ausgestellt wurden, wie in Italien noch gebräuchlich seyn soll. Der Charakter des Antiphilus war Leichtigkeit, sagt Quintilian, der ihn unter den berühmtesten Malern, nach der Epoche des Apelles, nennt; und Plinius zählt ihn zu denen, die ihren Ruhm der Schönheit ihres Pinsels und der Lebhaftigkeit ihres Colorits zu danken hatten. Er war auch der Erfinder einer Art von Grotesken; denn er malte einen gewissen Gryllus in einer solchen Maske und Stellung, daß er (wie sein Name lautete) eine Grille vorzustellen schien. Dieser Einfall fand, wie man denken kann, bald Nachahmer, und man nannte diese Art von Grotesken Grillen (γρυλλοι). Ludius, ein Maler aus Aetolien, zu Augusts Zeiten, war der erste, der den Einfall hatte, die Wände in Zimmern mit Landschaften und Vorstellungen ländlicher Geschäfte und Belustigungen aus der wirklichen Natur zu bemalen. Diese Art von Tapezerei fand so viel Beifall,

daß sie bald zur allgemeinen Mode wurde. Es ging den Alten hierin wie es uns Neuern auch gegangen. Man kriegte der idealischen, mythologischen und heroischen Stücke so genug, daß man sich endlich von Herzen nach solchen sehnte, wo man die Natur wieder fand, wie man sie immer gesehen hatte, oder wenigstens etwas, das ihr ähnlich genug war, um von Leuten, die sie doch nur von Hörensagen kannten, für Natur genommen zu werden.

Die schönen Künste haben bei allen Völkern einerlei Gang gehabt. *) Zuerst kam eine Reihe von großen Meistern, die die Schöpfer ihrer Kunst wurden, und wovon der erste, wiewohl er das Schwerste gethan hatte, natürlicherweise vergessen wurde, oder sich wenigstens nur in einer nominalen Hochachtung erhielt, weil er von seinen immer steigenden Nachfolgern ausgelöscht wurde. Durch diese lernte das Publicum die Kunst kennen, und nahm also, der Natur der Sache gemäß, Gesetze von ihnen an, anstatt ihnen Gesetze geben zu wollen. Aber so wie die Kunst einmal in einer gewissen allgemeinen Achtung stund, die Zahl der Liebhaber (oder kaufmännisch zu reden) die Nachfrage sich vermehrte, und es endlich Modeton und Decenz wurde, eine Galerie, oder doch ein Cabinet zu haben, oder wenigstens sein Haus, seine Villa, mit Gemälden zu meubliren: so wurde unvermerkt das Publicum Meister über die Kunst. Die Künstler wurden nun als Leute angesehen, die man dafür bezahlte, daß sie unsern Leidenschaften dienten; sie mußten sich dem Eigensinn und den Launen der Großen und Reichen, dem Unbestand des unwesentlichen Dinges, was die Weltleute Geschmack

*) Man vergleiche Goethe in Winckelmann und sein Jahrhundert S. 412. fgg. und in den Propyläen Einleitung S. XXI. fg.

nennen, und der Eitelkeit der Eitelkeiten — etwas aufweisen zu können, das sonst niemand hat, oder das wir wenigstens zuerst haben — allem dem mußten sie sich unterwerfen, oder sich gefallen lassen zu hungern. Anfangs gewann die Kunst dadurch; der Wetteifer so vieler Nebenbuhler entwickelte alle Talente, machte, daß die Natur von allen Seiten studirt, alle Kräfte der Kunst geprüft und angestrengt, alle ihre Theile zur Vollkommenheit gebracht wurden: aber endlich mußte sie doch unter der Menge der Concurrenten, und noch mehr unter den Bestrebungen, immer etwas Neues für den ekeln Geschmack abgestumpfter Liebhaber hervorzubringen, erliegen. Sie sank vom Idealischen und Großen zur gemeinen Natur, von dieser endlich zur Caricatur herab. Sie versuchte wohl von Zeit zu Zeit sich wieder zu erheben: aber der Sinn für das Wahre, Edle und Große war verloren; man verwechselte das Schöne mit dem Schimmernden, das Große mit dem Ungeheuren, das Sinnreiche mit dem Grotesken. Die Kunst fiel so lange, bis sie nicht mehr tiefer fallen konnte, bis sie bloßes Handwerk wurde, und mit den zerstörten Werken der alten großen Meister sogar ihr Name und Andenken für ganze Jahrhunderte unterging.

Es scheint, daß Wieland bei diesem Aufsatz auch das vor Augen hatte, was Lessing über Pauson und Pyreikus in seinem Laokoon gesagt hat S. 23—26. Man vergleiche hiermit die Anmerkung Fea's zu Winckelmann (Neueste Ausg. Bd. 5. S. 520. Anm. 786), worin manches nach Lessing und Wieland zu berichtigen ist. Da man in dem Angeführten alle nöthigen Nachweisungen findet, so beschränkt sich der Heraus-

geber bloß auf eine Bemerkung über das, was Wieland hier und in einem früheren Aufsatz über Aristoteles geäußert hat.

Daß die angeführte Stelle mancherlei Schwierigkeiten habe, ersieht man schon aus dem, was Schneider in der Ausgabe der Politik darüber angeführt hat (Bd. 2. S. 459); *) um jedoch den eigentlichen Sinn des Aristoteles nicht zu verfehlen, hätte schon das, was Victorius in seinem Commentar darüber gesagt hat, dienen können, wenn gleich die ganze Wichtigkeit dieser Stelle nicht hervorgehoben ist. Aristoteles spricht von der Wirkung der Musik auf die Gemüthsstimmung, und man sieht, daß er bei seiner Untersuchung ächt anthropologisch verfahren ist. Er führt jede Kunst auf den Sinn zurück, für welchen sie darstellt, auf welchen und durch welchen sie wirkt. Wie angelegentlich diese Untersuchung ihn beschäftigt haben müsse, ersieht man aus zwei andern Stellen, welche nothwendig mit der gegenwärtigen verglichen werden müssen, nämlich in den Problemen 19, 27 u. 29. In diesen Stellen liegt Burke's Theorie wie in ihrem Keime eingeschlossen. Seine Bemerkungen über die Sinnesempfindungen, über die Mittel, dieselben zu erregen und die daraus entspringenden Wirkungen, bringen den Aristoteles beiläufig auf die Frage über die eigenthümlichen Wirkungen der Musik und der Malerei auf das menschliche Gemüth, worin er der Musik den Vorzug einräumt. In Ansehung der Musik gibt er seine Gründe ausführlich, in Ansehung der Malerei nur sehr kurz an, und zu dieser ersten Ursache, warum man ihn hier nicht verstand, kam die zweite, daß er sich eines Ausdrucks dabei

---

*) In wie weit Schlosser oder Garve diese Schwierigkeiten gehoben haben, kann der Herausgeber nicht sagen, da er deren Uebersetzungen nicht erhalten konnte.

bedient, den man meist in einem andern als dem Aristoteles gewöhnlichen Sinne nahm. Dieß ist der Ausdruck Ethisch, den auch Wieland moralisch im Sinne der Neuern für gleichbedeutend nahm, und deßhalb den wahren Sinn verfehlte. Diese Unrichtigkeit hat schon Böttiger angemerkt (Archäol. d. Malerei I. 266 fg.); um sie aber ganz einzusehen, muß man noch bemerken, wie Aristoteles bestimmt Tugenden des Verstandes und ethische Tugenden unterscheidet (Ethica 1, 13. u. 2, 1; man vergl. Rhetor. 2, 12.) und daß er unter den letzteren durchaus nur solche Beschaffenheiten versteht, die aus dem Begehrungsvermögen, wie es durch die Empfindungsweise bedingt ist, entspringen. An Moralität in unserm Sinne ist gar nicht zu denken, selbst nicht in der Poetik Kap. 2 (der wahren Parallelstelle zu der gegenwärtigen), wo es noch am meisten so scheinen könnte, wo aber Buhle den Sinn verfehlt, und nur Hermann ihn getroffen hat. Es ist also nicht von moralischer Malerei die Rede, und Polygnotus wird nicht ein moralischer Maler genannt, sondern ein ethischer, etwa in dem Sinne, wie Theophrast ethische Charaktere schrieb, unter denen nicht ein einziger tugendhafter ist. Der Grund demnach, warum Aristoteles der Musik vor der Malerei hinsichtlich auf deren Wirkungen auf das Gemüth den Vorzug gibt, ist der, weil die Musik die Empfindungen selbst darstellt (μιμηματα ἠθων), die Malerei aber nur ein Abbild (ὁμοιωμα των ἠθων), ja nur ein Zeichen (σημεια μαλλον) derselben, Gestalt und Farbe nämlich als körperlicher Ausdruck der Empfindungen, des Gemüthszustandes. Der Eindruck davon ist daher so tief nicht auf das Gemüth. Da die Malerei aber doch einen, wenn gleich nicht so tiefen, Eindruck mache, so erklärt es Aristoteles für nicht gleichgültig, ob ein Jüngling die Gemälde Pausons oder des Polygnotus betrachte,

oder überhaupt solcher Maler und Bildner, die wahrhaft ethisch sind. Nach den angegebenen Erklärungen kann dieß in diesem Zusammenhange nichts anders heißen als: es ist besser ächt charakteristische Bildnerei zu betrachten, als solche, die dieß nicht ist. Gewiß würde man aus dieser Stelle auch nicht mehr gefolgert haben, wenn nicht die Parallelstelle in der Poetik wäre. Unglücklicherweise unterliegt aber auch diese Stelle Schwierigkeiten, die noch nicht einmal aufgedeckt sind: so viel geht indeß doch daraus hervor, daß Polygnot und Pauson als Ideal- und Caricaturmaler sich entgegengesetzt werden. Jener wird dem Homer und der Tragödie, dieser dem Hegemon, dem ersten Parodiendichter, und der Komödie (die damals Caricatur und Groteske war) gleich gestellt. Geht nun aber diese Gleichstellung auf das Moralische oder auf das Aesthetische? Zuverlässig nur auf das letzte.

Schon aus diesem Wenigen, was hier angeführt werden konnte, ergibt sich, daß Wielands Tadel des Aristoteles so wenig begründet ist, als mancher andre. Aristoteles spricht zwar kalt von der Malerei, wie es solcher Untersuchung ziemt, aber nicht als ein Unkundiger; vielmehr hat er hier das Resultat einer tiefen Forschung niedergelegt.

Ob er etwa den Polygnotus eben so, wie man von Neueren in Ansehung eines Cimabue, Giotto u. a. sagt, überschätzt habe (s. Aristoteles), weiß ich nicht, wohl aber, daß seine Urtheile über denselben ihn als Kunstkenner nicht verdächtig machen können. Aber auch hierüber ist noch manches auszumachen. In der Poetik Kap. 6 erklärt er, viele Dichter verhielten sich zu einander wie Zeuris und Polygnotos; dieser war ein guter Ethograph (Gemüthsmaler), die Gemälde des Zeuris aber haben kein Ethos (charakteri-

stischen Ausdruck der Gemüthszustände). Daß er dem Zeuxis hiermit nicht zu nahe treten wollte, ergibt sich aus dem, was er Kap. 25 (b. Hermann 26, 28) von ihm rühmt, wobei es scheinen könnte, er rühme dasselbe von ihm, was er Kap. 2 von Polygnotos gerühmt hatte, was jedoch der Fall nicht ist. Der Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß zu diesem Urtheil über Zeuxis Lucian in seinem Aufsatz über ihn den vollkommensten Commentar geliefert hat. Dann rühmt ihn Aristoteles wegen der Vollkommenheit seiner Formen, und man sieht, wie genau er es mit seinem Urtheil nahm. Der angegebene Gegensatz zwischen beiden Künstlern kann nun dienen, bei Aristoteles manches bisher immer noch Dunkle mehr zu erhellen.

6.

Pernette du Guillet,

genannt La Cousine.

Diese Lyonerin des 16ten Jahrhunderts that sich, wie ihre Zeitgenossin die Loyse Labé (s. diese), durch ihre Geschicklichkeit in den Musenkünsten hervor. Wenn sie vielleicht, als Dichterin, die Loyse Labé den Vorzug lassen mußte, so wich ihr diese hingegen im Talent für die Musik; denn Pernette sang ungemein schön, und spielte die Laute und andre damals übliche Instrumente, womit man den Gesang zu begleiten pflegte, in großer Vollkommenheit. Auch war sie darin glücklicher als Loyse, daß sie ihren guten Namen unbefleckt

erhielt. Sie liebte nur einmal, und vermählte sich mit ihrem Liebhaber *) (den sie als einen Philosophen und Vertrauten der Musen beschrieb), ehe die Verleumdung Zeit gewann ihnen etwas anzuhaben. Sie verstand, sagt man, Latein, Italienisch und Spanisch, und fing eben an, sich auch aufs Griechische zu legen, als sie in der Blüthe ihres Lebens starb. Ihr Mann, dem alles, was ihm von ihr übrig geblieben, kostbar war, sammelte ihre Gedichte nach ihrem Tode, und du Moulin druckte sie zu Lyon im Jahr 1545 unter dem Titel: Rimes de gentille et vertueuse Dame, Pernette de Guillet. In der Folge wurden noch zwei Ausgaben davon gemacht, welches wenigstens beweist, daß sie damals mit Beifall gelesen wurden. Der Parnasse des Dames liefert ein paar Stücke von ihr, **) wovon das zweite, Fantaisie à l'occasion de son Amant, qui peu après devint son Mari, eine Tändelei ist, der um sehr artig zu seyn, nur die feinere Wendung, die elegantere Diction und die schönere Versification, d. i. nur das fehlt, was in unsrer Zeit auch der mittelmäßigste Französische Versemacher hat, und was in der ihrigen den besten mehr oder weniger mangelte. Die Naivetät, womit Pernette in diesem Gedichte den Einfällen einer von der ersten Liebe ins Spiel gesetzten Phantasie Formen und Worte leiht, beweiset zugleich ihre Unschuld, und wie sehr es Zeit war, daß der Gott der Ehen sich in die Sachen mischte. „Wie oft (sagt sie) hab' ich mir ganz heimlich gewünscht, mich an einem schö-

*) Er hieß vermuthlich Cousin, und daher erhielt sie, nach damaliger Sitte, den Beinamen die Cousine.

**) In den Annales poétiques stehen noch zwei andere ihrer Stücke, le Triomphe des Muses sur l'Amour und les Obsèques de l'Amour.

nen Sommertag ganz nahe bei einer klaren Quelle zu finden, wo mein Verlangen mit jemand lustwandelt, der seiner schönen Seele, die mir so viel Vertrauen einflößt, die Philosophie zur Führerin gegeben hat. Auch allein würd' ich nichts in seiner Gesellschaft fürchten, denn auch allein wär' ich in der Gesellschaft und im Schutz seiner Ehrbarkeit und Tugend." Wenn sie nun (fährt sie fort) recht lange mit ihm dem Lauf des kleinen Baches zugesehen hätte, so würde sie ihren Freund seinen philosophischen Betrachtungen überlassen, sich unvermerkt von ihm hinwegschleichen, und sich ganz nackend ins Wasser werfen; aber doch möchte sie dann auch ihre kleine Laute, scharf gestimmt, bei sich haben, und wenn sie erst ein wenig präludirt und sich der Reinheit ihres Tones versichert hätte, auf einmal einen Gesang anstimmen, um zu sehen wie er sich dazu gebärden würde. „Wenn er dann gerade auf mich zukäme, so wollt' ich ihn ganz getrost herankommen lassen; aber wenn er mich nur mit einem Finger anrühren wollte, flugs würd' ich ihn, aufs wenigste, eine ganze Hand voll Wasser aus der klaren Quelle gerade ins Gesicht und in die Augen spritzen; und dann wollt' ich, daß dieß Wasser die Kraft hätte ihn in einen Aktäon zu verwandeln — aber nicht um ihn als Hirsch von seinen Hunden zerreißen und fressen zu lassen, sondern nur daß er mir, wie ein Leibeigner, überall nachfolgen und dienen müßte, so lange bis Diana neidisch über mich würde, daß ich ihr ihre Macht geraubt hätte. Wie glücklich und groß würd' ich mich dann schätzen! Gewiß ich würde eine Göttin zu seyn glauben! Aber (unterbricht sie sich selbst plötzlich) wär' ich denn auch wohl fähig, um meine kleine Eitelkeit zu befriedigen, ihm ein so großes Leid anzuthun?"

Laissons l'aller les neuf Muses servir,
Sans le vouloir dessous moy asservir,
Sous moy, qui suis sans grace et sans merite.
Laissons l'aller, qu'Apollon je n'irrite;
C'est lui, qui seul par ses ecrits s'attend
Faire bientôt dire la Renommée,
Entre les bras de sa très-bien aimée,
Combien il est amoureux et content.

Aber gerade das, was wir an den Producten der schönen Geister unter Franz dem Ersten vermissen, vermißte damals niemand; und also gefielen sie ihren Zeitgenossen, so wie, um eben diese Zeit, die Poeterei unsers Hans Sachsen und andrer Meistersänger unsern Vorfahrern gefiel; ja, wie noch erst vor vierzig Jahren sogar die platten Reimereien eines Neukirch und Stoppe in Deutschland von Gelehrten und Ungelehrten mit fast allgemeinem Beifall belohnt wurden. Denn auch das Schlechte gefällt so lange, bis unter einer jüngern Generation was Besser's erscheint; und selbst nachdem der Geschmack eines Volkes durch Werke, die bei der Nachwelt das goldne Alter seiner Sprache und Literatur bezeichnen, geläutert und fixirt scheinen sollte: macht der Unbestand, der dem Menschen noch natürlicher ist als die Liebe zur Vollkommenheit, endlich gleichgültig gegen das Schöne, dem der Reiz der Neuheit fehlt. Unvermerkt stimmt sich der Geschmack bei Vielen, ja zuletzt bei den Meisten, wieder zu dem was über oder unter der feinen Linie ist, in welcher das wahre Schöne fließt,

quamque ultrà citraque nequit consistere rectum,

und eine Menge Werke gefallen gerade um deßwillen, weßwegen man sie zehn Jahre vorher mit Ekel weggeworfen

hätte. So ist nun einmal das Geschlecht des Prometheus gemacht, und wahrlich, eher wird der so lange gesuchte Stein der Weisen gefunden werden, als das Geheimniß, den Geschmack eines Volkes in irgend einem Fache auf das wahre Schöne und Gute zu fixiren.

II.

1.

Haller.

1778.

Albrecht Haller wurde den 16 October 1708 in Bern geboren. Seine Mutter war eine geborne Engel. Sein Vater Emanuel Haller war zuerst Advocat, und erhielt nachher die Stelle eines Kanzlers der Landvogtei Baden.

Sobald H. lesen und schreiben konnte, waren diese Hülfsmittel des Unterrichts sein liebster Zeitvertreib. Er durchlas alle Bücher, die er aufbringen konnte, selbst einen Bayle und Moreri, zu einer Zeit, da sich die Jugend nur mit Mährchen nährte. Schon damals versuchte er jedes Muster nachzuahmen, und sammelte mit größtem Fleiße alles, was in die Gelehrten-Geschichte einschlagen konnte. Diese seine so früh angefangene Sammlung zur Gelehrten-Geschichte hat er bis an seine akademischen Reisen fortgesetzt, und auf einige tausend Artikel von Gelehrten gebracht; nachher aber als eine unvollkommene Arbeit unterdrückt. Er genoß des Hausunterrichts eines gewissen Abraham Baillodz, der wegen seiner

sonderbaren Meinungen als Pfarrer abgesetzt worden war. Dieser Mann hatte ihn so strenge behandelt, daß er einem Freunde eingestand: er habe, lange Jahre nachdem er diesem Pädagogen entzogen worden, bei gelegentlichem Anblick desselben, jedesmal eine Erinnerung der ehmaligen Furcht wieder empfunden. Die trockne Lehrart dieses Mannes diente indeß den Fleiß des jungen Haller zu verdoppeln. Er zeichnete für sich Wörter, Erklärungen, Thatsachen auf, beschäftigte sich mit den Regeln der Sprachfügung und Rechenkunst ohne Anleitung. Im neunten Jahr übersetzte er aus dem Griechischen und hatte den Anfang mit dem Hebräischen gemacht. Im 13ten Jahre brachte ihn der Tod seines Vaters wieder nach Bern zurück, und hier zeichnete er sich vor andern in den öffentlichen Schulen aus. Er legte seine classischen Proben unter dem bestimmten Alter ab, und lieferte in Griechischer Sprache das Thema, das man in Lateinischer von ihm gefordert hatte. Achtzehn Monate brachte er hier im öffentlichen Unterrichte zu, und begleitete nachher einen seiner jungen Freunde nach Biel, wo er von dem Vater desselben, einem gelehrten Arzte, in der Philosophie angeführt werden sollte.

Der Vormund und seine Verwandten hatten ihn zum Predigtamt bestimmt; der Aufenthalt in diesem Hause aber entschied seine Wahl für die Arzneiwissenschaft. Mit Antritt des 16ten Jahres ging er nach Tübingen und studirte unter Camerarius und Duvernoy. Er legte bald öffentliche Proben seines Fleißes ab, und disputirte über eine vorgebliche Entdeckung eines Speichelganges von Coschwizen; dessen irrige Vermuthung Duvernoy durch anatomische Untersuchungen an Thieren, und Haller durch Zergliederung an menschlichen Leichnamen widerlegten.

Den ganzen Tag und oft einen Theil der Nacht wendete er auf seine Studien, ohne sich durch jugendliche Ergötzungen zerstreuen zu lassen.

Boerhavens Ruhm führte ihn nach Leyden, wo er im Jahr 1725 eintraf. Hier fand er, neben dem mündlichen Unterrichte dieses großen Mannes, einen wohlunterhaltnen botanischen Garten, ein ordentlich bedientes anatomisches Theater, reiche Sammlungen von Naturalien, den vollständigsten Büchervorrath. Der junge Albinus zeigte schon außerordentliche Kenntnisse in der Anatomie; und in Amsterdam lebte noch der berühmte Ruysch, der Erfinder der Injection, und arbeitete noch in dem 90sten Jahre seines Alters.

Einige Schwächung seiner Gesundheit machte Hallern eine Reise zur Erholung nöthig, die er mit zwei Freunden aus Bern durch die Provinzen von Nieder=Deutschland unternahm. Hier machte er viele nützliche Bemerkungen, und besuchte einige Höfe, mit denen er nachher in Verbindung kam. Nach seiner Rückkunft in Leyden erhielt er die Doctorwürde in seinem 18ten Jahre. Hierauf trat er seine Reise an, und machte mit England den Anfang. In London trat er in eine genaue Verbindung mit dem Ritter Hans Sloane, dessen Naturalien=Sammlung schon damals eine der ersten in Europa war, mit Plumtree und Cheselden, Directoren des großen Thomas=Spitals, und mit Douglas, der mit so vielem Ruhm anatomische Vorlesungen hielt. Nach einem kurzen Besuch zu Oxford ging er nach Frankreich über, und ward ein fleißiger Zuhörer Winslows zu Paris. Hier besuchte er auch oft den berühmten Wundarzt le Dran in dem Spital der Charité. Im Februar 1728 ging er nach Basel, unter Joh. Bernoulli die höhere Mathesis zu studiren, und es finden sich unter seinen Papieren noch die Proben des glück=

lichsten Fleißes in dieser Wissenschaft. Hier erwarb er sich die Freundschaft des Herrn Ståhelin, nachmaligen Professors zu Basel, und des Professors und Chorherrn Geßner zu Zürich. In der Gesellschaft des letztern unternahm er die erste Reise nach den Alpen, und legte also den ersten Grund zu seinem großen botanischen Werke. Im 21sten Jahre kam er als Mann und Gelehrter in seine Vaterstadt zurück. Er widmete sich anfangs der ausübenden Arzneiwissenschaft, und ward bald gleich den åltern Aerzten zur Besorgung des Krankenspitals gezogen. Er erhielt obrigkeitliche Unterstützung, öffentliche Zergliederungen anzustellen. Man übergab ihm auch die Besorgung der Bibliothek, wobei er Gelegenheit hatte, seine Kenntnisse von Büchern, Alterthümern und Münzen an den Tag legen.

Ungeachtet seines kurzen Gesichts war die Botanik immer seine liebste Ergötzung. In den Sommermonaten von 1730—1736 that er wiederholte botanische Reisen auf den Jura und die Alpen, bis an die Eisberge; und fand im Bezirke seines Vaterlands die ausgedehnteste Sammlung von Pflanzen, von den Norwegischen bis an die äußersten Gegenden Italiens. Durch seine Gedichte, wo sich der philosophische Geist überall in das herrlichste poetische Gewand kleidet, erwarb er sich einen frühen Ruhm; so wie seine botanischen und anatomischen Schriften ihn der gelehrten Welt als ein selten Phånomen ankündigten. Die königl. Schwedische Akademie zu Upsala nahm ihn frühzeitig zu ihrem Mitgliede auf.

Im Jahr 1736 erhielt er bei Stiftung der Universität Göttingen den Ruf als Professor der Medicin, Anatomie und Botanik. Er unternahm die Reise mit drei jungen Kindern, und hatte das Unglück, einen Monat nach seiner Ankunft seine geliebte Mariane zu verlieren, die von den Folgen eines

gleich bei der Einfahrt in Göttingen geschehenen Falles starb. Siebzehn Jahre, als den Zeitlauf seines thätigsten Lebens, brachte er hier zu. Viele bei der Universität noch mangelnde Anstalten beförderte er. Unter seiner Aufsicht ward ein anatomisches Theater errichtet, der medicinische Garten angelegt, und zur Bequemlichkeit der fernern Aufsicht zunächst an denselben eine eigene Wohnung für ihn angebaut. Junge Maler wurden von ihm zu anatomischen und botanischen Zeichnungen angeführt, eine Sammlung von Präparaten angeschafft, die Einrichtung einer Gesellschaft von Wundärzten, und eine Schule für Hebammen besorgt. Auch ward ihm die Ausführung der Anstalten für die reformirte Kirche zu Göttingen aufgetragen: und er hatte den vornehmsten Antheil an der ersten Einrichtung der dortigen königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Sein erstes Werk, das seinen Ruhm in ganz Europa entschieden hat, sind die Auslegungen über die akademischen Vorlesungen Boerhave's. Diese Arbeit zog ihm einen heftigen Streit mit Hamberger in Jena zu. Dieser war der alten Theorie des Galenus zugethan, nach welcher das Athemholen einer zwischen dem Brustfell und der Lunge befindlichen, und durch das wechselweise Anziehen der unter den Rippen liegenden Muskeln gepreßten oder freigelassenen Luft zugeschrieben wird. Auch die Consultationen Boerhave's und seine Anleitung zu den Studien eines Arztes sind durch Hallers Bemerkungen brauchbar gemacht worden.

Indessen gab er seine Schweizerischen Pflanzen heraus, die ein Auszug aus 20 Folianten gesammelter Kräuter und botanischer Beschreibungen waren. Auf diese folgten seine anatomischen Tabellen, in denen besonders die Lage und Ver=

bindung der Schlagadern beleuchtet wird. Nachher gab er den Umriß seiner Physiologie heraus.

Der berühmte Minister von Münchhausen that, aus Liebe zu den Wissenschaften, und aus Achtung für Hallers Verdienste, alles was er konnte, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Er bekam bald den Charakter als Leibarzt und königl. Hofrath; 1749 beschenkte ihn der König mit einem vom kais. Hofe ausgewirkten Adelsbrief; und nachher ward er zum beständigen Präsidenten der königl. Akademie der Wissenschaften ernannt.

Nach dem Wunsche, den der berühmte Dillenius auf seinem Sterbebette geäußert hatte, ward er an desselben Stelle nach Orford berufen. Eine ähnliche Einladung hatte er nach Utrecht erhalten, nachdem der jüngere Albinus zu der Versammlung der Staaten befördert worden. Von Seiten des Königs in Preußen erging ein gleicher Antrag an ihn, mit der Anerbietung sich seine Bedingungen selbst zu setzen wie's ihm beliebte.*)

Im Jahr 1745 ward er zu einem Mitgliede des großen Raths in Bern ernannt. Diese Beförderung, und das Verlangen, einen freien Gebrauch seiner Zeit zu gewinnen, erweckte in ihm die Sehnsucht nach dem Vaterland. Die feuchte Luft in Göttingen ward ihm von Tag zu Tag beschwerlicher.

*) Der König fand sie jedoch zu hoch, und die Unterhandlung zerschlug sich. „Die Conditionen, schrieb Sulzer an Bodmer im Nov. 1755, auf welche Haller nach Halle kommen wollte (Engagement auf zehn Jahre, dreitausend Thaler Besoldung, die Würde des Kanzlers, die Curatel der Universität, Freiheit alle Jahre zu reisen u. s. f.', sind dem König zu groß vorgekommen; also wird nichts aus der Sache." Briefe der Schweizer herausg. v. Körte S. 256.

Die gespannten Nerven wurden immer empfindlicher; eine Lähmung der Hand machte das Schreiben beschwerlicher; er besorgte die Verminderuug des Muths zur Arbeit, die für einen geschäftigen Geist den angenehmsten Genuß des Lebens ausmacht.

Im März 1753 trat er mit Einwilligung der Hannöver'schen Regierung diejenige Reise nach der Schweiz an, die sein Schicksal für die übrige Zeit seines Lebens entschieden hat. Er erhielt durch das Loos das Amt eines Ammanns, eine Vorbedienung, mit welcher besondere Vortheile für seine Kinder verbunden waren; nämlich das Vorrecht, bei sich ereignender Ergänzung des großen Raths ein Subject zu empfehlen. Nachher hat er das Amt eines Oberdirectors der Salzwerke zu Roche und beinahe zwei Jahre lang zugleich die Statthalterschaft in der Landvogtei Aehlen bekleidet. Außerdem hat er dem Staat bei außerordentlichen Aufträgen, und durch seinen Rath als Beisitzer besondrer Dikasterien, die wichtigsten Dienste geleistet, und zwar zuerst bei dem höchsten Ehegericht und nachher bei dem Oberappellationsgericht der Deutschen Lande. Das Waisenhaus zu Bern hat ihm seine erste Einrichtung zu danken.

Die Schriften der Göttingischen Akademie der Wissenschaften bereicherte er durch seine Aufsätze. Die Göttingischen Anzeigen haben unzählige Auszüge merkwürdiger Schriften mit der zuverlässigsten Berichtigung von ihm erhalten. Bei seinem ungemein ausgedehnten Briefwechsel war er jederzeit genau und fleißig in jedem Geschäfte.

Seine erste Muse in der Vaterstadt wandte er dazu an, Beobachtungen über die Entwicklung des thierischen Keims in den Eiern anzustellen. Er hatte schon ehedem, bei Erklärung der Boerhavischen Lehre, von einigen sehr genauen Beobach-

tungen über die dunkle Theorie der Erzeugung Gebrauch gemacht. Einige Jahre nachher widerlegte er mit vieler Bescheidenheit die Meinung des Herrn von Buffon von den innern Formen und den organischen Körperchen. Er zergliederte selbst viele Weibchen vierfüßiger Thiere kurze Zeit nach der Schwängerung, und überzeugte sich, daß der Embryo ursprünglich der Mutter eigen sey. Bei den Eiern fand er, daß das Gelbe oder der Dotter den wesentlichen Urstoff des künftigen Vogels ausmache.

So stellte er auch Bemerkungen über den Wachsthum der Gebeine und ihre Wiederherstellung nach zufälligem Bruch, über die innere Gestalt des Gehirns und der Augen bei Vögeln und Fischen, auch über die Augen einiger vierfüßigen Thiere an.

Die beträchtlichste seiner gelehrten Arbeiten ist indessen die ausführliche Behandlung der Physiologie. Er war Willens sie noch psychologisch zu behandeln, wenn er länger gelebt hätte; nämlich die Bildung des Leibes als eines Werkzeugs der Wirksamkeit der Seele zu betrachten, und den Einfluß des Willens und der Leidenschaften auf einzelne Theile des menschlichen Körpers zu erklären.

Die Botanik und Anatomie hat ihm unzählige neue Beobachtungen und Aussichten zu danken.

In der Organisation des menschlichen und thierischen Körpers vermuthete er eine eigene Kraft, von welcher alle Triebe des Lebens abhangen, und die von der elastischen Eigenschaft fester Körper verschieden seyn muß. Dieses Vermögen, das in der Reizbarkeit des Herzens, der Muskeln, der Eingeweide und verschiedner kleinerer Theile besteht, und mit der Empfindsamkeit der Nerven nichts gemein hat, stellte Haller unter unzähligen anatomischen Versuchen immer deut-

licher und überzeugender dar. Die Wirkungen desselben zeigen sich in Oscillationen des ersten sichtbaren Punktes in dem Keime eines durch die Bebrütung erwärmten Eies; und es muß für den Ursprung des ersten Triebes zum Wachsthum und Leben erkannt werden.

Wenn man ihn auch nicht für den Erfinder der Irritabilität der Fibern erkennen wollte, so gehört ihm doch der Ruhm, dieses Vermögen in seiner ganzen Ausdehnung an den Tag gelegt, und dadurch das Geheimniß der Natur in unserm körperlichen Leben aufgedeckt zu haben. So wie die Fibern, hat auch das Geblüt eine besondere Kraft zu reizen von dem Schöpfer erhalten. Diese gegenseitige Wirkung erklärt auf die einfachste Weise die fortgesetzte Bewegung des Herzens und den Umlauf des Geblüts durch alle Adern. Nimmt man ferner an, daß die Fibern der Muskeln oder andrer Theile des Körpers so bestimmt sind, daß ihre Reizbarkeit durch eigne Flüssigkeiten erweckt wird: wie in den Muskeln durch den Nervensaft, in den Eingeweiden durch den Chylus oder die Dauungssäfte, in den Drüsen durch die Feuchtigkeiten, die sich in denselben sammeln und vervollkommnen: so können wir uns von dem ganzen animalischen Triebwerk einen Begriff machen. Mit eben so vieler Gründlichkeit hat Haller das Leibnitzische System von dem Ursprung des gegenwärtigen Zustandes unsrer Erde, und die hierüber vom Herrn del Moro, einem gelehrten Italiener, vorgebrachten Gründe widerlegt.

Wer kennt nicht seine in der Manier Fenelons geschriebenen Romane, die in alle Sprachen übersetzt sind, seinen Usong, Alfred, Fabius und Cato? Auch seine Bemühungen, die Wahrheit der christlichen Religion gegen den Deismus zu vertheidigen, verdienen allen Dank.

Ich schweige bloß deßwegen hier von seinen Gedichten, weil ihr Werth vom Vaterlande längst anerkannt und durch so viele Uebersetzungen bei den Ausländern bestätigt ist. Tiefer Sinn, starker blühender Ausdruck, sind ihr Charakter, der sich unter allen fremden Verkleidungen beständig erhalten hat.

Im Umgange war Haller, unter Leuten die an Wissenschaft und Unterricht einen Gefallen hatten, mehrentheils gefällig und aufgeweckt. Er besaß eine gründliche Kenntniß aller Theile der Naturlehre, der neuern und ältern Geschichte, auch einzelner Staaten, besonders was ihre Cultur und Producte anbelangt. Alle Entdeckungen in allen Welttheilen waren ihm aus Reisebeschreibungen bekannt. Er hatte sogar eine große Belesenheit in Romanen und Schauspielen.

Er war von langer ansehnlicher Gestalt; seine Physiognomie war, theils wegen des kurzen Gesichts, theils wegen der angewöhnten Spannung der Muskeln, gemeiniglich ernsthaft, voll Ausdrucks, und je nach der lebhaften Abwechslung der Gedanken verschieden. Die zunehmende Stärke des Leibes, die schon bemerkte Schwachheit des Gesichts, die Gewohnheit einer kleinen fast unleserlichen Handschrift, mußten ihm die Arbeit erschweren. Er konnte sich nicht enthalten, des Tages gleich nach den Mahlzeiten, und noch bei später Nacht, zu lesen und zu schreiben. Bei dem allen gelangte er an die siebenzig Jahre. Er starb den 12 December 1777.

Seine erste Gemahlin war Mariane, die älteste Tochter von Samuel Weiß, Herrn zu Mathod und La Mothe; von dieser Ehe leben noch ein Sohn und eine Tochter. Die zweite war Elisabeth, eine Tochter des Hrn. Buchers, Mitglieds des engern Raths und Venners der Republik. Die dritte war

eine Tochter des berühmten Teichmeier zu Jena. Aus dieser Ehe hinterließ er drei Söhne und drei Töchter.

Er war Erbherr zu Goumorns Le Jux und Eclaguens, Mitglied des großen Raths der Stadt und Republik Bern, ehedem Obersalzdirector zu Roche und Landvogt zu Aehlen, Präsident der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und der ökonomischen Gesellschaft zu Bern; der königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris, auch vieler andern berühmten Akademien und gelehrten Gesellschaften Mitglied; königl. Großbrit. Leibarzt, Ritter des königl. Schwedischen Ordens des Polarsterns, und Kurhannöver'scher Hofrath.

Wenn jemals ein Gelehrter in dem Falle war, daß die simpelste Erzählung dessen, was er gethan, die beste Lobrede ist, die man ihm halten kann: so war es der große Mann, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind. Sie sind ein Auszug aus der Gedächtnißrede, die ihm von Herrn Bernhard Tscharner gehalten worden. Das Bild, das uns darin von dem außerordentlichen Manne gemacht wird, ist freilich nur ein Schattenriß. Eine Plutarchische Biographie, mit allen den kleinen individuellen Zügen und Geschichtchen von seinem moralischen, bürgerlichen, häuslichen und literarischen Leben würde etwas mehr seyn; würde sich dagegen ungefähr wie ein von Hans Holbein gemaltes Bildniß zu einem Schattenriß verhalten. Aber auch eine Plutarchische Lebensbeschreibung, was wäre sie gegen eine von dem großen Manne selbst, mit der Offenherzigkeit des alten Lucils:

ut omnis
votiva pateat veluti descripta tabella
vita Senis —

ohne Rücksicht auf die Welt bloß sich selbst erzählte physiologisch-psychologische Geschichte seines Geistes und innern Lebens — wenn wir den Mystikern dieses Wort abborgen dürfen. Welch ein kostbares Vermächtniß könnte ein solcher Mann der Nachwelt hinterlassen! Und wenn er den Muth gehabt hätte, so tief in sich selbst hinein zu schauen, als der Blick des Bewußtseyns eindringt, und die Aufrichtigkeit, sich so zu zeichnen, wie er sich selbst kannte: welch ein lehrendes Beispiel wäre eine Beschreibung dieser Art! — Doch vielleicht, sagt Herder, wär' es nicht einmal gut und nützlich, das tiefste Heiligthum in uns, das nur Gott und wir kennen sollen, jedem Thoren zu verrathen. Ich setze hinzu: auch die gebrechliche Seite eines vortrefflichen Menschen, die Flecken, die sein Glanz bedeckte, die geheimen Narben seiner Seele, die Gränzen seiner Tugenden u. s. w., jedem Thoren zu verrathen, möchte nicht nützlich seyn. Und am Ende, wo ist der Sterbliche, dem es zukommt, in demjenigen, was wir an Menschen Verdienst und Tugend nennen, das Aechte und Reine genau von dem zu scheiden, was in dem allbewährenden Feuer einst verzehrt, oder als Schaum ausgeworfen und als Schlacken zu Boden gestürzt werden wird?

2.

Heloise.

1781.

Wenn man auch diejenigen zu den Autoren zählen darf, die es bloß zufälligerweise, und gleichsam ohne Vorsatz und Absicht, geworden sind; die ohne einige Rücksicht auf die

Welt, und ohne sich was davon träumen zu lassen, daß sie nach vielen Jahrhunderten noch gelesen, commentirt, übersetzt und nachgeahmt werden könnten, bloß aus Drang ihres Herzens, für sich selbst und für einen einzigen, der ihnen alles war, geschrieben haben: so verdient wohl die durch ihr Liebesbündniß mit dem weltbekannten Abälard und durch ihre Briefe an ihn so berühmt gewordene Heloise um so mehr den ersten Platz unter denselben, als diese Briefe, die einzigen in ihrer Art, etwas sind, was durch keine Macht der Imagination hätte erfunden werden können. Briefe von einer Nonne an einen Mönch — aber, Himmel! von welch einer Nonne! und an welch einen Mönch! Nie hat wohl die Welt ein Paar Liebende gesehen wie dieses. Nie hat, seit der unglücklichen Dichterin Sappho — die durch ein Duzend Verse berühmter geworden ist, als manche Poeten durch eben so viele Tausende — ein Weib gelebt, das vom Dämon der Liebe so ganz überwältigt und besessen, alle Widersprüche dieser wundervollen Leidenschaft in ihrem Herzen so vereinigt — alles was sie Schönes und Erhabenes, alles was sie Zügelloses und Unsinniges hat, in so hohem Grade erfahren — den ganzen Himmel ihrer Freuden, die ganze Hölle ihrer Qualen, mit ihren Gefühlen so erschöpft — kurz so viel für Liebe gethan, so viel durch Liebe gelitten, so ganz für Liebe gelebt — und, bloß indem sie dem Strom ihres Herzens und dem lodernden Feuer ihrer Phantasie den Lauf ließ, die Liebe so vollkommen geschildert hätte, wie Heloise.

Ihre Briefe sind kein Roman — aber für den Dichter, der die Leidenschaften in der unverfälschten Natur studirt — für den Philosophen, der in den Tiefen des menschlichen Herzens nach Wahrheit forschen will, sind sie kostbare Urkunden aus dem Archive der Menschheit. Auch von Seiten des Ge-

schmacks und des Talents zu schreiben, gebührt diesen Briefen (mit gehöriger Nachsicht gegen das Jahrhundert *) worin sie lebte) eine der ersten Stellen unter allem was jemals aus der Feder eines Weibes gekommen ist. Ihr Latein ist freilich nicht das vom Jahrhundert Augusts; **) aber indem sich alles Feuer ihrer Seele darin ergossen hat, ist es zu einem geschmeidigen, bildsamen, alle Formen ihres Gefühls und ihrer Gedanken annehmenden Stoff geworden, und Quintilian selbst hätte ihre Briefe mit Vergnügen lesen müssen. Wenigstens ist gewiß, daß Abälard, der für den scharfsinnigsten Kopf und für einen der beredtesten Männer seiner Zeit galt, in der Schönheit und Stärke des Ausdrucks eben so weit als in der Inbrunst der Liebe hinter ihr zurückbleibt.

Die Französische Sprache war zu Philipps I Zeiten noch zu wenig cultivirt, ***) als daß sie das Organ solcher Seelen

*) Die Zeiten Philipps I, Ludwigs VI und VII. Heloise starb als erste Aebtissin zu Paraklet im Jahre 1163.

**) Der durch seine Briefe, Memoiren und Histoire amoureuse des Gaules bekannte Graf von Bussy-Rabutin mußte sein Schul-Latein ziemlich vergessen haben, da er in einem seiner Briefe sagte, er habe nie schöner Latein gesehen als Heloisens. W.

***) L'espèce de Jargon mêlé du Celte, du Tudesque et du Latin (d. i. was man damals Langue Romane oder Romance nannte, und was die Matrix der heutigen Französischen Sprache ist) commençoit vers la fin du XI siècle à se polir et à s'enrichir; mais les Auteurs n'osoient encore s'en servir dans les ouvrages d'eloquence ni dans ceux d'agrement — sagt der Graf von Tressan in seinem Aufsatz über den Zustand der Französischen Literatur im 12ten und 13ten Jahrhundert. Vornehmlich war das Lateinische in diesen Zeiten die Sprache der Klerisei; und Heloise und Abälard gehörten, als sie einander ihre Briefe schrieben, beide zu diesem Stande. W.

wie Heloisens und Abälards hätte abgeben können. Die Lateinische scheint damals noch die Lieblingssprache der Leute von Erziehung gewesen zu seyn; wenigstens diejenige, in welcher geschrieben wurde; und so schrieb auch Heloise in der Lateinischen, in welcher sie, wie der Augenschein zeigt, eine große Fertigkeit hatte. Erst unter der Regierung Philipps des Schönen unterwand sich Jean de Meun, genannt Clopinel, ihre Briefe in die vulgare Französische Sprache zu übersetzen, die sich durch Rusticien von Puise, den ersten Compilator der Romanen von König Artus und der Tafelrunde, und durch Wilhelm von Loris, den ersten Erfinder und Verfasser des berühmten Roman de la Rose, unter den vorgehenden Regierungen schon ziemlich gebildet hatte. Es ist eben dieser Clopinel, der sich ungefähr 40 Jahre später einfallen ließ, dieses von dem sinnreichen Loris unvollendet hinterlassene romantische Gedicht zu vollenden, und darin ungefähr eben so reussirte, als wenn ein Griechischer Ostade die Venus des Apelles hätte vollenden wollen. Gleichwohl nahm man's damals nicht so genau, und Clopinel wurde von Ludwig dem Schönen für die 18580 geschmacklosen Verse, worin er die halb entfaltete keusche Rose seines Vorgängers deflorirte, zum Vater der Französischen Literatur erklärt. Was aus Heloisens Briefen unter den groben und schmutzigen Fäusten dieses eben so geschmacklosen als fruchtbaren Versemachers geworden seyn mag, kann man errathen, wenn man ihn aus seiner Entwickelung des Romans von der Rose kennen gelernt hat. Unter den neuern Französischen Uebersetzungen hat diejenige den meisten Beifall erhalten, welche der Graf von Bussy-Rabutin im Jahre 1687 bekannt machte. Malherbe führt sie in einer Französischen Grammatik, die er damals herausgab, als ein Muster der schönsten Sprache und der geschmackvoll-

sten Art zu übersetzen an. Heutiges Tages würde von diesem Lobe ziemlich viel abgehen. Denn welcher noch so kleine Französische Bel-Esprit würde sich's nicht zur Schande rechnen, nicht besser zu schreiben, wie Bussy-Rabutin geschrieben hat? Ein gewisser Dubois, ein Autor, der eben so gut gar keinen Namen hätte (vielleicht einer von den Reformirten, die, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, in Holland Zuflucht suchten), kam, vermuthlich aus Finanzabsichten, auf den Einfall, die Liebesgeschichte Abälards und Heloisens zu einem kleinen historischen Roman umzuschaffen. *) Diese Art von Novellen waren damals sehr in der Mode, und der Roman dieses Dubois, so platt er ist, hat, Dank sey den Namen Abälard und Heloise! nicht weniger als acht Ausgaben erlebt; vermuthlich um der Briefe dieser Liebenden willen, welche Dubois seiner Novelle beifügte. Die beste prosaische Uebersetzung ist diejenige, welche Dom Gervaise (ehemaliger, in der Folge ausgetretener, Abt von la Trappe) seiner, von der Sorbonne verdammten, Lebensbeschreibung Abälards beigefügt hat.

Im Jahr 1714 publicirte Godard von Beauchamps (ein ziemlich mittelmäßiger Autor in Prosa und Versen, der das Publicum mit verschiednen Stücken fürs Théâtre Italien, mit Récherches sur le Théâtre de France und mit einigen Romanen beschenkt hat, und 1761 gestorben ist) eine versificirte Uebersetzung der Briefe Heloisens und Abälards, welche mehrmal wieder aufgelegt wurde, wiewohl es ihr an Feuer und Kraft — d. i. gerade am Wesentlichsten, fehlt. Popens Heloise an Abälard ist weniger eine freie Uebersetzung als ein Original, wodurch der Dichter sich durch Lesung der Briefe

---

*) Histoire des Amours d'Abeillard et d'Heloise Haag 1695.

Heloisens begeistert hat; natürlicher Weise hat er von den interessantesten Stellen dieser Briefe Gebrauch gemacht. Nichts übertrifft die Wärme und den Schimmer seines Colorits, und die Schönheit seiner Sprache und Versification. Der Beifall, den diese Composition, überall wo man Englisch lesen kann, erhielt, weckte eine Menge Beaux-Esprits sich zu Pope's Nebenbuhlern um Heloise aufzuwerfen. Cailleau, Feutry, Mercier, Dorat, Saurin und Colardeau liefen alle in dieser Bahn; und Colardeau, dem vielleicht nur der Chevalier von Parey den Vorzug in der erotischen Dichtart streitig machen kann, erhielt den Preis.

Mir ist keine Deutsche Uebersetzung der Briefe Heloisens bekannt, die neben dem Original, oder neben Popens oder Colardeau's Copien stehen könnte. Ich weiß nicht ob man eine wünschen soll; aber ein Meisterwerk, in welcher Art es sey, ist immer willkommen, wenn es einmal da ist.

Bekanntlich hat in der Uebersetzung der Pope'schen Heroide Bürger allen Mitbewerbern den Preis abgewonnen. Man vergleiche aber das Urtheil, welches Herder über Heloise und dieses Pope'sche Gedicht gefällt hat. Sämmtliche Werke zur schönen Literatur und Kunst Bd. 12 S. 107 fgg. Noch erinnere ich mich eines andern Aufsatzes von Herder hierüber in einem bei Vieweg erschienenen Taschenbuche, den ich jedoch in den sämmtlichen Schriften jetzt nicht auffinden konnte.

. 3.

Hermes. *)

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.

1 7 7 6.

Man würde diesem Roman (wenn es ja Roman heißen soll) Unrecht thun, wenn man ihn nach der poetischen Composition beurtheilen wollte. Er ist so wenig ein Werk des Dichter-Genius, als ein treuer Abriß der Menschheit, wie sie vor den Augen eines unbefangenen Beobachters dasteht, der die Moral im Menschen, und nicht den Menschen in der Moral studirt. Es ist ein Buch, worin ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten, mit dem besten Willen für das Wohl seiner Nebenmenschen, alle seine Welt- und Menschenkenntniß, alles was er in seinem Kopf und Herzen für mittheilenswürdig hielt, und hauptsächlich sein System über Religion und Moral, unter der angenehmen Einkleidung einer Geschichte, in einer steten Abwechslung von Erzählung, Gesprächen und Monologen vorträgt; weil er nun einmal ein Buch, und ein gemeinnützliches Buch schreiben wollte, und diese Art der Einkleidung für die gefälligste und interessanteste hielt. Aus diesem Gesichtspunkte, glaube ich, muß es angesehen werden, und dann würde es nicht schicklicher seyn, wenn man es mit Clarissa oder Tom Jones, als wenn man es mit der Ilias vergleichen wollte. Es ist und bleibt ein Buch für sich, einzig in seiner Art; und wer es ja nach der Schärfe beur-

*) Joh. Timotheus Hermes, Propst und Consistorialrath in Breslau, geb. 1738, gest. 1821.

theilen wollte, müßte es nicht mit andern ähnlichen Werken, sondern mit der menschlichen Natur vergleichen — eine Arbeit, die so viel wäre als ein neues Buch von eben so vielen Bänden zu schreiben. Ich läugne hiermit nicht, daß der Verfasser Fähigkeiten genug gehabt hätte, ein Rival der Richardson, Fielding, Marivaux oder Smollet zu werden; aber gewiß er wollte nicht, und durfte auch nicht; und wenn man ihm über diesen Punkt sein ganzes Recht anthun will, so muß auch sein Stand und seine Lage mit in Anschlag gebracht werden. Denn könnte nicht eben so leicht ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als daß das große Gemälde menschlicher Natur und Wesens, menschlicher Gefühle, Meinungen, Leidenschaften und Sitten, nach allen ihren unendlich feinen und verwickelten Verhältnissen und Verschiedenheiten mit Wahrheit gezeichnet, zusammengesetzt, gehalten, beleuchtet und ausgemalt, von einem Manne aufgestellt würde, der keinen freien Zug führen kann, ohne sich den Sophistereien und Mißdeutungen des Vorurtheils, der auflauernden Mißgunst, und der Dummheit, die in Mantel und Kragen am übelthätigsten ist, auszusetzen? *)

---

*) Wie sehr anders dieß nur zwanzig Jahre später war, beweisen Lafontaine, Haken u. A.

4.

H o m e r.

Ob er ein Bastard gewesen?

Gegen Pope.

1 7 8 1.

Homers Eltern waren den Alten eben so unbekannt als seine Vaterstadt. Um die Ehre, daß er in ihren Mauern geboren worden, stritten sich verschiedene Länder und Städte; und, wofern nicht alle mit gleichem Rechte, so bleibt wenigstens die Sache zwischen Smyrna und Chios unentschieden. Auf gleiche Weise werden ihm so viele Väter und Mütter gegeben, daß das einzige, was sich Gewisses davon sagen läßt, die Ungewißheit ist, worin wir uns bis auf den heutigen Tag über seinen Stammbaum befinden. Wir wissen so viel als gar nichts von seinen Lebensumständen; aber wir haben das, wodurch sein Leben allen folgenden Zeiten ehrwürdig und wohlthätig worden ist, das wodurch er war was er war, das worin sein Genius, sein Herz, seine die ganze Menschheit, ja (so weit es in seiner Zeit möglich war) die ganze Natur umfassende Individualität ewig fortlebt, wir haben seine Werke — und in seinen Werken ihn selbst: was kümmert uns alles übrige? Die umständlichste Geschichte würde uns nicht mehr von seinem Geist und Herzen sehen lassen, als wir in seinen Gedichten sehen, wenn wir Augen dazu haben.

Bekanntermaßen war es eine alte und ziemlich allgemeine Gewohnheit bei den Griechen, berühmten Personen, deren Herkunft man nicht eigentlich wußte, Götter zu Vätern zu geben. Es ist also leicht zu erachten, daß man bei einem

Manne wie Homer — bei einem Dichter, dessen Werke die Nachwelt für Eingebung der Musen hielt, und dem zu Smyrna und Chios, als einem unter die Götter aufgenommenen Genius, eigene Tempel geweiht waren — von jener Gewohnheit keine Ausnahme gemacht haben werde. Aber aus dem Umstande, daß ihm bald Mercur zum Vater, bald — vermittelst einer langen Genealogie von Göttern, Nymphen und Götterkindern — eine Enkelin von Apollo zur Mutter und der Fluß Meles zum Vater gegeben wird, ist nichts gegen die Aechtheit seiner Geburt zu schließen. Alles was daraus folgt, ist, daß seine Eltern unbekannt waren.

Auch die Lebensbeschreibungen Homers, die unter Herodots und Plutarchs Namen gehen — und beide darin übereinstimmen, daß er ein Jungferkind, die Frucht eines strafbaren Umganges eines gewissen Mäons mit seiner Nichte Krytheis, gewesen, und weil seine Mutter am Ufer des Flusses Meles von ihm entbunden worden, den Namen Melesigenes erhalten habe — verdienen in allen Betrachtungen um so weniger Glauben, da beider Stücke Unächtheit von den Gelehrten längst anerkannt ist, und das erste (nach Pope's Ausdruck) mehr dem Leben eines Schulmeisters als eines Homers ähnlich sieht, und würdiger ist von einem Schulmeister als von dem Homer, der Geschichtschreiber, geschrieben zu seyn. Im andern beruft sich der Verfasser zwar auf das Zeugniß des Ephorus — eines Geschichtschreibers, welchem Polybius und Strabon das Lob beilegen, daß er viel Genauigkeit in seine Untersuchungen des Alterthums gebracht habe! allein, da die Werke dieses Ephorus, aus welchen wir uns der Beschaffenheit seines Zeugnisses vergewissern könnten, nicht mehr vorhanden sind: was könnte uns bewegen, auf seinen bloßen Namen hin, eine Erzählung anzunehmen, welche

die Eltern des ehrwürdigsten unter den Dichtern mit Schande brandmalt; zumal da andere, eben so glaubwürdige Geschichtschreiber, in einem so wesentlichen Punkt als der Name der Mutter ist, widersprechen, und aus allen diesen Widersprüchen weiter nichts erhellet, als daß sie an die Namen Polykaste, Klymene, Themisto, Eumetis und Krytheis gleich viel Recht habe, oder — daß wir — nachdem wir alle Zeugen abgehört haben, ungefähr eben so viel von der Sache wissen als vorher.

Bei allem dem scheint doch die Wirklichkeit einer Tradition, die auf Homers Geburt einen Schatten wirft, nicht geläugnet werden zu können. Aber könnte diese Tradition nicht aus der bloßen Ungewißheit seiner Herkunft und selbst aus dem Streit so vieler Städte und Familien um die Ehre, ihn, es koste was es wolle, zu den Ihrigen zu zählen, entstanden seyn? Hätten die Mäoniden zu Kyme (oder Kuma) *) ein anständigeres Mittel, den Homer in ihren Stammbaum einzupfropfen, als den verbotnen Liebeshandel zwischen Mäon und seiner Nichte, finden können, so ist es sehr vermuthlich, daß sie solchen vorgezogen hätten.

So wenig zureichenden Grund indessen die Tradition von Homers unehelicher Geburt in historischen Zeugnissen hat, so glaubt doch Pope in gewissen Stellen der Ilias selbst einen desto stärkern Grund zu finden, die Anzahl der berühmten und verdienstvollen Bastarde mit dem ersten der Dichter zu vermehren. Er glaubt eine gewisse Vorneigung zu dieser von den bürgerlichen Gesetzen wenig begünstigten Classe von Er-

*) Nicht Cumä, wie Pope schreibt. Denn Cumä lag in Campanien, und das Kyme oder Kuma, wovon hier die Rede ist, war eine kleine Stadt in Aeolis.

densöhnen an ihm zu bemerken; und findet sich daher (wie er in der Anmerkung zum 93sten Vers des 5ten Buchs seiner Iliade sagt) nicht ungeneigt zu glauben, Homer möchte wohl selbst einer aus ihrem Mittel, und also in dem Falle des Shakespearischen Thersites gewesen seyn, der zum Bastard des Königs Priamus sagt: ich bin auch ein Bastard, ich bin allen Bastarden gut. (Troilus und Crossida, 5ter Act.)

Die Gelegenheit, bei welcher Pope diese Anmerkung macht, ist die Stelle, wo Homer von der schönen Theano, Antenors Gemahlin, sagt, daß sie den Pedäus, wiewohl er ein unehelicher Sohn von ihrem Manne gewesen, mit eben so viel Sorgfalt im Hause erzogen habe als ihre eignen leiblichen Kinder. Aber unglücklicher Weise ist in dieser ganzen Stelle kein Wort, das Popens Anmerkung begünstigte. Im Gegentheil, da er es der schönen Theano zu einem besondern Verdienst anzurechnen scheint, daß sie so viel an ihres Mannes Sohne gethan, wiewohl er ein Bastard war, so gibt er deutlich genug zu erkennen, daß sie mehr gethan, als man von ihr hätte fordern können. Auch sagt er nicht, daß sie es aus besonderer Achtung oder Neigung gegen die Bastardise, sondern ihrem Manne zu Ehren oder aus Liebe und Gefälligkeit gegen ihren Mann gethan. Ich sehe nicht, was in diesem allem Parteiisches für die Bastarde seyn sollte. Und gesetzt auch, Homer hätte durch die Erwähnung dieses schönen Zugs von Theano's Charakter (es sey nun, daß er solchen selbst erdichtet, oder in den Nachrichten, die ihm ohne allen Zweifel den historischen Stoff zu seinem Gedichte gegeben haben, begründet gefunden) etwas dazu beitragen wollen, andere tugendhafte Hausfrauen in ähnlichen Fällen zu einem ähnlichen Betragen aufzumuntern, und dadurch das Schicksal der armen Unglücklichen, die ohne ihre Schuld unter der

nothwendigen Strenge der bürgerlichen Gesetze leiden, zu erleichtern: folgte denn daraus gleich, daß er wohl selbst einer von ihrem Orden gewesen seyn müsse? Müßte denn derjenige, der die Christen zu einem menschlichen, billigen und anständigen Betragen gegen die Juden ermahnte, darum nothwendig, oder nur vermuthlich, selbst ein Hebräer seyn?

Aber Pope führt zu Unterstützung seiner Vermuthung noch eine Stelle aus dem achten Buch der Ilias an, wo, seinem Vorgeben nach, Agamemnon, da er dem jungen Teuker, wegen der Proben von Tapferkeit, die er vor den Augen des Oberfeldherrn abgelegt, mit vieler Wärme seinen Beifall gibt, der unehelichen Geburt dieses braven Jünglings as a kind of Panegyrik upon him, erwähnen soll. Dieser Panegyrik findet sich freilich in Pope's Uebersetzung, aber wahrlich nicht im Original. Man vergleiche beide. So spricht Pope's Agamemnon:

Oh youth for ever dear — the Monarch cry'd!
Thus always thus, thy early Worth be try'd!
Thy brave example shall retrieve our host,
Thy country's saviour and *thy fathers boast!*
Sprung from an alien's bed *thy Sire to grace,*
The vig'rous offspring of a stoln embrace,
Proud of his boy, he own'd the generous flame
And the brave son repays his cares with fame.

Sollte man nicht, wenn man diese glühende Stelle liest, und mit dem Original, wo beinahe kein Wort von dem allem zu sehen ist, vergleicht, auf den Argwohn gerathen müssen, Pope sey, in Absicht auf den vorgeblichen physischen Vorzug der unehelichen Kinder vor den ehelichen, mit der Ketzerei des berüchtigten Julius Cäsar Vanini angesteckt gewesen,

über dessen bekannten Wunsch der gelehrte Warburton *) in einer Note zu des Bastard Edmunds Rede in der zweiten Scene des ersten Acts vom König Lear in einen so heftigen Eifer ausbricht? Oder wollte Pope vielleicht dem berühmten Duc of Barwyk, einen natürlichen Sohn König Jacobs II, mit diesem, zwar nicht in Homers, aber ganz in Vanini's Geiste geschriebenen, Lobe der Bastarderei ein Compliment machen? Wenigstens ist der alte Dichter ganz unschuldig daran: denn der läßt seinen Agamemnon nicht mehr als dieß sagen:

Teuker, so würdigst du dich des Telamonischen Namens!
Triff so ferner, du Lieber, und streb' ein Licht den Achäern
Und dem Vater zu werden, der dich von der Wiegen an aufzog,
Und, ungeachtet dich ihm nur eine Sklavin geboren,
Sorgsam, in seinem Palast, als seinen Sohn dich ernährte,
Eifre nun auch, in der Ferne dafür ihm Ehre zu machen!

---

*) O! utinam extra legitimum et connubialem thorum essem procreatus! cf. Vanini de admirandis naturae Reginae Deaeque Mortalium arcanis, Dialogi. Dial. XLVIII. p. 320 — 22. Uebrigens muß man die ganze Stelle im Zusammenhange selbst lesen, um zu sehen, daß Warburtons Eifer hier etwas unzeitig, und daß mehr Laune als Freigeisterei in diesem Wunsche oder Traume (wie er ihn nennt) des armen Vanini ist. Im Grunde sagt er in dieser ganzen Stelle nichts mehr, als was das erste Kapitel im Tristram Shandy, nur mit einer andern Wendung auch sagt — und was, gewissermaßen, wahr und res facti ist; wiewohl weder die Natur noch die eheliche Verbindung noch Vanini Schuld hat, wenn nicht alle ex legitimo et connubiali thoro geborenen auch wirklich con amore gezeugt werden. Conferatur, si placet, das dritte Kapitel der Geschichte des Philosophen Danischmende.

Wo ist hier nun der Schatten eines Gedankens von dem kraftvollen Sprößling einer verstohlnen Umarmung, und von allen den schönen Tautologien, womit der neuere Dichter nicht genug auszusprechen vermag, wie stolz der alte Telamon auf die Heldenthat ist, einen so feinen Jungen aufgestellt zu haben? Wie ungleich ist das alles der keuschen Einfalt und jungfräulichen Bescheidenheit der Homerischen Muse! Weit entfernt, dem Teukros seine Unehelichkeit noch gar zu einem Vorzug anzurechnen, gibt ihm Agamemnon deutlich das Gegentheil zu verstehen: indem er ihm als etwas, wofür er seinem Vater ganz besonders verbunden sey, anrechnet, daß er ihn, ungeachtet er nur der Sohn einer Sklavin oder eines Kebsweibs sey (νοθον πεϱ εοντα), in seinem königlichen Palast auferzogen; und es also um so mehr Pflicht für ihn sey, sich des Namens eines Telamoniden würdig und seinem abwesenden Vater Ehre zu machen.

Mit der Anmerkung, welche Pope aus dem Commentar des Eustathius anführt, hat es zwar insoweit seine Richtigkeit, daß nichts Gewöhnlicher's in den heroischen Zeiten war, als daß die Griechischen Fürsten die im Kriege erbeuteten und ihnen zu ihrem Antheil zugefallenen Sklavinnen (welche nicht selten selbst Königstöchter waren) zu der sehr zweideutigen Ehre ihres Bettes erhoben. So war z. B. Teukers Mutter, wiewohl sie damals eine Sklavin Telamons war, nichts Geringeres als eine geborne Königin *), nämlich Hesione, die Tochter des Königs Laomedon und Schwester des

---

*) So nennt sich Teuker selbst beim Sophokles (im Ajax V. 1524), da er sich gegen die verächtlichen Vorwürfe, die ihm Agamemnon wegen seiner Geburt macht, vertheidigt.

Priamus. Aber wenn Eustathius daraus folgern will, daß die bürgerlichen Rechte der ehelichen und unehelichen Kinder vollkommen gleich gewesen, und jene vor diesen keine Vorzüge gehabt hätten, so geht er zu weit. Denn die unehelichen waren, ordentlicher Weise, nicht successionsfähig, sondern wurden mit einem kleinen Erbtheil abgefunden. — Doch scheint Schaufelberger in seiner Clavis Homerica p. 179 noch mehr auf der andern Seite zu weit zu gehen, wenn er (wie man wenigstens aus seinen Ausdrücken schließen muß) behauptet: daß die uneheliche Geburt in den heroischen Zeiten mit einer Art von Vermailigung und Unehre verbunden gewesen sey. Die Vorwürfe, die Agamemnon dem Teuker wegen seiner Geburt beim Sophokles macht, und auf welche sich S. zu Unterstützung seiner Meinung beruft, beweisen um so weniger, weil sie von einem Feinde, und in der höchsten Heftigkeit des Affects, ausgestoßen werden; auch beantwortet sie Teuker in einem so hohen Ton, daß es lächerlich gewesen seyn würde, wofern die unächte Geburt damals wirklich einem Fürstensohn schimpflicher gewesen wäre, als sie es noch heutiges Tages unter den gesittetsten Nationen Europens ist. Ja Agamemnons Vorwürfe selbst gehen nicht sowohl auf Teukers Unächtheit, als darauf, daß er der Sohn einer Sklavin, und, was in den Augen der stolzen Griechen noch verächtlicher war, einer Ausländerin gewesen. So wenig also dieser Beweis beweiset, so sehr scheint hingegen aus der ganzen Geschichte der heroischen Zeit das Gegentheil dessen, was man damit beweisen wollte, in die Augen zu fallen. Diese Zeiten wimmeln von Bastarden der Götter und der Heroen, und man sieht sie überall mit den ächten Söhnen, die Succession allein (und auch diese nicht immer) ausgenommen, auf gleichem Fuß. Homer selbst nennt den Teuker κοιρανον

λαων, ein Titel, der ihn mit allen übrigen Befehlshabern unter dem Griechischen Heere in einerlei Classe stellt; und nichts kann begründeter seyn, als die Anmerkung des Eustathius: daß er, in eben dem Augenblick, da er Teukern rühmen und aufmuntern wollte, und (ich setze hinzu) da er solcher Männer, wie Teuker, so höchst bedürftig war, ihm gewiß seine unächte Geburt nicht vorgerückt haben würde, wenn der Name Bastard, nach den damaligen Begriffen und Sitten, schimpflich gewesen wäre. Allem Ansehen nach war es in der heroischen Zeit der Griechen damit, wie es ein paar Jahrtausende später in den neuern ritterlichen Zeiten war. Die alten Ritterbücher copiren in diesen, wie in vielen andern Stücken, getreulich die Sitten der Zeit, worin die Verfasser lebten. König Arthur und Amadis selbst sind nicht ächter geboren, als Teuker; und beinahe die ganze zahlreiche Descendenz des Amadis de Gaule bis ins fünfte und sechste Glied kommt eher in die Welt als ihre Eltern copulirt sind. Nicht nur damals trug Wilhelm der Eroberer kein Bedenken, einen förmlichen öffentlichen Brief mit den Worten anzufangen: Ich Wilhelm, genannt der Bastard, König von England u. s. w. — sondern noch im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert wimmelt's in den Französischen, Englischen, Spanischen u. a. Geschichten noch beinahe so sehr von berühmten Bastarden, die sich dieses Namens ganz und gar nicht schämten, als in der Heldengeschichte der Griechen. Der berühmte Graf von Dunois ist unter diesem Namen nicht bekannter, als unter der Benennung des Bastards von Orleans. Und wem ist nicht der Bastard von Navarra, oder der Bastard von Savoyen, in den Memoiren der Zeiten Franz I in Frankreich, unter dieser Qualification öfter als unter ihren eigentlichen Ehrennamen vorgekommen?

Mit allem diesem also glaube ich hinlänglich dargethan zu haben, daß aus den Stellen, welche Pope aus Homers Werken zum Behuf der gemeinen Tradition von seiner vorgeblichen unächten Geburt anführt, mit nichten die mindeste Vorliebe oder sympathetische Zuneigung dieses Vaters der Dichtkunst für die Bastarde herzuleiten sey; und daß die Gründe, womit man ihm eine vorgebliche Begünstigung dieser, nach Vanini's Meinung, ohnehin schon allzusehr begünstigten Kinder der Natur auflasten wollen, weiter nichts erweisen: als, daß er, auch in diesem Punkte, die Vorstellungsart und das Costume der Menschen und Zeiten, die er geschildert, getreulich dargestellt habe.

5.

Horaz.

Wielands Beitrag zur Schilderung desselben findet man in seiner Uebersetzung von Horazens Briefen Bd. 2. S. 153 fg.

6.

Ulrich von Hutten.

1776.

Vor allem laßt uns erst hören, was uns der ehrliche Dr. Heinrich Pantaleon in seinem „Teutscher Nation Heldenbuche" von unserm Hutten zu sagen hat!

„Huldrich ist aus der Edlen von Hutten geschlecht in Frankenland den 2ten tag Aprellen *) im 1488. jar erboren: dieses ist ein guter und alter adel: dann ich finden, daß Erentreich von Hutten mit Conradt dem Herzogen zu Franken zu Keysers Heinrichs Zeiten, da man zahlt 935 jar, wider die Hunnen und ungläubigen zu Feld gezogen, und sich gar wohl gehalten: es seind auch etliche aus inen härnach zu Bischöflicher würde, unnd Fürstlicher Hochheit gefürderet. Als nun Huldrich auch von diesem Geschlecht härkommen, und mit einem guten kopff begabet, ist er durch seiner elteren rath dem studieren fleißig obgelegen, und in allen freyenkünsten und guten Sprachen sehr gut zugenommen. Wie er auch ein hohen verstand hätt, so war er in Waffen sehr wohl geübet, unnd hätt großen lust frembde nationen zu besichtigen. Deßhelben er auch Keyser Maximilian in Venedischen kriegen beystand gethan, unnd sich dermassen gehalten, daß er von im zu Ritter geschlagen unnd sehr geliebet worden. Als aber hernach Dr. Luthers lehr durch seine Predig unnd Bücher außkommen, hat Huldrich sie auch angenommen, unnd wieder alle Wiedersecher nach seinem vermögen beschürmet: er hat auch viel ding mit freyer Zungen wieder den Bapst, auch etliche Fürsten unnd ständt geschrieben unnd geredt, Darumm er auch aus seinem Vatterland weychen müssen. Nach diesem hatt er mancherley Vers geschrieben, welche man hernach zusammen gelesen, und lassen in truck kommen: denn er war ein guter Poet: also hat er auch etliche Orationes wieder Huldrich den Fürsten zu Wittenberg gestellet, unnd in etlicher Thaten halb gestraffet: auff solliches hat er auch mit Erasmo etliche Gespen bekommen, unnd ist durch

---

*) Nach Andern am 20 oder 21 April.

seine vielfaltigen bůcher bey den Teutschen in grosser authoritet gewesen. Wie er dergestalt fürgefaren, ist er mit den bösen blatteren beflecket, unnd in Züricher landschaft krank gelegen, da er auch zu end Augusti des 1523. jar gestorben, und ehrlich begraben worden. Es haben in auch etliche mit sonderbarem Epitaphiis unnd grabschrifften bezieret."

So weit Pantaleon. Folget nun unser Commentarius über diesen Text, wozu uns Melchior Adami in seinen Vitis German. JCtorum et Politicorum hauptsächlich mit Materialien versehen hat.

Ulrich von Hutten wurde zu Stackelberg, unweit Fulda, einem seiner Familie zugehörigen Schlosse geboren, und machte seine ersten Studien zu Fuld, Köln und Frankfurt an der Oder, wo der Kurfürst Johann Cicero von Brandenburg vor kurzem (im J. 1495) eine hohe Schule gestiftet hatte. Sein ganzes Leben durch verband er die Liebe der Musen mit der Leidenschaft zu ritterlichen Thaten, und mit der Neigung zum vagabunden Leben, oder zum ewigen Ausziehen auf Abenteuer, die in Maximilians I Zeiten dem Adel in ganz Europa noch mächtig im Leibe saß. Sein erster Austritt war in seinem zwanzigsten Jahr (1508) nach Italien in den berühmten venetianischen Krieg, wo der unternehmende Geist, die immer argwöhnische Eifersucht und die schwindlichte Politik der Fürsten, die damals das Steuerruder von Europa führten, der Welt ein so seltsames Schauspiel gaben. Hutten brachte den größten Theil der Zeit, während diese Händel dauerten (von 1508—1517), in Italien zu, wo er sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine literarischen Talente eben so sehr, als durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervorthat. Hier war es, wo er einstmal auf einer Fahrt von Rom nach Viterbo in

den Fall kam, sich ganz allein (denn seine Gefährten waren davon gelaufen) mit fünf Franzosen, mit denen er zufälliger Weise Händel bekommen hatte, herumzuschlagen. Ungeachtet er nun sehr klein von Person war, und Fünf gegen Einen eine ziemlich ungleiche Partie ist, wehrte er sich doch so verzweifelt, daß die Franzosen endlich ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Mit etwas mehr Glück, und vermuthlich auch mit etwas mehr Klugheit (einer Tugend, wodurch immer zehn Schurken gegen Einen braven Kerl ihr Glück zu machen pflegen, weil es gemeiniglich die einzige ist, die der Schurke hat, und die einzige, die dem braven Manne fehlt), würde er vielleicht in diesem Kriege Gelegenheit gefunden haben, sich mehr zu seinem Vortheil hervorzuthun. Aber das Schicksal scheint ihm nicht so gewogen gewesen zu seyn, wie die Natur; und sein Aufenthalt in Italien (wo er, unter andern Fatalitäten, lange Zeit an einem bösen Fuß zu Padua krank und elend liegen mußte) gab ihm weniger Anlaß seinen Heldenmuth in Kriegsthaten als eine Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweisen, denen nach der damaligen Weise Krieg zu führen, und zu leben überhaupt, ein Rittersmann, der nichts als seinen Namen und Degen hatte, noch weit mehr als heutiges Tages preis gegeben war. Damals, da er zu Padua lag, kam es so weit mit ihm, daß er sich provisionaliter seine Grabschrift machte, worin folgende Stelle zugleich ein Denkmal seiner Leiden und des immer unbefangenen und unbezwinglichsten Muthes ist, womit er sie ertrug.

Vixi equidem Musis, animum coluique per artes
Sed reor irato me studuisse Deo.
Mens erat arma sequi et Venetum sub Caesare bellum,
Verum alio bello concidi et hoste alio.

Pauperiem, morbos, spolium, frigusque famemque
Vita omni et quae sunt asperiora tuli.
Recte autem, cecidi juvenis miser et miser exul,
Ne majora feram, ne videarque meis.

Aus Mangel genauerer Nachrichten können wir von seinen Schicksalen während seiner zehnjährigen fahrenden Ritterschaft von seinem zwanzigsten bis dreißigsten Jahre nichts weiter sagen, als daß er während dieser Zeit einen Theil seiner Lateinischen Gedichte, und unter andern seinen Vir bonus (der brave Mann) und sein Lobgedicht auf Deutschland und die Deutsche Nation an Albrechten von Brandenburg, bei Gelegenheit der Erhebung desselben auf den heil. Stuhl zu Mainz, verfertigt hat; ein Gedicht, welches seinem patriotischen Geist und Herzen noch mehr Ehre macht, als seinen poetischen Gaben und seiner Fertigkeit in der Sprache des alten Latiums.

Nach seiner Zurückkunft in Deutschland (im J. 1517) fand er eine freundschaftliche Aufnahme in dem gastfreien Hause des berühmten Konrad Peutingers in Augsburg; dieses edelgesinnten Freundes aller Talente und Verdienste, dem (wie bekannt) seine eignen die Würde eines Raths Maximilians I und die vorzüglichste Gunst und Achtung dieses vortrefflichsten Kaisers erworben hatten; und auf Peutingers Empfehlung erhielt er hier die Ehre, von Kaiser Maximilian zur Belohnung seiner im Venezianischen Kriege bewiesenen Mannheit und ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen, und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt zu werden; zu welchem Ende Peutingers Tochter Constantia, das schönste und artigste Mädchen ihrer Zeit in Augsburg, *) den Kranz mit eignen

*) S. Huttens Praefatio des Tractats ad Principes Germaniae ut bellum inferant.

Händen geflochten hatte. — Von dieser Zeit ging ein Bildniß Ulrichs von Hutten, gewaffnet und mit einem Lorbeerzweig um die Scheitel, in Deutschland herum; eine Ehre, worüber er, da sie damals noch ungewöhnlich war, eine gar große Freude gehabt haben soll.

Nach dieser Zeit begab sich Hutten an den Hof Kurfürstens Albrecht von Mainz, wo er sich ein paar Jahre aufhielt. Eine Frucht davon ist sein Gespräch de Aula (vom Hofleben) an Heinrich Stromer, einen verdienstvollen Arzt aus Leipzig und seinen besondern Freund, der damals bei Kurfürst Albrechten in Diensten war. Wie gut oder übel es unserm ritterlichen Dichter hier ergangen, davon mag uns folgende Stelle aus einem seiner Briefe an Peutinger einen kleinen Geschmack geben. „Du fragst mich, wie mir das Hofleben hier bekomme? Nicht zum besten. Und doch, was sollte einer nicht ertragen können, bei einem so guten Fürsten, wie Erzbischof Albrecht? der so leutselig, so wohlthätig, so edelmüthig ist! der für die Wissenschaften und für die Gelehrten alle so gut gesinnt ist! Sonsten ekelt mir's von Herzen vor aller der Wirthschaft; der Aufgeblasenheit der Höflinge, den großthuischen Versprechungen, den ellenlangen Complimenten, den hinterlistigen Reden, kurz vor alle dem Zeug das am Ende weiter nichts als blauer Dunst und Wind ist," u. s. w.

In eben diesem Jahr 1518 begleitete Hutten seinen Herrn, den Erzbischof Albert, nach Augsburg auf den Reichstag, wo Kaiser Maximilian von Fürsten und Ständen Abschied nahm; und wo auch von Herzog Ulrich von Würtemberg und von Dr. Martin Luthers Sache die Rede war. Der arme Hutten, dem sein Schicksal allenthalben Streiche spielte, hatte die ganze Zeit über das Fieber. Aber weder Schicksal noch Fieber, noch irgend etwas in der Welt konnte über seinen

guten Muth Meister werden. In einem solchen launigen Augenblick schickte er ein scherzhaftes Billet in Versen an Anton Fuggern (bei dem damals der Cardinal Cajetan wohnte), worin er ihm sein Fieber zuschickt, weil es bessere Tage und mehr Wartung und Pflege bei Fuggern finden würde, als bei einem so armen Teufel wie er selbst.

Die vorerwähnte Sache des Herzogs Ulrich war ihrem Ursprung nach eine Familien-Sache der Edlen von Hutten gegen diesen jungen ausgelassenen Fürsten, der ums Jahr 1515 seinen Hofmarschall, Johann von Hutten, im Böblinger Walde hatte ermorden lassen. Ulrich von Hutten, der damals noch in Italien war, empfand diese an seinem Vetter verübte Unthat wie er sollte; und, weil er gleich keine andere Rache an Ulrichen von Würtemberg nehmen konnte, spitzte er seine Feder gegen ihn, und schrieb Invectiven, und den Dialog, Phalarismus betitelt, und andre Dinge, alles mit großer Bitterkeit und Freiheit. Wie aber die Sache durch Anstiftung der Hutten'schen Familie und andrer Feinde des Herzogs zu einer gemeinen Sache wurde aller der Fürsten, Grafen, Herren und Städte, die sich, durch den berühmten Schwäbischen Bund Herzog Ulrichs Vergewaltigungen und Uebermuth entgegensetzten: so zog unser Hutten nun auch den Degen, den er eben so muthig und fertig zu führen wußte als die Feder, und half ritterlich Thaten thun; wie sie denn nicht eher von Herzog Ulrichen abließen, bis sie ihn nackt und bloß von Land und Leuten verjagt hatten. Bei Gelegenheit dieser großen Fehde entstand Huttens Freundschaft mit dem berühmten Franz von Sickingen, Götzens von Berlichingen Schwager, und dem einzigen vielleicht in ganz Deutschland, der werth war des herrlichen Mannes Bruder zu seyn: wiewohl zu einer Zeit, wo es noch Männer gab, von dem Schlag, wo

(nach Shakespears Ausdruck) die Natur aufstehen und sagen möchte: das ist ein Mann! Zwischen Hutten und Sickingen war eine natürliche Verwandtschaft, die durch die Gleichheit ihrer Gesinnungen in bürgerlichen und Religionssachen (denn auch der tapfere Sickingen war einer von Luthers ersten wärmsten Freunden) noch enger und inniger wurde.

Unser Hutten stand an der Spitze dieser guten Leute von brennendem Kopf und Herzen, die, in ewiger Theilnehmung an allem, was sie, weil sie Menschen sind, als sie angehende Dinge betrachten (wenn gleich nicht unmittelbar um eigen Fell gespielt wird) immer bereit und fertig stehen, sich für die gute Sache des ersten besten Unbekannten, der ihnen in den Wurf kommt, mit der ganzen Welt herumzubalgen. Man kann sich also leicht vorstellen, daß er bei den großen Bewegungen, welche Luthers Lehre im Jahr 1517 verursachte, keinen müßigen Zuschauer abgegeben haben könne; und schwerlich wird jemand einen Augenblick zweifelhaft seyn, welche Partei ein Mann von Huttens Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. In der That schrieb er gegen Leo X und seine Courtisanos (wie er sie nannte), und gegen alle, die sich einer Sache, die (seinem Gefühl nach) gerechte Sache der Menschheit war, entgegensetzten, eine Menge heftiger Broschüren, in Latein und Deutsch, in Prosa und Versen; munterte Luthern in einem Briefe öffentlich auf, muthig fortzufahren; *) gab die Bulle vom Jahr 1520 mit sehr treffenden und beißenden Randglossen heraus; schrieb in Deut-

*) Zur Probe nur diesen einzigen Zug: Ferunt excommunicatum Te. Quantus, o Luthere, quantus es, si hoc verum est! Ich schäme mich fast, daß ich's wage, nach diesem Wort noch etwas von dem Manne zu sagen, der eine Seele hatte, die so fühlte. W.

scher Sprache eine historische Deduction über den steten Ungehorsam der Römischen Päpste gegen den Kaiser, worin er, da endlich auch von den Treulosigkeiten Leo's X an Kaiser Maximilian die Rede ist, folgendes als die eignen Worte des Kaisers anführt: „nun ist dieser Papst auch zu einem Böswicht an mir worden: nu mag ich sagen, daß mir kein Papst so lange ich gelebt je Treu und Glauben gehalten hat; hoffe, ob Gott will, dieser soll der letzte seyn!" — kurz, er trieb's so arg, daß Leo X endlich dem Kurfürsten Albert von Mainz ansann, er sollte ihn an Händen und Füßen gebunden nach Rom schicken. Albert konnte ihm nun keinen Schutz mehr geben, und Hutten mußte sich verbergen und entweichen, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen. Anfangs wollte er zu Brabant an Kaiser Karls Hofe Schutz suchen; aber seine Freunde schrieben ihm, er wäre verloren, wenn er's thäte. Hutten, dem es häufig begegnete zur Unzeit brav zu seyn, wollte sich nicht abschrecken lassen, bis ihn endlich einige frisch von Rom angelangte Freunde versicherten, daß der Papst unversöhnlich auf ihn erbittert sey, und verschiedenen Deutschen Fürsten den nämlichen Befehl wider ihn gegeben habe, wie dem Erzbischof Albert. Ein öffentliches Verbot, Huttens Schriften bei Strafe des Bannes zu lesen und auszubreiten, welches Albert auf Befehl des Römischen Hofes ausgehen ließ, und andre harte Proceduren ließen ihm nun keinen Zweifel mehr, was er von seinen Feinden zu gewarten habe; zumal da man (wie er in verschiednen seiner Schriften versichert) sich kein Bedenken machte, sogar Gift und Dolch zu gebrauchen, um seiner, auf welche Weise es wäre, los zu werden. Er zog sich also in das Schloß Ebernburg zurück, und schrieb von dort aus Briefe an Kaiser Karl V, an Albert von Mainz, Friedrich den Weisen von Sachsen, und end-

lich an alle Stände des Reichs, worin er sich über das ihm von dem Römischen Hofe zugefügte Unrecht beschwert, seine Sache behauptet, und Gerechtigkeit fordert. „Freigeboren bin ich (schreibt er unter andern an Kurfürst Friedrichen von Sachsen) und frei werd' ich bleiben; denn ich fürchte mich vor dem Tod nicht; und nimmer soll man von Hutten hören, daß er sich von irgend einem ausländischen Fürsten, so übergroßmächtig der auch wäre, befehlen lasse, geschweige von einem — Pontifex" u. s. w.

Von dieser Zeit an überließ sich Hutten gänzlich seiner Leidenschaft gegen alle diejenigen, die er als Feinde der literarischen, bürgerlichen und geistlichen Freiheit, Lanzknechte einer ausländischen gesetz- und vertragwidrigen Tyrannie, gedungene Verfechter der Dummheit und des Aberglaubens, und ewige Gegner der Aufklärung, gesunden Vernunft und richtigen Empfindung ansah. Er verfolgte sie mit den bittersten Stachelschriften, und that ihnen sonderheitlich auch durch Deutsche Lieder, die auf allen Gassen gesungen wurden, großen Abbruch.

Durch alle diese äußerst überspannte Wirsamkeit reizte Hutten nicht nur eine Welt voll Feinde gegen sich, vor deren Macht, Bosheit und Nachstellungen er endlich, da sein Leben in Deutschland nirgends mehr sicher war, in einer kleinen Insel des Zürcher-Sees, Ufnau genannt, sich verbergen mußte; sondern auch sein Körper ging unter den gehäuften Anfällen des Mangels und Elends von außen, und der Gewalt einer so ungestümen Feuerseele von innen, in wenig Jahren zu Trümmern; und setzte dadurch einen Geist in Freiheit, von welchem Adami sehr richtig sagt: daß, wenn äußere Macht, Reichthum und glückliche Umstände seiner innern Kraft ent-

sprochen hätten, er nothwendig die ganze Welt hätte umkehren und in eine neue Gestalt umschaffen müssen.

Ulrich von Hutten war klein von Person, wiewohl von starkem Bau; abgehärtet zu Ertragung alles Ungemachs; ein Verächter aller Vortheile und Wollüste, die er mit der geringsten Beugung seiner freien Seele, der mindesten Gefälligkeit auf Unkosten seines Charakters hätte erkaufen müssen; von einem unternehmenden kühnen Geist, der allem Widerstand trotzte, und durch nichts zu bändigen war; heftig in Thaten und Worten, unveränderlich standhaft bei der Partei, die er einmal genommen hatte; treu in seinen Verbindungen; aber immer bereit, sich um Wahr und Recht mit dem unentbehrlichsten Freund oder Beschützer abzuwerfen. Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit auf einer Seite, und den unzähligen Feinden, die ihm seine Freiheits= und Wahrheitsliebe auf der andern machte, wurde er endlich in eine Bitterkeit und innere Wuth der Seele gesetzt, die zuweilen in Anstöße von Grausamkeit ausbrachen; demungeachtet war er voller Wärme für die Rechte und das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes; edelmüthig, bieder, offen und treuherzig; ein tödtlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege; bei allen diesen Tugenden eines ächten irrenden Ritters, einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit; und, zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muth und einem Selbstgefühl begabt, die ihn in Drangsalen emporhielten, denen jeder gewöhnlichere Mensch unterlegen wäre; kurz ein Mann, der es werth ist, daß wir den Ausruf auf ihn anwenden, womit Goethe seinem Götz von Berlichingen parentirt:

„Edler Mann! wehe dem Jahrhundert das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft die dich verkennt!“

Dieser Wielandische Aufsatz veranlaßte einen andern von Herder (sämmtl. Werke zur Philos. und Gesch. Bd. 13 S. 76, früher in den zerstreuten Blättern), mit welchem Wieland nicht in allen Punkten einstimmte, wovon an einem andern Orte die Rede seyn wird. Die Nachschrift von Herder, S. 100, redet von der Ausgabe der Werke Huttens, welche im J. 1783 Wagenseil projectirt hatte. Von neuem hat sie nun Herr Prof. Münch im Jahre 1822 übernommen: sollte man, wofern die Leistung dem Vorsatz entspricht, auch jetzt die Vollendung nicht hoffen können? Ich verweise in Ansehung dieser Werke auf Herders Aufsatz, der einen zweiten, welchen Wieland wollte nachfolgen lassen, unnöthig machte.

I.

1.

Jesuiten.

Ein Wort für dieselben.

1789.

Wie übel ich mich auch durch diese Ueberschrift bei vielen meiner Freunde empfehlen werde, das Wort ist nun einmal heraus, und ich, dem vielleicht die Jesuiten selbst eine solche That nicht zugetraut hätten, erscheine hier öffentlich, nicht zwar um eine förmliche Apologie für sie zu schreiben — eine Unternehmung, deren Ausführung (wenn ich auch den Willen dazu haben könnte) Wundergaben erforderte, an die nur ein Wunderglaube Anspruch machen kann — sondern bloß ein paar Worte für sie zu sprechen, um mein vielleicht zu zärtliches Gewissen zu befriedigen, da es mir wenigstens probabel vorkommt, daß man doch hin und wieder auch etwas zu strenge mit ihnen verfahren seyn könnte.

Ich sehe freilich verschiedene sonst verständige und wackre Männer, bei denen es etwas Ausgemachtes scheint, daß man

dem gemeinsamen Feinde der Aufklärung nicht leicht zu viel thun könnte; aber jeder hat in solchen Dingen seine Art zu sehen; ich streite mit niemand über die seinige, und verlange dafür auch nichts für die meinige — als Toleranz.

Das Institut der Jesuiten mag immerhin in sich eine schädliche Tendenz haben; dieser Orden mag sich, durch seine gränzenlosen Anmaßungen, seine Herrschsucht, seine Begierde alles in seinen Wirbel zu ziehen, und durch die Uebelthaten, wozu Stolz und Habsucht verleiten können, so verhaßt gemacht haben, daß man alle seine glänzenden Vorzüge und Verdienste um so eher vergessen hat; — davon soll jetzt die Rede nicht seyn: ich behaupte nur, daß den Jesuiten kein Unrecht geschehen müsse, und wenn sie auch (absit blasphemia!) den großen Lucifer selbst an ihrer Spitze hätten — und darin werden mir hoffentlich alle Rechtsgelehrten Beifall geben.

Mir, der sich allem was Mensch heißt so nahe verwandt fühlt, daß ich auch nicht dem unbedeutendsten Erdensohne, der vor dreitausend Jahren in Cappadocia, Pontus oder Asia gelebt hat, kann unrecht thun sehen, ohne daß sich meine Eingeweide bewegen — mir kann es also um so eher zu verzeihen seyn, wenn ich nicht stark genug bin, daß ich einer ganzen Gesellschaft von Menschen, es mögen nun Juden, Türken, Heiden oder — Jesuiten seyn, kann Unrecht thun sehen, ohne in Versuchung zu gerathen, mich ihrer anzunehmen.

Zwar hätte ich Gründe genug, mich von dieser etwas Donquixotischen Neigung, allen Bedrängten zu Hülfe zu eilen, im vorliegenden Falle dispensirt zu halten. Die Jesuiten bedürfen meines unmächtigen Schutzes nicht; — ich habe, meines Wissens, nie einen Freund unter ihnen gehabt, und

bin, außer einem einzigen höchst unschuldigen alten Manne, der, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, schwerlich je eine große Rolle im Orden gespielt hat, nie mit einem von ihnen in der mindesten Connexion gewesen; — ich fürchte und hoffe nichts von ihnen; — noch mehr, ich glaube den Geist ihres Instituts zu kennen, und gestehe ihnen unverhohlen, daß er in meiner Dämonologie eine etwas zweideutige Figur ausmacht — um nichts Unhöfliches zu sagen. Aber eben um alles dessen willen kann ich keinen andern Beweggrund als einen sehr unverdächtigen haben, wenn ich behaupte: man müsse ihnen nicht mehr Böses Schuld geben als sie wirklich gethan haben, ihnen nicht übel auslegen, was einer sehr guten Auslegung fähig ist, ihnen nicht zur besondern Last legen, was sie mit so vielen andern Secten, Orden und Gesellschaften gemein haben, und — weil mir das doch am schwersten auf dem Herzen liegt — man müsse sie nicht aufs Theater stellen, wenn man sie nicht wahrer und treffender schildern kann als in dem Schauspiele, „die Jesuiten," geschehen ist, in Beziehung auf welches ich bloß nach der Wirkung, die es auf mich und andere ehrliche Leute gemacht hat, ein Paar unschuldige Fragen zu thun habe.

Wie kommt es denn, daß die Jesuiten, die uns in diesem Stücke mit den abscheulichsten Zügen und Farben vorgemalt werden, dennoch die einzigen Personen darin sind, für die man sich wirklich interessirt? Warum bleiben wir so gelassen dabei, wenn der Fürst, ihr Feind, ermordet wird, oder sind wenigstens nur so lange unruhig, bis wir wissen daß die That gelungen ist? Warum wird uns hingegen so übel zu Muthe, da wir den hochwürdigen Banditen Montenegro in Fesseln sehen? Warum freuen wir uns, daß Bermudo so ein Tropf ist, sich durch ein Paar süße Wörtchen und Blicke der

schönen Antonia Visconti verführen zu lassen, den Jesuiten in Freiheit zu setzen, wiewohl wir wissen, daß dieser sie nur anwenden wird, um den armen Prinzen aus der Welt zu schaffen? Warum zittern wir in den letzten Scenen abermals nur für die Jesuiten? Warum hätte uns der Verfasser keinen schlimmern Dienst thun können, als wenn er den Bösewicht Montenegro auf dem Schaffot hätte sterben lassen? Und warum ist der einzige Augenblick, wo uns wohl und frei ums Herz wird, derjenige, da wir die Kriegsknechte und das Volk vor der päpstlichen Bulle in Montenegro's aufgehobener Hand zu Boden stürzen, und unsre lieben Jesuiten wieder in Freiheit sehen? — Wäre also (wie man doch wohl aus allerlei Ursachen denken sollte) des Verfassers Absicht gewesen, uns gegen die Jesuiten, die er in Montenegro's Person beinahe zu eingefleischten Teufeln macht, mit Abscheu zu erfüllen, so müßte man gestehen, daß es ihm nicht sonderlich damit gelungen wäre. Mir an meinem Theil ging es (die Thränen ausgenommen) beinahe wie jenem ehrlichen Pariser Bürger bei Pradons Judith:

Je pleure helas! ce pauvre Holoferne
Si mechamment mis à mort par Judith!

Ob es nun Herrn Hagemeisters Meinung war, daß wir so viel Antheil an den Jesuiten nehmen und durch ihre Befreiung und Rettung so glücklich gemacht werden sollten, muß er selbst am besten wissen.

Doch es soll hier nicht von gefabelten Jesuiten, sondern nur von einigen Vorwürfen die Rede seyn, die den wirklichen Jesuiten gemacht wurden, und worin ihnen meiner geringen Einsicht nach ein wenig zu viel geschieht. Es ist eine so

simple Sache, daß gleich gutgesinnte Freunde der Wahrheit über Dinge, die mehr als Eine Seite haben und in mehr als Einem Lichte betrachtet werden können, verschieden denken. Also, ohne weitere Vorrede zur Sache!

Der in dem Jesuitischen Generalcapitel, worin P. Lainez zum ersten Successor des heil. Ignatius Loyola erwählt wurde, festgestellte Grundsatz „eine den Zeiten angemessene Theologie zu lehren," ist, meines Erachtens, an sich ein ganz unschuldiger, ja sogar ein löblicher Grundsatz. Zwar insofern er unbestimmt ist, könnte er freilich einen geheimen Sinn haben: indessen ist er doch nichts weniger als gleichbedeutend mit dem Satze, „die politischen und sittlichen Veränderungen der Menschen nach Sinnlichkeit und Eigennutz, zur Richtschnur der Religion zu wählen." Ob die Jesuiten dieses letztere wirklich gethan haben, ist eine andere Frage, in die ich mich einzulassen keinen Beruf fühle! genug, daß jener Grundsatz sie dazu weder verbindet noch berechtiget. Und ist es am Ende nicht der nämliche, den die gelehrtesten und erleuchtetsten Theologen der Protestanten in unsern Zeiten angenommen und befolgt haben? Die Theologie ist eine Art von Doctrin, wo wenigstens sehr viel auf Vorstellungsart und Methode ankommt. Beide ändern sich mit den Zeiten. Aufgeklärtere Zeiten, mehr verfeinerte Menschen, andere Verfassungen, Verhältnisse, Lagen und Bedürfnisse, machen es daher sogar nothwendig, auch eine den Zeiten angemessene Theologie zu lehren, wenn den Lehrern anders daran gelegen ist (und den Jesuiten war sehr viel daran gelegen), Wirkung durch sie zu thun. Ich dächte daher, sie hätten dieses Beschlusses wegen, der ihrem Verstand und ihrer Weltkenntniß Ehre macht, viel mehr Beifall als Tadel verdient. Wurde nicht schon St. Paul Allen Alles? und wußte er nicht zu Athen, zu Ephesus und

überall sich und seinen Vortrag sehr klüglich in Zeit= und Localumstände zu fügen?

Haben die Jesuiten das St. Augustinische Lehrgebäude von der Gnade umgeworfen? — Haben sie Waffen für den Deismus geschmiedet? — Ich wasche meine Hände davon; alles was ich hierüber sagen kann, ist: daß ich weder der erste, noch der zweite oder dritte seyn werde, der einen Stein deßwegen gegen sie aufhebt. Sie mögen wohl allerdings einen kleinen Semi=Pelagianischen Schelm im Nacken haben: aber ich, der mit sich selbst zu thun genug hat, um kein ganzer Pelagianer zu seyn (wenn ich es nicht etwa gar schon bin, ohne es zu wissen?), möchte ihnen deßwegen keinen Proceß an den Hals werfen.

Daß die evangelische Moral durch den Probabilismus aus der Welt geschafft werde, ist ebenfalls eine harte Rede. Die leidigen Jansenisten haben es freilich schon mehr als hundert Jahre hindurch gesagt, und mehr Bücher darüber geschrieben, als ich lesen möchte — denn das einzige lesbare, Pascals lettres provinciales, habe ich wohl mehr als einmal mit Vergnügen gelesen, ohne jedoch zu irgend einer von den Grazien des heil. Augustin dadurch bekehrt worden zu seyn. — Also, gesagt und bewiesen haben sie es freilich oft genug: aber haben es die Jesuiten etwa an Gegenreden und Gegenbeweisen fehlen lassen? — Ich kenne nur Eine Moral, mit welcher die evangelische in keinem Widerspruche stehen kann und darf. Aber wiewohl diese einzige Moral sehr deutliche und feste allgemeine Grundbegriffe und Axiome hat: so kann sie doch nicht verhindern, daß es, bei der Anwendung derselben auf besondere und einzelne Fälle, sehr oft auf Probabilität ankommt, ohne die man gar nicht durchs Leben kommen könnte. Es ist vor Epiktet und Sokrates so gewesen, und

wird wohl so bleiben, so lange Menschen keine Götter sind. — Haben die Jesuiten ihren Probabilismus oft, auch wohl mitunter sehr gröblich, gemißbraucht — wie leider alle Menschenkinder von jeher mehr oder weniger gethan haben und noch zu thun pflegen — so haben sie Unrecht daran gethan: aber demungeachtet getraue ich mir, wenn es seyn müßte, sehr probabel zu machen, daß, den Mißbrauch abgerechnet, viel Wahres an ihrem Probabilismus ist, und man sollte ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie tiefer in das menschliche Herz und in die Natur der Dinge hineingesehen haben, als andere.

Was endlich die Andacht zum Herzen Jesu betrifft, so kann ich nicht umhin,

1) die Behauptung, daß der theosophische, aber demungeachtet gut protestantische Dr. Goodwin der erste Urheber dieser Andächtelei gewesen sey, ohne einen stärkern Beweis etwas zweifelhaft zu finden. Aus dem Titel seines Buchs wenigstens ist nicht viel zum Vortheil derselben zu schließen, und es hat (sogar meines Wissens) schon lange, sonderlich seit den Zeiten des sogenannten Pietismus, auch Lutherische Geistliche genug gegeben, die von dem Herzen Jesu zu den Sündern in Ausdrücken gesprochen haben, die eine hübsche Grundlage zu Visionen und Andächteleien im Geschmack der holden Maria à la Coque abgeben könnten.

2) Scheint mir die Beschuldigung der Abgötterei, die der Gesellschaft Jesu, dieser Andacht zu seinem Herzen wegen, so gerade aufgehalset wird, etwas hart, und, wenn ich's sagen darf, ein wenig intolerant zu seyn. In unsern Tagen sollte man nie vergessen, daß ein armer Schelm, der vor einem Fetisch kniet, doch immer die Meinung und Absicht hat, seinem Gott zu dienen so gut er's versteht, und daß

es also nicht ganz billig ist, ihn in seiner Andacht (wie albern sie uns auch vorkommen mag) zu stören, und noch unbilliger, ihn deßwegen mit einem Titel zu belegen, den er für einen Schimpfnamen aufnimmt, und wodurch ihm, seiner Meinung nach, großes Unrecht geschieht.

3) Zweifle ich sehr, daß nicht nur die Societät Jesu in corpore, sondern selbst der heißeste und brennendste unter ihren Schwärmern, sich's jemals sollte haben einfallen lassen, das Herz Jesu, insofern es ein Muskel ist, der das Blut einnimmt und ausgibt, zum Gegenstande seiner Anbetung zu machen. Wie mystisch oder wie sinnlich aber auch (nach Beschaffenheit und Receptivität der Subjecte) die von ihnen so eifrig verbreitete Andacht zum Herzen Jesu gewesen seyn mag, oder noch ist, so dünkt mich doch

4) es komme ihnen dabei alles zu Statten, was ihre Glaubensgenossen, von uralten Zeiten her, zum Behuf der Andacht zu Crucifixen, Gnadenbildern, heiligen Partikeln des wahren Kreuzes u. s. w. geltend gemacht haben. Daß ich mir nicht einfallen lassen werde, die Frage aufzuwerfen, wie überzeugend die Gründe seyen, womit diese Art von Andacht gerechtfertigt zu werden pflegt, versteht sich von selbst. Aber dieß kann ich doch wohl, ohne irgend eine glaubige oder unglaubige Seele zu ärgern, sagen: wenn Pascal und Arnaud und Nicole, und alle die andern heiligen Eremiten von Port-Royal, mit ihren Brüdern und Schwestern im Jansenius einen heiligen und wunderthätigen Dorn aus der Dornenkrone Jesu anbeten durften; wenn die Neapolitaner sogar das heil. Blut ihres Monsignor San Gennaro (der doch gegen den Gottmenschen nur ein armer Wurm war) anbeten, und nicht nur der Herr Bischof Scipione Ricci, sondern wahrlich alle zwölf Apostel und siebenzig Jünger in Person

bei dem Neapolitanischen Volke übel ankämen, wenn sie nur ein Wort von Abgötterei bei dieser Gelegenheit fallen lassen wollten: warum wird nun gerade von diesem einzelnen Zweiglein eines an viel dickern Aesten und Zweigen so reichen Baumes, wie der Glaube des Christkatholischen Volks ist, so viel Aufhebens gemacht? Warum sollte das Herz Jesu weniger Recht zu Kniebeugungen und andächtigen Anrufungen haben, als ein Dorn aus seiner Krone, ein Splitter von seinem Kreuze, eine Windel aus seiner Wiege? Oder (um es gerade heraus zu sagen) warum wird den Jesuiten in einer Kirche, worin es seit uralten Zeiten von Visionen, Wundern und täuschenden Gegenständen einer mystisch-sinnlichen Andacht gewimmelt hat, ein so großes Verbrechen aus ihrer Maria à la Coque und ihrer Devotion zum Herzen Jesu gemacht? Warum sollte sich Christus nicht ebensowohl mit Maria à la Coque als mit der heiligen Katharina von Siena, oder der heiligen Maria von Genova geistlich haben vermählen dürfen? Warum sollten die Jesuiten nicht eben so gut, als so manche andere Orden in ähnlichen Fällen, berechtigt seyn, eine auf die Visionen der mehr belobten Nonne (und also auf eine Art von Thatsachen, die in der katholischen Kirche doch wohl nie nach Humischen oder Diderotischen Grundsätzen geprüft worden sind) gegründete Andacht in majorem Dei gloriam und zu mehrerer Erbauung der Gläubigen nach allem ihrem Vermögen auszubreiten? Die Jesuiten haben vor vielen ihrer Gegner den Vorzug, consequent zu seyn. Es ist, wo nicht der Zweck, doch gewiß eines der vornehmsten Mittel ihres großen Zwecks, die sinnliche Andacht auf alle mögliche Weise zu befördern, weil sie die lebendigste und wirksamste ist. Ist aber nicht etwa der ganze Gottesdienst der Kirche, deren stärkste Stütze sie so lange gewesen sind, auf die möglichste

Erweckung und Nährung sinnlicher und bildlicher Andacht eingerichtet und abgezweckt? Oder ist die ganze werthe Christenheit, seit jenem glorreichen Tage, da Jupiter Olympius und Capitolinus durch die Majora im Römischen Senate seiner Gottheit und dießfallsigen Possession von undenklichen Zeiten her entsetzt wurde, nicht immer gewohnt gewesen, das unerforschliche, undenkbare und unnennbare Wesen, um es à portée der armen sinnlichen Menschen zu setzen, unter körperlichen Gestalten, Symbolen und Hieroglyphen aller Arten zu verehren? Ich meines Orts finde, daß meine weltbürgerliche Sinnesart sich mit allen Gattungen von Latrien und Dulien meiner Brüder und Schwestern auf dem Erdboden (nur allein Menschenopfer und Dominicanische Glaubensfeste ausgenommen) sehr wohl vertragen kann: und daß es mir um ein großes Theil leichter ankommt, den Jesuiten die Andacht zum Herzen Jesu als — die Pulververschwörung *) zu verzeihen: wiewohl sich freilich auch diese durch die herrliche Maxime, „Coge eos intrare" (nöthige sie hereinzukommen) rechtfertigen läßt, von welcher die Jesuiten wenigstens nicht die Erfinder sind.

Die Veranlassung zu dieser Erklärung gab Wielanden ein Aufsatz des Raths Jagemann: Historische Nachrichten von

*) Da der König von England Jakob I den Erwartungen der Päpstlichen nicht entsprach, so überredeten Jesuiten im J. 1605 einige Schwärmer, daß Vertilgung der Ketzer ein verdienstliches Werk sey, und so wurde der Plan entworfen, den König und die versammelten Parlamente in die Luft zu sprengen. Alles war vorbereitet, der 5 November zur Ausführung bestimmt, und der höllische Plan würde gelungen seyn, wenn nicht einer der Verschwornen einem Freund im Oberhause eine Warnung gegeben hätte, die zur Entdeckung führte.

der sogenannten Andacht zum Herzen Jesu (2. Merk. 1789. Bd. 1. S. 173), woraus ich hier das zum Verständniß Nöthige kurz angeben will. Es könnte wohl in unsern Tagen an Interesse gewonnen haben.

Als Erfinder wird genannt der Armenianer, Thomas Goodwin, Präsident des Magdalenen-Collegiums zu Oxford unter Cromwell, um welchen er sich verdient gemacht hatte, weßhalb er unter Karl II seine Stelle verlor. Das Buch dieses theosophischen, schwärmerischen Schriftstellers, Cor Christi in coelis erga peccatores in terris 1649, soll die Quelle jener Andacht seyn.

An der Ausbreitung arbeitete der Jesuit La Colombiere, Beichtvater und Prediger der Herzogin von York, nachmaliger Königin. Als Mittel diente ihm eine Nonne, Marie à la Coque, zu Paray le Monial in Bourgogne, im Kloster de la Visitation, von welcher Languet, nachmaliger Erzbischof zu Sens, 1729 eine ausführliche Lebensbeschreibung herausgegeben hat. In einer Vision verlangte der Heiland ihr Herz. Sie bot es ihm dar: er nahm es ihr sichtbarlich aus der Brust, schloß es in das seine, und gab es ihr zum Unterpfand seiner Liebe wieder mit den Worten: hinfür sollst du die Geliebte meines Herzens seyn. Im Jahr 1674 erschien ihr göttlicher Bräutigam wieder, zeigte ihr sein liebevolles Herz, und sprach: er wäre entschlossen in diesen letzten Zeiten alle Schätze und Fülle seiner Liebe über die glaubigen Seelen auszuschütten, die sich einer besondern Verehrung seines Herzens widmen würden; und befahl ihr, dem P. La Colombiere, seinem Knechte, zu sagen, daß er seinem Herzen ein jährliches Fest stiften, diese Andacht nach allen Kräften ausbreiten, und allen denen, die sich derselben ergeben würden, die Sicherheit ihrer Prädestination zur Seligkeit verkündigen

sollte. — Dieß geschah, und es fehlte nicht an Prophezeyungen und Wunderwerken, welche die schnellere Ausbreitung befördern halfen. — Der Toscanische Bischof Scipione Ricci erließ 1781 einen Hirtenbrief dagegen, würde aber, wenn er das Unglück gehabt hätte, unter einem nicht so vernünftigen Fürsten zu stehen, den Verfolgungen und Verleumdungen unterlegen haben. In Italien erschienen nachmals mehrere Schriften dagegen, in Frankreich aber von Jean Felix Henri de Fumel, Bischof von Lodeve, eine Vertheidigung unter dem Titel: Le Culte de l'amour de Dieu, ou la Dévotion du sacré Cœur de Jesus-Christ, welche merkwürdig ist wegen des Bekenntnisses, das Herz Jesu sey heutzutage der Mittelpunkt der Wiedervereinigung der getrennten Glieder der aufgehobenen Societät — — unter dem Namen des Herzens Jesu würden Häuser erbauet und Brüderschaften errichtet. Diese verbreiteten und vervielfältigten sich von Tage zu Tage mehr, und gäben dem Heiligthum Priester und Leviten, und den Städten und Dörfern Missionäre und Apostel. — — Betrachtungen hierüber anzustellen überläßt der Herausgeber den Lesern selbst.

2.

Joinville.

Des Johann, Sire von Joinville Lebensbeschreibung des heil. Ludwigs — ist den Geschichtschreibern als Quelle, aber doch wohl den wenigsten Gelehrten aus dem Original bekannt.

Dieser Sire von Joinville stellte zu seiner Zeit einen ziemlich großen Herrn in Champagne vor, wovon er Seneschall war. Sein Urgroßvater war ein Neffe Gottfrieds von Bouillon, und er selbst war, von seiner Mutter her, mit Kaiser Friedrich II verwandt. Er widmete sich dem König Ludwig IX aus Neigung, war sein Kämmerer, begleitete ihn auf seinem Kreuzzug nach Palästina, überlebte ihn aber beinahe um 50 Jahre, indem er erst unter Philipp dem Langen im Jahre 1318, mehr als 90 Jahre alt, verstarb. Die letzte Erbtochter seiner Descendenz, Margaretha von Joinville, Gräfin von Vaudemont, vermählte sich mit Ferri von Lothringen, Herrn von Guise, von welchem die in Frankreich etablirten Prinzen von Lothringen, Guise und Elbeuf, abstammten. Die Herrschaft Joinville wurde im Jahre 1522 zu einem Fürstenthum erhoben.

Man hat keine Ausgabe des Werkes des Sire von Joinville, worin die Sprache der Originalhandschrift unverändert beibehalten wäre; wiewohl man sich bei der neuesten Ausgabe älterer Handschriften bedient hat, als bei den vorhergehenden. Es ist in zwei Theile abgetheilt, wovon der erste und kürzeste bloß einige einzelne erbauliche Züge und Anekdoten den heil. Ludwig betreffend, der andere aber seine Geschichte, von seiner Volljährigkeit an bis an seinen Tod, und hauptsächlich von dem Kreuzzug, den der Verfasser selbst mitgemacht, enthält. Da die Frömmigkeit und andere löbliche Tugenden dieses guten Königs, der die Ehre der Apotheosirung, auch als König, wenigstens so gut verdient hat, als der beste von den Römischen Augusten, bekannt genug sind: so will ich nur einige Anekdoten ausziehen, die den Geist, die Sitten und die Vorstellungsart der damaligen Zeiten mit starken Zügen zeichnen.

1) Das folgende Geschichtchen erzählt der Sire von Joinville aus seines guten Königs eignem Munde. Es wurde einst in der Abtei zu Clugny (deren Abt damals nebst dem zu St. Denys einer der mächtigsten Baronen des Reichs war) eine große öffentliche Disputation zwischen einigen Mönchen und einigen gelehrten Juden angestellt. Unter andern Zuhörern, welche die Neugier herbeigerufen hatte, befand sich auch ein guter Ritter aus König Ludwigs des VII Zeiten, der sich vor hohem Alter und Unvermögenheit auf einen Krückenstock lehnte, und an der Art, wie man bei dieser Disputation zu Werke ging, kein sonderliches Wohlgefallen zu tragen schien. Er hörte eine Weile um so ungeduldiger zu, je weniger er, allem Ansehen nach, davon verstehen konnte; als es ihm aber zu lange währte, bat er den Abt um Erlaubniß, auch ein Wort sprechen zu dürfen; und da er solche erhalten, sagte er: man sollte ihm von diesen Juden denjenigen, der für den Gelehrtesten unter ihnen passirte, herbringen, und schwur bei seinen ritterlichen Ehren und Treuen, er wollte ihn bald zur Raison bringen. Der Jude kam herbei, und der Ritter legte ihm gar höflich folgende Fragen vor: „Meister, glaubt Ihr an die heilige Jungfrau, die unsern Herrn Jesum Christ erst unter ihrem Herzen und hernach auf ihren Armen getragen, und daß sie ihn als Jungfrau geboren hat, und daß sie die Mutter Gottes ist?“ — Der Jude, wie leicht zu erachten, antwortete hierauf, daß er dieß alles nicht glaube. Was? sagte der alte Ritter, indem er seinen Krückenstock aufhub: du glaubst es nicht? Ich will dich glauben lehren! Und damit schlug er den Juden so derb über die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging. Wie die übrigen Juden sahen, daß die Disputation einen solchen Schwung nahm, liefen sie hinzu, luden den Rabbiner mit einem tüchtigen Loch

im Kopf auf ihre Schultern, und liefen davon, so daß der theologische Kampf zwischen den Mönchen und Juden auf einmal ein Ende hatte. Da trat der Abt zum alten Ritter und sprach: Sire, ihr habt da eine Thorheit begangen, daß ihr so zugeschlagen habt! „Ei was, antwortete der Ritter, ihr habt noch eine größere begangen, daß ihr eine solche Disputation angestellt.“ — Die Art des alten Ritters, seine Religionsgegner zu überzeugen, war freilich ziemlich ritter-, oder, wenn man lieber will, ein wenig pferdemäßig; aber in seiner kurzen Antwort ist doch mehr Sinn, als in des Abts von Clugny ganzer feierlicher Disputationshandlung.

2) Heinrich, Graf von Champagne, der Großvater des berühmten Königs Thibaut von Navarra, wurde wegen seiner Freigebigkeit le Large zubenamt; und wirklich hatte der gute Fürst so schöne Kirchen und Klöster gestiftet, und mit allen Arten von Wirkungen seiner Gutherzigkeit und Neigung zum Verschenken seine Schätze so erschöpft, daß ihm endlich nichts mehr zu geben übrig blieb. Er hatte einen Secretär oder Maître Clerc, wie man damals sagte, Namens Arthaud von Nogent, der von Geburt ein Villain (d. i. vom Bauernstande) und sogar ein Leibeigner seines Fürsten war. Da er diesen Secretär vorzüglich liebte, so nahm sich dieser zuweilen die Freiheit, seinem Herrn wegen seiner übermäßigen Freigebigkeit nachdrückliche, wiewohl immer fruchtlose, Vorstellungen zu thun. Eines Tages, da der Graf aus der Kirche ging, warf sich ihm ein armer Ritter zu Füßen, und rief mit lauter Stimme und weinenden Augen: Sire Comte, ich bitte Euch um Gottes willen, wollet so gnädig seyn, und mir so viel geben, daß ich meine beiden Töchter, die Ihr da sehet, ausstatten könne; denn ich vermag's nicht aus eignen Mitteln. Arthaud von Nogent, der hinter dem Grafen stund, sprach

zum Ritter: Sire, Ihr thut unrecht, daß Ihr meinem gnädigen Herrn was abbetteln wollt; denn er hat bereits so viel verschenkt, daß er nichts mehr zu verschenken hat. Der Graf, der dieß hörte, drehte sich mit zornigem Gesichte gegen Arthaud um, und sprach: Sire Villain, Ihr spart die Wahrheit, wenn Ihr sagt, ich habe nichts mehr zu verschenken; denn ich habe wenigstens Euch noch, und schenk Euch hiemit dem Ritter. Da, Herr Ritter, nehmt ihn hin, er soll Euch geschenkt seyn, und ich leiste Euch die Gewähr für ihn.

Der arme Ritter packte sofort Meister Arthauden beim Wamms, mit der Versicherung, er würde ihn nicht loslassen, bis er sich freigekauft hätte; und so mußte sich der gute Clerc gefallen lassen, dem Ritter für seine Freiheit fünfhundert Pfund zu bezahlen; eine Summe, die nach damaligem Gelde, und nach damaliger Art zu leben, mehr als hinlänglich war, ein Paar mannbare Ritterstöchter mit Ehren unter die Haube zu bringen.

3) Aus der Geschichte ist bekannt, daß Margaretha von Provence, König Ludwigs Gemahlin, ihren Gemahl auf seinem unglücklichen Kreuzzuge nach Palästina begleitete; wo gleich anfangs der tapfere Graf von Artois, sein Bruder, das Leben verlor, und er selbst bald darauf in die Gefangenschaft des Aegyptischen Sultans Turan-Schah gerieth. Die Königin hielt sich damals zu Damiette auf, wo sie, wenige Tage nach erhaltner Nachricht von der Gefangenschaft des Königs, von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Johann, und wegen der traurigen Umstände, unter denen er geboren wurde, den Beinamen Tristan erhielt; einen Namen, den der Roman Tristan von Leonnois damals berühmt machte. „Als die Königin das Unglück ihres Gemahls er-

fuhr, gerieth sie (um die Anekdote so viel möglich mit Joinville's eignen Worten zu erzählen) in eine so heftige Unruhe an Leib und Gemüth, daß ihr auch bei Nacht im Schlaf immer vorkam, sie sehe die Kammer voller Saracenen, die sie erwürgen wollten; und schrie unaufhörlich: Hülfe, Hülfe! wo doch keine Seele bei ihr war, als ein alter mehr als vierundachtzigjähriger Ritter, der aus Furcht, daß ihrer Leibesfrucht kein Unfall zustoße, die ganze Nacht am Fuße ihres Bettes wachen mußte. Und so oft die Königin schrie, hielt er sie bei den Händen, und sagte: Madame, beruhigt Euch, es ist niemand da als ich, fürchtet nichts! Und kurz zuvor, ehe die gute Dame niederkam, hieß sie alle Anwesenden aus der Kammer gehn, außer den besagten alten Ritter. Da fiel die Königin auf die Kniee vor ihm und bat ihn, daß er ihr die Gabe verwilligen möchte, um die sie ihn bitten würde; und der Ritter sagte ihr's bei seinem Eid. Da sprach zu ihm die Königin: Herr Ritter, ich bitte Euch, bei der eidlichen Zusage, die Ihr mir gethan habt, wenn die Saracenen diese Stadt einnehmen, daß Ihr mir den Kopf abschlaget, ehe sie mich in ihre Gewalt bekommen können. Und der Ritter antwortete ihr: „er wolle es willig und gerne thun, und sey ihm schon selbst in die Gedanken gekommen, es so zu machen, wenn sich der Fall begeben sollte.“ Züge von dieser Stärke, die in den historischen Urkunden dieser Zeit nicht selten sind, beweisen, daß die Verfasser der alten Ritterromane die edeln Gesinnungen, so sie ihren Helden und Heldinnen geben, nicht aus der Luft gegriffen. Ueberhaupt läßt sich wohl, zur Ehre der Menschheit, zuversichtlich behaupten, daß kein Dichter fähig ist eine so schöne Gesinnung oder Handlung zu ersinnen, die nicht eine wirkliche Person irgendwo wirklich gehabt oder gethan hätte.

4) Jetzt nur noch einen Zug der erstaunlichen Dumpfheit und Leichtgläubigkeit der damaligen bravsten Leute. Joinville spricht vom Nil, dessen sonderbare Eigenschaften vor andern Flüssen in der Welt in den Augen unsrer wackern Franken ein gar seltsames Wunder waren; und erzählt, mit der treuherzigsten Einfalt von der Welt, er komme aus dem irdischen Paradies. „Und wenn der Fluß (so fährt er fort) in Aegypten eintritt, so gibt es da im Lande eine Menge Leute, die sich auf dieß Geschäft verstehen, etwa wie die Fischer auf unsern Flüssen; die werfen des Abends ihre Netze in den Fluß, und des Morgens finden sie solche voll Gewürze, als da sind, Caneel, Ingwer, Rhabarber, Nelken, Aloëholz und viele andere gute Sachen, die man hier zu Lande gar theuer verkauft; und sagt man, daß diese Sachen alle aus dem irdischen Paradiese kommen, wo der Wind sie von den schönen Bäumen abwirft, die im irdischen Paradiese sind; eben so wie der Wind in unsern Wäldern das dürre Holz herabwirft. Und alles was nun davon ins Wasser fällt, das führt das Wasser fort, und die Kaufleute sammeln's und verkaufen's uns um schwer Geld.“ — Es ist (wie Herr v. Paulmy anmerkt) sehr wahrscheinlich, daß die Aegyptischen, Arabischen und Indianischen Kaufleute unsern Europäern dieses Mährchen aufhefteten, um den Specereien, welche sie theils aus Arabien, theils aus Indien zogen, in ihren Augen einen desto größern Werth zu geben, und ihnen die wahre Quelle, woraus sie diese Reichthümer schöpften, zu verbergen.

5) In eben diesem Geschmack erzählt der ehrliche Joinville auch die vorgebliche Gesandtschaft, die der Chan der Tatarn an den heiligen Ludwig geschickt haben soll, um ihn um seine Freundschaft zu bitten, und ihm seine Neigung zum

christkatholischen Glauben anzuzeigen. Es ist schwer zu sagen, wie es mit dieser unglaublichen Gesandtschaft hergegangen seyn mag; aber daß der gute König dabei betrogen worden ist, ziemlich handgreiflich. Genug, er nahm die Farce für Ernst, und schickte dem Chan hinwieder eine Ehrengesandtschaft in den Personen zweier Bettelmönche, eines Franciscaners und eines Dominicaners, welche drei Jahre mit ihrer Reise zubrachten. Was Joinville davon erzählt, muß aus des Bruder Wilhelm Rubruguis, des einen von diesen seltsamen Ambassadoren eigener (aus der allgemeinen Geschichte aller Reisen bekannten) Relation berichtigt werden, und macht eine so widersinnische Geschichte aus, als nur immer eine in den Romanen dieser Zeiten zu finden ist. Die beiden mönchischen Excellenzen überbrachten dem Chan im Namen ihres Herrn unter andern ein kostbares Zelt von Scharlach, in Form einer Capelle, in welches (nach Joinville's eignen Worten) der ganze christliche Glaube gestickt war, unter anderm, wie der Engel Gabriel der heil. Jungfrau erscheint, und wie unser Herre Gott geboren worden, und seine Taufe, Passion, Auferstehung u. s. w. nebst einer vollständigen Garnitur aller Erforderlichkeiten, um die Messe zu singen. Die beiden Mönche erschienen bei der Audienz in ihrem priesterlichen Ornat, der eine mit einem Crucifix, der andere mit einem Marienbilde in der Hand, und proponirten dem Chan, im Namen seines guten Bruders des König Ludwigs IX — ein Christ zu werden; und, um ihm desto mehr Lust dazu zu machen, stimmten sie mit großen Feierlichkeiten ein helles Salve regina an. Unglücklicherweise verstanden sie gerade so viel vom Tatarischen, als man an des Chans Hofe von ihrem Latein verstand. Die ganze Gesandtschaft war also ein immerwährendes Mißverständniß, und die Anreden der Abgesandten, so wie die

Antworten der Tatarn, wahre Coq-à-l'ane. Denn der Tatarische Kaiser (vermuthlich einer von den Söhnen oder Enkeln des großen Dschengischan) nahm das alles für eine Art von feierlicher Huldigung an, die ihm Gott weiß welch ein Heidenkönig vom Ende der Welt her durch diese Wunderthiere von Abgesandten leisten lasse. Er schien sehr vergnügt darüber zu seyn, ließ die Herren nach Tatarischer Weise mit saurer Pferdemilch bedienen, und schickte sie mit einem Geschenke von verschiedenen schönen Pferden, und einem Schreiben an den guten König Ludwig zurück, worin Se. Tatarische Hoheit sich den Titel eines Sohnes Gottes, und obersten Chan und Selbstherrscher über alle Könige und Herren des Erdbodens gibt, und dem heil. Ludwig befiehlt, sich in allem, dem Glauben und den Gesetzen des großen Dschengischan zu fügen, wenn er Theil an seiner Huld und Freundschaft haben wollte. Die beiden Mönche brachten diesen Brief zurück, und versicherten den König Ludwig, daß der Chan sie vollkommen wohl aufgenommen habe, und daß nichts Leichter's seyn würde, als die ganze Tatarei zum christlichen Glauben zu bekehren, und dem heil. Stuhle zu unterwerfen — insofern nur der König und der Papst in die Projecte eingehen wollten, welche der ehrliche Rubruguis in der Einfalt seines Herzens entworfen hatte, und die zum wenigsten eben so klug ausgedacht waren, als die ganze Ambassade.

3.

Isokrates.

Vor der Uebersetzung von dessen panegyrischer Rede lieferte Wieland eine Einleitung und Grundriß derselben im Attischen Museum Bd. 1, S. 1 fgg.



K.

Kritiker.

1789.

Unlängst fiel mir folgendes Epigramm in die Hände:

Ein Dichter, den in kühnem Flug
Der Pegasus gen Himmel trug,
Erhob sich mit des Adlers Eile:
Da schrie mit ungestümem Ruf
Ein Kritikaster: weile! weile!
Daß ich am letzten Hinterhuf
Dir noch den letzten Nagel feile.

Daß der Kritiker (wie er auf der Ueberschrift dieser kleinen allegorischen Erzählung betitelt ist) im Gedicht selbst zum Kritikaster wird, muß uns nicht irre machen. Denn, da die Rede vom Feilen ist — wovon die Aristarche, Horaze, Quintiliane u. s. w. keinen Dichter, seine Eile möchte auch noch so groß seyn, dispensiren: so gilt es hier wohl den Kritikern selbst. Aber, aufrichtig zu reden, kein Dichter, wie eilig ihn auch sein Pegasus gen Himmel trägt — eine Reise, die man freilich keinem, der Lust dazu hat, verbieten kann — kein

Dichter ist zu entschuldigen, wenn er sich, durch diese Bilder von Pegasus, und Himmelanfliegen, und ungefeilten Hufnägeln und dergl. für gerechtfertigt hält, wenn er seine Werke nicht eben so polirt, als er sich zu thun verbunden erkennen wird, sobald er ein anderes Bild wählt, und seine Muse, anstatt zu einem Flügelpferde, zu einer Malerin oder Bildnerin macht. Die poetische Begeisterung (denn die ist doch wohl unter dem Pegasus gemeint) weiß allerdings von keiner Feile, und kann sie zu nichts brauchen. Auch läge dem Reiter, der sich auf einem wirklichen Flügelpferde zu den blauen und purpurfarbenen Ziegen, welche Sancho am Himmel grasen sah, erhübe, nichts daran, ob der letzte Nagel am linken Hinterhufe glatt gefeilt wäre oder nicht; oder vielmehr, auch der ärmste Kritikaster weiß, daß Pegasus, der keine andern als Luftreisen macht, gar nicht beschlagen ist; und der Epigrammatist kann es daher niemand übel nehmen, wenn er das ungestüme Geschrei des Kritikasters und die ganze Erzählung für ein sehr apokryphisches Geschichtchen hält. Aber, wie dem auch seyn mag, der begeisterte Dichter schreibt in einer Sprache, die nicht er erfunden oder regulirt hat, sondern worin er sich nach den Gesetzen und dem Gebrauch, die schon lange vor ihm waren, richten muß; er schreibt in Versen, die, aller seiner Begeisterung ungeachtet, alle Vollkommenheiten der Eurhythmie, des Wohlklangs, des schönen Flusses, und der übrigen dem Gegenstande besonders anpassenden Eigenschaften der Versification haben müssen, oder abscheulich sind — und, was noch mehr ist, er bleibt, wie rasch sein Pegasus mit ihm davon fliegen mag, den Gesetzen des gesunden Denkens und richtigen Zusammensetzens seiner Gedanken, d. i. der Logik so gut unterworfen als ob er zu Fuße ginge. Die Moral dieses Sinngedichts, wenn es anders eine

haben soll, ist also auf alle Fälle Ketzerei. Daraus, daß auch das größte und vollkommenste Menschenwerk selten ganz ohne Flecken ist, folgt nicht, daß es ohne Flecken nicht noch vollkommner wäre: und wiewohl wir geringe Fehler verzeihen können und sollen, so ist doch des Dichters Ruhm, daß man ihm nichts zu verzeihen habe; und wofür wollte ein selbst vortrefflicher Dichter durch Epigramme gegen Kritiker und Kritikaster den Verdacht gegen sich erwecken, als ob er einen Freibrief gegen die Kritik zu haben wünsche?

L.

1.

Loyse Labé,

genannt la belle Cordière.

Sappho, Corinna, Aspasia, Leontium — die ersten Bilder, die aus dem Tempel der Grazien hervorleuchten, sind die ihrigen; und ihre bloßen Namen erwecken in uns die Vorstellungen von allem, was die Verbindung der seltensten Naturgaben mit den schönsten Talenten Anziehendes und Bezauberndes hat: wir beneiden diejenigen, die einst so glücklich waren diese reizenden Geschöpfe zu sehen, zu hören, ihres Umgangs zu genießen, von ihnen geliebt zu werden; und gleichwohl kann ein einziges kleines Blatt alles fassen, was von ihrer Lebensgeschichte bis auf uns gekommen ist.

Wenn die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, welche der schönen Seilerin erwähnen, und vornehmlich die Italiänischen und Französischen Versemänner, die sich im Lob ihrer Gaben, Reizungen und Vollkommenheiten erschöpft haben, Glauben verdienen, so war Luise Labé die Sappho und

Corinna, die Aspasia und Leontium ihrer Zeit in Einer Person; aber eine für unsre Wißbegierde unangenehme Aehnlichkeit dieser wundervollen Lyonerin mit ihren Griechischen Vorgängerinnen ist, daß wir eben so wenig Umständliches und Befriedigendes von ihrem Leben wissen als von jenem. In Ermangelung dessen hat der neueste Herausgeber ihrer Werke, und der vom Parnasse des Dames, diesen Mangel näherer historischer Nachrichten aus seiner Imagination zu ersetzen gesucht, und uns unter dem Namen einer Lebensbeschreibung der schönen Seilerin die Skizze zu einem kleinen Roman gegeben, den wir vielleicht in der Bibliothèque des Romans (deren Vorrathskammern ziemlich erschöpft zu seyn beginnen), unversehens zu einem förmlichen Werkchen dieser Art ausgemalt finden werden. Das Zuverlässigste was man von ihr weiß, besteht in folgendem.

Luise Labé wurde zu Lyon im Jahr 1526 oder 1527 geboren. Von dem Stande und den Glücksumständen ihrer Eltern ist nichts bekannt. Daß ihr Vater Charly, genannt Labé, heißt, ist alles was man von ihm weiß; das übrige beruht auf Vermuthungen, die meistens von der Art, wie er sie erzog, und zuerst in der Welt producirte, hergenommen, aber um so ungewisser sind, da es eben sowohl möglich ist, daß er an diesem allem wenig oder gar keinen Theil gehabt haben mag. Indessen muß ihre Erziehung so außerordentlich gewesen seyn als ihre Fähigkeiten und Neigungen; denn schon in ihrem funfzehnten Jahre fanden sich alle Gaben der Minerva in ihr vereinigt. Sie sang, sie spielte die Laute, sie verstand Griechisch und Latein, Italiänisch und Spanisch; sie stickte wie Arachne, konnte fechten und ein Turnierpferd herumtummeln wie Virgils Camilla und liebte, wie diese, die Jagd und alle männlichen und kriegerischen Uebungen — kurz

Luise Labé war, in einem Alter wo unsre meisten Mädchen kaum aufgehört haben mit Puppen zu spielen, ein Wunder ihres Geschlechts. Die Gewährsleute für dieß alles sind theils die Verfasser der Lobgedichte, die man ihren Werken beigefügt findet, theils sie selbst in ihrer Elegie an die Damen von Lyon, worin sie sich herabläßt, dieselben um billige Nachsicht gegen die Leidenschaft, die in ihren Gedichten athmet, zu bitten.

Quand Vous lirez, o Dames Lionnoises,
Ces miens ecrits plens d'amoureuses noises,
Quand mes regrets, ennuis, despits et larmes
M'orrez chanter en pitoyables carmes,
Ne veuillez point condamner ma simplesse
Et jeune erreur de ma folle jeunesse,
Si c'est erreur. Mais qui dessous les Cieux
Se peut vanter de n'estre vicieux?

Hier recensirt sie verschiedne Arten von Lastern, womit der größte Theil der Sterblichen behaftet sey, und fährt dann in ihrer naiven Manier fort:

Je ne suis point sous ces planettes née
Qui m'eussent pû tant faire infortunée.
Onques ne fut mon œil marry de voir
Chez mon Voisin mieux que chez moy pleuvoir;
Onq ne mis noise ou discord entre amis:
A faire gain jamais ne me soumis;
Mentir, tromper, et abuser autrui,
Tant m'a desplû que mesdire de lui.

Kurz, das Bild das sie von der Unschuld und gutherzigen Beschaffenheit ihres Charakters macht, verdient um so

mehr für wahr gehalten zu werden, da dieß der gewöhnliche Charakter der Seelen ist, über welche die Liebe die meiste Gewalt hat. Denn diese (wie sie offenherzig gesteht) war die einzige Quelle aller ihrer Schwachheiten, und zwar in einem Alter, wo sie unerfahren genug war, sich im Schutz der Minerva und des Kriegsgottes, denen sie sich einzig gewidmet, vor Amors Nachstellungen sicher zu halten.

Mais si en moy rien y ha imparfait,
Qu'on blame Amour; c'est lui seul qui l'a fait.
Sur mon verd age en ses laqs il me prit,
Lorsqu' exerçoi mon corps et mon esprit
En mile et mile euvres ingenieuses,
Qu'en peu de tems me rendit envieuses.
Pour bien savoir avec l'esguille peindre
J'eusse entrepris la renommée esteindre
De celle-la, qui plus docte que sage,
Avec Pallas comparoit son ouvrage.
Qui m'eust vû lors en Armes fiere aller,
Porter la lance et bois faire voler,
Le devoir faire en l'estour furieus,
Piquer, volter le cheval glorieus,
Pour Bradamante ou la haute Marfise,
Seur de Roger, il m'eust possible prise.
Mais quoy? Amour ne peut longuement voir
Mon Coeur n'aymant que Marset le Savoir etc.

Der Orlando des göttlichen Ariosts (wie er in Italien heißt) war um diese Zeit in Frankreich beinahe eben das, was er von seiner ersten Bekanntmachung an bei seiner eignen Nation war — das Buch, das jedermann las und wieder las — so viel auch die Kritiker daran auszusetzen hatten, und so

sehr die weisen Herren, die sich's für Schande hielten, an Mährchen Freude zu haben, sich über den Geschmack des armen menschlichen Geschlechts ärgerten. Vermuthlich war es das Lesen dieses so reizvollen poetischen Ritterbuchs, was in der jungen Luise Labé den allzukühnen Gedanken entzündete, den Heldinnen Ariosts nachzueifern. Genug sie waffnete sich mit Helm und Lanze, zog im Jahr 1542 zu dem Kriegsheer des Dauphin, nachmals König Heinrich II, wohnte der Belagerung von Perpignan bei, und machte unter dem Namen des Capitän Loys so viel Aufsehens, als man sich vorstellen kann. Die Franzosen hatten damals noch viel von den Begriffen, Sitten und Gebräuchen ihrer ehmaligen Ritterzeiten; Franz I und der Dauphin Heinrich waren beide stark im Geschmack der irrenden Ritterschaft, und die ersten Bücher des Amadis de Gaule, die, um diese Zeit aus dem Castilianischen ins Französische übersetzt, die Lieblingslecture des Hofes und der Nation wurden, schienen dem Geist der Chevalerie ein neues Leben zu geben. Ohne Zweifel kam alles dieß der jungen Luise bei einem Abenteuer zu statten, welches uns lächerlich und tollhäusisch vorkommt, aber damals eine ganz andere Wirkung that, und die junge Heldin, anstatt ihr zum mindesten Nachtheil zu gereichen, in den Augen der galanten und courtoisen Ritter im Lager des Dauphins wenigstens eben so bewundernswürdig machte, als es in unserm Jahrhundert in Italien eine gelehrte Dame, die den Katheder als Professorin besteigt, in den Augen der Signori Illustrissimi ist, die einen Kreis von Zuhörern und Bewunderern um sie her schließen.

Vermuthlich war es in dem Lager vor Perpignan, wo Amor die ungewahrsame junge Abenteuerin lehrte, daß ihr Herz aus einer zu weichen Masse gebildet sey, als daß sie in den Fußstapfen der Marfisen und Bradamanten viele Lorbeern

zu sammeln hoffen durfte. Genug, der Feldzug lief nicht so glücklich ab als man gehofft hatte, und Capitän Louis kehrte, wieder in Luise Labé verwandelt, im langen Rocke nach Lyon zurück, um, statt Schwert und Lanze, wieder die Nadel der Arachne und die Laute der Sappho zu ergreifen, und die unheilbare Liebeswunde zu beklagen, die ihr Amor im Lager vor Perpignan beigebracht hatte.

Von dieser Zeit an bis zum Jahr 1555, in welchem sie ihre Schriften mit einer Art von apologetischer Zueignungsschrift an Mademoiselle Clemence de Bourges, Lionoise, herausgab, ist nichts Zuverlässiges von ihr bekannt; aber sowohl aus der Unterschrift Loyse Labé, als aus dem ganzen Ton dieser Zueignung, und dem Umstande, daß die poetischen Stücke dieser Sammlung größtentheils aus verliebten Klagen oder Trastulli bestehen, ist zu vermuthen, daß ihre Verheirathung mit dem reichen Seiler Ennemond Perrin erst nach diesem Zeitpunkt erfolgt sey. Dieser Mann hatte sich in seiner Profession so emporgeschwungen, daß er sie zuletzt im Großen treiben und einen Kaufmann vorstellen konnte, der ein sehr ansehnliches Gewerbe mit Schifftauen und allen Arten von Seilerwaaren führte. Er besaß ein großes Haus mit einem weitläufigen, nach damaliger Art prächtigen Garten, und einer Menge Gebäude zum Behuf seiner Manufactur und Handlung, so daß er eine ganze Straße damit einnahm, welche noch bis diesen Tag den Namen de la belle Cordière behalten hat. Ennemond Perrin mag, wie er sich unsre Lyonnesische Sappho beilegte, schon ein bejahrter Mann gewesen seyn, und den Trost, eine so liebenswürdige Gemahlin zu besitzen, nicht viele Jahre genossen haben. Denn, da er ohne Kinder verstarb, hinterließ er ihr, unter Substitution seiner Neffen, den Besitz seines ganzen Vermögens; sie selbst aber starb im

März 1566 im vierzigsten Jahr ihres Alters, und genoß also ihres Glückes als Ehefrau und Wittwe aufs längste nur neun bis zehn Jahre.

Die Epoche ihres Lebens, die ihr den Namen der schönen Seilerin verschaffte, war auch diejenige, in welcher das Haus ihres Mannes durch sie zu einer Akademie der Musen und Grazien wurde, wo Gelehrte, Künstler und Fremde, von dem Ruhm der Talente und Reizungen der schönen Seilerin angezogen, haufenweise zusammenflossen, um von den Annehmlichkeiten ihres Umgangs und der guten Gesellschaft, die man immer in ihrem Hause antraf, vermuthlich auch von der Tafel und den guten Weinen des alten Ennemonds zu profitiren, der sich's zur Ehre schätzte, der Gemahl einer Frau zu seyn, die so viele vornehme und gelehrte Herren zu Verehrern hatte, und ihm in seinen alten Tagen so viele werthe Freunde verschaffte. Kurz, dieß war der Zeitpunkt, wo Loyse zu Lyon eine Art von Aspasia vorstellte, aber — wie niemanden, dem der Lauf der Welt nicht ganz unbekannt ist, befremdlich vorkommen wird — auch das Mißvergnügen hatte, von ihren Mißgünstigen und von dem großen Haufen, der den Grazien nie geopfert hat und von dem,

„was edle Seelen Liebe nennen,"

si kei en Begriff machen kann, wie Aspasia verleumdet und in ein ganz falsches Licht gestellt zu werden. Daß sowohl ihre eigenen Poesien, als die indiscreten und hyperbolischen Lobgedichte ihrer Verehrer einigen Vorwand hierzu geben konnten, ist nicht wohl zu läugnen: aber daß in diesen oder jenen etwas sey, das die schändliche Qualificirung Courtisane Lionoise, womit Bayle unsre Lyonische Sappho auf das bloße

Zeugniß des Du Verdier *) belegt, hinlänglich begründen könnte, glauben wir aus guten Ursachen läugnen zu können; und Bayle, der weder die Schriften der schönen Seilerin selbst gelesen, noch (wie es scheint) andre gleichzeitige Geschichtschreiber, **) die ihrer mit Lob erwähnen, zu Rathe gezogen, kann von dem Vorwurf, seiner sonst gewöhnlichen kritischen Billigkeit in dem Artikel dieser Dame gänzlich vergessen zu haben, schwerlich freigesprochen werden.

Es ist wahr, die Gedichte der Loyse Labé athmen fast alle eine Leidenschaft, die sie nicht bloß poetischer Uebung halben erdichtet haben mag, und ihre Entschuldigung an die Damen zu Lyon redet hierüber deutlich genug; aber gewiß, wenn Marguerite von Navarra ungeachtet ihrer sehr freien Novellen eine Frau von unbezweifelter Tugend seyn konnte, so sehen wir nicht, mit welcher Billigkeit man die naive Loyse Labé wegen einer unfreiwilligen und wahren Leidenschaft für einen einzigen Ungetreuen oder Unempfindlichen zur Courtisane machen könnte. Auch ist der ganze Ton ihrer Zueignungsschrift an Clementine von Bourges (eine junge Dame von Lyon von gutem Hause und unbescholtner Tugend, und ebenfalls wegen ihrer Schönheit, Talente und Liebe zu den schönen Wissenschaften berühmt) ein offenbarer Beweis, daß sie sich bei Publication ihrer Gedichte nichts Böses bewußt war, und, außer dem Tadel der Kunstrichter, keine andre Gefahr dabei

---

*) In seiner Bibliothèque Françoise, die zu Lyon im Jahre 1585 in Folio herausgekommen, pag. 822. Seine Ausdrücke von unserer Dichterin, welche Bayle ganz abgeschrieben hat, sind nicht anständig genug, um hier wiederholt zu werden. W.

**) Z. B. Guillaume Paradin in seiner Histoire de Lyon 1573. Fol. L. III. chap. 29. François Grudé, Sieur de la Croix du Maine, Bibliothèque Erançoise 1584. Fol. p. 281.

zu laufen glaubte. Was die ihren Werken beigedruckten Lobgedichte betrifft, so können wir zwar nicht in Abrede seyn, daß man heutiges Tags von einem Frauenzimmer nicht sehr vortheilhaft denken würde, das sich z. B. so loben ließe:

Celui qui fleure en la baisant
Son vent si dous et si plaisant,
Fleure l'odeur de la Sabée,
— — — — — — —
Celui qui contemple son sein,
Large, poli, profond et plein,
De l'Amour contemple la gloire;
Qui voit son tetton rondelet
Voit deux petits gazons de lait
Ou bien deux boules d'ivoire.
— — — — — — —
Quant à ce que l'acoutrement
Cache, ce semble, expressement
Pour mirer sur ce beau Chef d'euvre
Nul que l'Ami ne le voit point,
Mais le grasselet embonpoint
Du visage le nous descoeuvre (decouvre.)
u. s. w.

allein dagegen muß man auch bedenken, daß dieser Dichter erstlich, wie er selbst gesteht, von Amors Pfeil angeschossen und also nicht recht bei Verstande war; zweitens, daß er in seiner Analyse der Schönheiten seiner Dame mit Ariosts Olympia wetteifern, oder sie vielmehr ziemlich wörtlich copiren wollte; und drittens, daß das Decorum der damaligen Zeiten nicht das Decorum der unsrigen war, wie man sich nur allein aus Ronsards und Marots Gedichten, und aus Brantome's

Prose, mehr als hinlänglich überzeugen kann. Nimmt man zu allem diesem noch, daß Ennemond Perrin, der (mit aller Simplicität und Bonhomie, die wir bei ihm auch immer voraussetzen mögen) doch ein angesehener und reicher Bürger von Lyon war, unsre Dichterin erst nach der Bekanntmachung ihrer Werke heirathete, und daß er sie bei seinem Absterben zur Erbin seines ganzen Vermögens einsetzte: so dünkt uns, jenes beweise daß ihr Charakter damals noch unbescholten, und dieses daß er mit ihrer Aufführung vollkommen zufrieden gewesen sey.

Die sämmtlichen angeführten Gründe sind vielleicht nicht stark genug, die schöne Seilerin von allem Verdachte zu befreien. Liebenswürdig, zärtlich, passionirt, durch ihre Denkart über die gewöhnlichen Formen ihres Geschlechts weggesetzt, und von Anbetern in Prose und Versen umgeben, welche vielleicht nicht alle geneigt waren, wie Petrarca nur zu lieben, um Sonnette auf den Abgott ihres Herzens machen zu können — bleibt es immer sehr möglich, daß sie das was man damals le don de l'amoureuse mercy nannte, irgend einem — vielleicht auch, mit Verlauf der Zeit, mehr als Einem Begünstigtern octroyirt haben könnte. Aber de occultis non judicat ecclesia; und wenn ihr ja von dieser Seite etwas Menschliches begegnet seyn sollte, so ist sehr glaublich, daß sie wenigstens den Gesetzen des Wohlstandes getreu geblieben, und daß Du Verdier, zu der allzu leichtsinnigen Art, wie er von ihren Sitten spricht, bloß durch einseitige Berichte von ihren Feinden und Mißgünstigen verleitet worden. Doch genug hiervon. Wer noch mehr zu ihrer Vertheidigung zu lesen Lust hat, den verweisen wir auf ihre Lebensbeschreibung vor der neuen Ausgabe ihrer Schriften; welche letztern uns überhaupt am geschicktesten scheinen, der Nachwelt von dem Charakter dieses

liebenswürdigen Geschöpfes eine günstige Meinung zu geben. Alles was von ihr gedruckt ist, sind drei Elegien, vierundzwanzig Sonnette und eine prosaische Composition, Débat de Folie et d'Amour betitelt, die aus fünf Dialogen besteht und eine bekannte Fabel zur Grundlage hat. Dieses Werkchen ist nach damaliger Art mit Witz und Geist geschrieben, verdient aber den Namen eines Drama's nicht mehr als Platons Symposium, wiewohl es dem Herausgeber des Parnasse des Dames zu sagen beliebt, es sey die einzige Komödie aus dem sechzehnten Jahrhundert dans le genre charmant de l'auteur de l'Oracle et des Graces. Da die Ausgaben von 1555 und 1566 sich so selten gemacht, daß in Lyon selbst nur noch zwei Exemplare davon aufzutreiben waren, so hat eine Gesellschaft von Gens de Lettres daselbst eine neue veranstaltet, die im Jahr 1772 bei den Gebrüdern Duplain herausgekommen ist, und mit den Nachrichten von ihrem Leben und den Escrits de divers Poétes à la louange de Loyse Labé (worunter auch eine sehr artige Griechische Ode ist) zweihundertsechsunddreißig Octavseiten einnimmt.

2.

Linguet.*)

Dessen Annalen und Lavaters physiognomische Fragmente.

1779.

Linguet hat durch seine Beredsamkeit als Sachwalter und als Schriftsteller — durch seine Neigung, beinahe über alles in der Welt anderer Meinung zu seyn als andre Leute — und durch seine Händel mit der ehrsamen Innung der Parlamentsadvocaten zu Paris, die ihn aus ihrem sogenannten Tableau ausgewischt haben, und mit dem Parlament selbst, bei welchem er gegen diese Vergewaltigung vergebens Schutz gesucht — seinen Namen seit einigen Jahren allzu bekannt gemacht, als daß er irgend einem ganz fremd seyn könnte.

Von seiner schimmernden Seite gesehen, scheint er einer der letzten Sterne zu seyn, welche die zunehmende Verfinsterung des Französischen literarischen Himmels sichtbarer machen. Seine Talente sind mannichfaltig, seine Kenntnisse ausgebreitet (wiewohl eben deßwegen fast immer seicht und

---

*) Simon Nicolas Henri Linguet, geb. zu Rheims 1736, und guillotinirt am 17 Jun. 1794, richtete als Parlamentsadvocat zu Paris die Aufmerksamkeit auf sich durch seine Vertheidigungsschriften für den Grafen von Morangies, dessen Proceß gegen die Erben der Wittwe Veron zu den allermerkwürdigsten gehört. Durch die Heftigkeit in seinen Vorträgen zog er sich den Haß des Parlaments zu, und er wurde von der Advocatur entfernt, worauf er als eine Art von Märtyrer auftrat. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. S. Ersch gel. Frankr.

unzuverlässig), und in der berüchtigten Kunst, die an Sokrates und Plato so unversöhnliche Gegner hatte, der Kunst, eine schlimme Sache besser zu machen, ist er vielleicht der erste Meister unsrer Zeit.

Es ist beinahe unmöglich, daß die Profession, die er vormals, mit einem Erfolg der vielleicht die Hauptquelle seines nachmaligen Unglücks war, getrieben, einem so lebhaften Geiste nicht einen besondern Schwung gegeben haben sollte, der ihn als Schriftsteller aus den meisten seiner Sprach- und Zeitgenossen ausheben mußte. Ich meine hier nicht sowohl die Gewohnheit, Declamationen für Raisonnements zu verkaufen, die zwar (vor und nach dem großen Cicero) allen gerichtlichen Rednern mehr oder weniger, je nachdem ihre Sache schlechter oder besser war, beigewohnt hat, worin er aber gleichwohl allenthalben eine Menge Gesellen hat, die niemals Sachwalter gewesen sind: ich meine vielmehr die Neigung — Sätze zu behaupten, bei denen er sich zum voraus eines allgemeinen Widerspruchs versehen kann — Sätze zu bestreiten, die mit dem Bilde und der Ueberschrift großer Männer zu gangbaren und überall ohne Widerspruch angenommenen Meinungen gestempelt waren; gegen Personen, die schon Jahrhunderte lang im Besitz der allgemeinen Hochachtung gewesen, den Advocatum Diaboli zu spielen — und andere gegen die ganze Welt in Schutz zu nehmen, deren Sache man längst als unheilbar aufgegeben hatte. Diese Art von Verdienst scheint Linguet als Sachwalter und als Schriftsteller hauptsächlich ambitionirt zu haben; und man muß gestehen, daß man verzweifelte Händel nicht scharfsinniger und mit einer täuschenderen Beredsamkeit vertheidigen kann, als er. Die Fertigkeit, die er hierin erlangt hat, ist ihm so sehr zur Natur geworden, daß sie auch, nachdem ihn die Verfolgungen seiner Widersacher zu einer so-

genannten freiwilligen Entfernung aus seinem Vaterlande getrieben, *) noch immer die Seele seiner ganzen Thätigkeit ist. Linguet blieb mitten in London immer Sachwalter, immer, und mehr als jemals, der redselige und unermüdliche Verfechter jeder Meinung, wo er, wie Lucans Cato, der einzige von seiner Partei zu seyn hoffen kann; nur mit dem Unterschied, daß er, anstatt daß er ehmals seine Talente mehr in Vertheidigung schlimmer Privatsachen übte, sich nun zum Advocaten der (leider!) verzweifelten Sache der Menschheit, und zum allgemeinen Contradictor aller und jeder aufwirft, welche ihm auf irgend eine Weise unbillige Ansprüche an sie zu machen, oder ihren Rechten und Freiheiten zu nahe zu treten scheinen.

Dieß ist, däucht mich, der vortheilhafteste Gesichtspunkt, woraus seine im Jahre 1777 angefangnen und bisher mit großem Erfolge fortgesetzten Annales Politiques, Civiles et Littéraires du XVIII. Siècle **) betrachtet werden können; ein periodisches Werk, dessen Ansprüche nichts Geringeres, als alle göttlichen und menschlichen Dinge umfassen, und welches, wenn die Ausführung der erregten Erwartung nur einigermaßen zusagen sollte, einen alles überschauenden Verstand, und (da Linguet sich dessen ganz allein unterfing) in einem einzigen Kopfe einen Umfang von Kenntnissen und Einsichten voraussetzt, den man kaum der ansehnlichsten gelehrten Gesellschaft, zusammengenommen, zutrauen dürfte.

Bei einer solchen Unternehmung möchte man wohl ausrufen:

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

*) Er kehrte dahin erst 1790 zurück.

**) Nach einiger Unterbrechung fing er sie im J. 1790 zu Paris wieder an.

Aber ein so rüstiger Kämpfer, wie Linguet, erschrickt vor keinem Abenteuer. Wenn es Gefühl seiner Kräfte ist, was ihn so außerordentlich zuversichtlich macht, so muß man gestehen, kein anderer hat jemals den Namen eines philosophischen Hercules mehr verdient; und er ist, troß aller Verfolgungen der Rabulisten, Encyklopädisten, Oekonomisten und Akademisten zu Paris, der beneidenswürdigste aller Sterblichen.

In der That läßt der Ton seiner Annalen nichts anders glauben, als daß dieser Mann sich selbst für das große Organ halten müsse, durch welches die Vernunft ihre Göttersprüche ertönen lasse. Nie hat irgend ein Schriftsteller zugleich mit mehr anscheinender Kaltblütigkeit, mit weniger Mißtrauen in sich selbst und mit weniger Achtung für andere geschrieben; und es sey nun, daß man ihn als Herold der Wahrheit, oder als Geschäftsträger des menschlichen Geschlechts, oder (welches der Charakter ist, worin er sich am meisten zu gefallen scheint) als Oberrichter über die Völker und Fürsten des Erdkreises — die ihm aus seinem kosmopolitischen Augenpunkt als so viele einzelne auf unserm Erdenkloße herumkrabbelnde Weltbürgerlein erscheinen — auftreten sieht, um mit einer Miene und einem Ton, für die ich keine Vergleichung kenne, die Erdenbewohner zu belehren, zu züchtigen und zu richten: so weiß man nicht, was man am meisten bewundern soll — ob den Mann, der in der süßen Trunkenheit seines Eigendünkels die Unfehlbarkeit der allgemeinen Vernunft für ein Attribut der seinigen hält? — oder die theure Leserschaar, die sich durch allen den Fracas imponiren läßt, und der man sich nur, mit anhaltender Dreistigkeit, für was man will zu geben braucht, um von ihr dafür gehalten zu werden; oder wenigstens (wie die Taschenspieler und Geisterbanner vom gemeinen

Volke) mit einer Art von grauenhaftem Respect als ein Wundermann angesehen zu werden, um den sich alles herdrängt, weil man Zeichen und Wunder von ihm erwartet, und dem gleichwohl niemand zu nahe zu kommen, oder recht unter die Augen zu schauen sich getraut, weil man sich vor eben dieser Zaubermacht fürchtet, von der man sich so gerne belustigen läßt.

Etwas diesem Aehnliches muß es doch wohl seyn, was die Augen der wackern Leute blendet, welche einem Schriftsteller, wie Linguet, das Compliment machen konnten: „man finde in jedem Artikel seiner politischen Annalen die Gründlichkeit des Raisonnements durch die Annehmlichkeit der Schreibart verschönert, und was ihnen den größten Werth gebe, sey der Ton von Freimüthigkeit und Wahrheit, der darin herrsche.“ Der weise Verfasser des Schreibens, das sich mit diesem Compliment anfängt, bekennt, daß ihm dieser Ton von Wahrheit ein Vertrauen zu Linguet einflöße, welches ihn alle Nachrichten, die er uns gebe, blindlings glauben mache. — Es wäre zu beklagen, wenn dieses blinde Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Herrn Linguet von so weitem Umfange wäre, als der Geschmack an der sachwalterischen Wohlredenheit seines Vortrags; und noch schlimmer, wenn sich dieß blinde Vertrauen bis auf die Urtheile und Meinungen über Dinge erstreckte, wovon Linguet oft nicht den mindesten Begriff hat, der ihm ein Recht gäbe, seine Meinung davon zu sagen. Wir können nicht so klein von dem Verstande des größern Theils seiner Leser denken, um zu befürchten, daß er einen so schädlichen Vortheil jemals über sie erhalten werde. Indessen ist doch nur zu gewiß, daß die außerordentliche Zuversichtlichkeit seines Tons viele dahinreißt; und es wäre allerdings nicht gleichgültig, wenn dieser Ton (wie es das Ansehen gewinnt) auch unter uns Nachahmer fände, die,

durch den Succeß einiger Franzosen aufgemuntert, sich die bekannte Trägheit unsers Publicums auf ähnliche Art zu Nutze machen wollten.

Versuchen wir also mit Linguet im Namen der Wahrheit ein wenig abzurechnen, und an einigen von den unzähligen Beispielen, wovon seine Blätter wimmeln, zu zeigen, wie sehr man Ursache habe, bei denjenigen auf seiner Hut zu seyn, die am meisten Lärm mit ihrem Eifer für die Sache der Wahrheit machen.

Niemand hat sich selbst je ein wichtigeres Air gegeben als Linguet. Das sogenannte Avertissement vor dem vierten Bande seiner Annalen enthält auf allen Blättern Proben davon, die bis zum Lächerlichen gehen. Da bei diesem Manne alles Phraseologie und Wendung und selbstbeliebige Art sich die Sachen vorzustellen ist, und da seine Sprache ihm dazu, mehr als irgend eine andre thun könnte, die größten Bequemlichkeiten darbeut: so weiß er beinahe einem jeden Federzug, den er thut, das Ansehen eines Verdienstes zu geben, und sogar die ekelhaften Ergießungen seiner Galle über Dalembert, Marmontel, la Harpe, Arnault, und andre seiner literarischen Widersacher, adelt er zu Verdiensten, die er dem Staat erweist, und „sein Herz genießt dabei le plaisir de faire le Bien Public. Das ist nun freilich ein Tic, den er mit dem geringsten Friseur und Tanzmeister seiner Nation gemein hat; aber man übersieht auch an einem Friseur, was man einem Manne, der sich für einen Philosophen gibt, nicht übersehen kann. Immerhin mag jener seine Locke, um einen Versuch über ihre Dauerhaftigkeit zu machen, in den Ocean tauchen; *) man lächelt, und damit ist's wie zuvor. Aber wenn der Sophist,

*) Yoriks Reisen.

der Schwätzer, der philosophische Taschenspieler Linguet von dem nunmehrigen geheimen Ort des Drucks der Lessons qu'il donne aux Hommes sagt: „mein der Wahrheit geheiligtes Werk soll in dem Brunnen gedruckt werden, worin die Verkehrtheit der Menschen, diese Tochter des Himmels, sich zu verbergen genöthigt hat:" so weiß man nicht, ob man über die Thorheit, welche bona fide so spricht, die Achseln zucken; oder was man der Unverschämtheit thun soll, die der Welt durch solche Phrases Staub in die Augen zu werfen vermeint. Gerne, wo es nur immer möglich ist, wollen wir glauben, daß der so ganz über allen Begriff gehende Thrasonismus dieses Mannes ein Fehler seines Verstandes, oder eine zur Gewohnheit gewordene Ungezogenheit sey, deren er sich selbst nicht mehr bewußt ist; und daß es ihm dabei wie jenem alten Gadriga gehe, der seine Lüge so lange erzählt hatte, bis er sie endlich selbst glaubte. Und wirklich scheint dieß der Fall zu seyn, sobald er von sich selbst spricht, welches ihm so oft begegnet, daß ein großer Theil seiner Annalen bloß mit dem Wind, den er von sich selbst macht, aufgeblasen ist. Es ist ziemlich begreiflich, wie ein Autor, der schon etliche Jahre gewohnt ist, das ganze Europa zum Confident seiner kleinen Privatangelegenheiten, seiner kleinen Zwistigkeiten und Fehden mit Parisischen Advocaten und Schöngeistern, und aller der kleinen oder großen Verfolgungen, die er von seinen Feinden erlitten haben soll, gemacht hat, sich endlich in die Illusion hineinschwatzt, sich für einen sehr wichtigen Mann zu halten, und allen seinen kleinen Schicksalen und Zufällen in seiner Einbildungskraft das Ansehen großer Abenteuer und wichtiger Weltbegebenheiten zu geben. Daher läßt sich z. B. erklären, wie es zugegangen sey, daß er in seiner Hoffnung, in der Schweiz eine Freistatt für den Druck seiner Annalen zu finden,

sich betrogen gefunden habe. Wäre Linguet ein bescheidener Mann, so würde er mit dieser Begebenheit (wenn er ja glaubte, daß die Welt davon unterrichtet seyn müsse) in etlichen Zeilen haben fertig werden können. Er würde sich begnügt haben zu sagen: man habe zu Genf, oder Bern, oder wo er sonst um die Freiheit seine Marktschreiersbude aufzuschlagen nachgesucht haben mag, aus politischen Rücksichten Bedenken getragen, ihm solche zu gestatten. Damit wär' es gut gewesen, und kein Mensch würde ein Mehreres davon zu wissen verlangt haben. Jedermann hätte ungefähr so viel Weltkenntniß gehabt, um sich das Wahre von der Sache vorzustellen — als zum Exempel: daß die Vorsteher jener Helvetischen Republiken weder den Herrn Linguet noch seine Annalen für wichtig genug gehalten, sich um ihrentwillen auch nur der geringsten Unannehmlichkeit auszusetzen, die daraus hätte erfolgen können, wenn Blätter, worin nicht nur so viele öffentliche Corps und Gesellschaften in Frankreich aufs heftigste angegriffen werden, sondern selbst über Nationen, Könige, Fürsten und öffentliche Welthändel mit Cynischer Freiheit ins Gelag hineinräsonnirt wird — wenn, sage ich, Blätter dieses Schlags öffentlich aus einer Helvetischen Druckerei hervorgegangen wären. Aber freilich eine solche Vorstellungsart paßte nicht zu der Eitelkeit unsers Sachwalters der Wahrheit und des menschlichen Geschlechts. Er mußte also der Sache einen erhabenern Schwung geben. „Man betrachtet (sagt er) in der Schweiz meine Feder als einen elektrischen Conductor, welcher fähig wäre den Blitz allenthalben hinzuziehen, wo man es wagen würde sie zu fixiren. Es schien, als ob bei Eröffnung meines Portefeuille alle Ministerialrachwerkzeuge auf den Ort, der dieser furchtbaren Büchse der Pandora Aufenthalt gäbe, zusammenstürzen, und

die Gegend in den Abgrund versenken würden, welche unvorsichtig genug wäre, einem neuen Titanen Zuflucht zu gestatten.“ — Es fällt stark in die Augen, daß alle diese Persiflage die guten Helvetier lächerlich machen soll. Und freilich, wenn sie fähig gewesen wären, ein Männchen wie Linguet, für einen neuen Titanen und sein Portefeuille für die Büchse der Pandora anzusehen, so würden sie bald aufhören fähig zu seyn vor Gericht Zeugniß abzulegen, ein Testament zu machen, oder irgend eine andre bürgerliche Handlung zu verrichten. Aber Linguet soll uns nicht bereden, so unwürdig von ehrwürdigen und weisen Männern zu denken. Der elektrische Conductor, die Blitze, die furchtbare Büchse der Pandora, und der himmelstürmende Titan sind bloße Meteore seiner eignen lächerlichen Eitelkeit und affectirten Schöngeisterei; und vergebens hofft er, in ganz Europa einen Kopf schwach genug zu finden, um ihm durch so schülerhafte Rhetorskniffchen so unendlich kleine Gegenstände wichtiger zu machen, als sie an sich selbst sind. Der geringste Mensch kann durch die geringste Handlung, unter gewissen Umständen, die Aufmerksamkeit des wichtigsten Mannes, ja die öffentliche Aufmerksamkeit erregen: aber deßwegen soll er nicht so albern seyn, sich gleich einzubilden, daß er darum selbst ein wichtiger Mann sey.

Doch man möchte dem Herrn Linguet seine Eitelkeit immer hingehen lassen, wenn sie nicht die Mutter einer Insolenz wäre, deren Wirkungen oft allzu groß sind, um mit dem Charakter eines wahrheitliebenden Mannes bestehen zu können. Sehen wir zur Probe nur die Anmerkung in dem Vorbericht zum 4ten Theil der politisch-literarischen Annalen an.

Linguet, der in diesem Vorbericht Dalembert und Marmontel noch schlimmer als jemals mitspielt, hatte (dem Ansehen nach, bloß um sich zu jener Anmerkung Gelegenheit zu machen) gesagt: die Figur Dalemberts könnte Bildhauern zu einem Modell von Majestät dienen. Und nun die Note zu diesem Text. — „Ich kann nicht umhin (sagt Herr L.) dem Herrn Dalembert bei dieser Gelegenheit eine Anekdote mitzutheilen, die ihm vielleicht unbekannt, und die ihm unfehlbar sehr schmeicheln muß. Ich weiß nicht was für ein Docteur Allemand *) hat ein dickes Buch (un gros traité) über die Physiognomien geschrieben; er offenbart die Kunst, aus den Lineamenten des Gesichts die Talente, den innern Werth (le mérite), kurz, die Seele und das Herz eines Menschen herauszufinden. Er versichert, daß es noch nie einen großen Mann gegeben, auf dessen Nase, und in dessen Zügen man nicht die Grundlage seiner Reputation finde. Er citirt den Herrn Dalembert als ein Beispiel. Wahr ist's, er gesteht, er habe nie den Trost gehabt, ihn zu sehen; aber nach seinen gestochnen Bildnissen, die er sehr studirt hat, versichert der Herr Doctor, sehr wohl bemerkt zu haben, daß diese Nase und diese Züge keinem gemeinen Menschen zugehören. — Ich brauche keinem Deutschen Leser zu sagen, daß die Rede hier von Lavater seyn soll. Aber wer muß der Mensch seyn, der in diesem impertinenten Ton von Persiflage von einem Manne wie Lavater, und von einem Werk, wie die Physio-

*) Ich lasse dieß Docteur Allemand wie es ist, weil es mit allen den Nebenbegriffen, die in Französischen Köpfen mit den Worten Docteur Allemand associirt sind, nicht Deutsch gemacht werden kann. Ein gewisser Deutscher Schulmeister oder Pedant — würde vielleicht dem, was die Herren Franzosen durch je ne sais quel Docteur Allemand sagen wollen, am nächsten kommen.

gnomischen Fragmente sind, schwatzen kann? Seit wann ist Lavater ein Docteur, oder ein Docteur Allemand? Woher hat Herr Linguet ein Recht, einen durch seinen bürgerlichen und sittlichen Charakter ehrwürdigen Geistlichen und Pfarrer in der ersten Stadt von Helvetien, als je ne sais quel Docteur Allemand zu tractiren? Glaubt er, daß ihm das besser anstehe, als wenn irgend ein Deutscher Exadvocat und Annalist den Curé de St. Sulpice zu Paris, oder welchen andern Pfarrer er will, je ne sais quel prêtre Français nennen wollte? Besonders wenn nach einstimmigem Urtheil der ganzen Nation dieser Pfarrer einer ihrer größten Männer wäre? Freilich ist klar, daß Herr Linguet weder den Mann, auf dessen Unkosten er den ihm verhaßten Dalembert lächerlich machen will, noch das Werk kennt, von dem er in einem Ton spricht, der nur dem albernsten Product eines Imbécille angemessen seyn kann. Es ist klar, daß er nicht einmal das Titelblatt davon gesehen hat, und vermuthlich weiß er auch nicht Deutsch genug, um es zu verstehen. Aber entschuldigt ihn diese Unwissenheit? Was soll man von einem Manne denken, der Annales littéraires du XVIII Siècle schreibt, Annalen, deren Umfang sich über ganz Europa erstrecken soll, und dem so wenig daran liegt, sich von dem Zustande der Wissenschaften außerhalb seiner eignen kleinen Cirkelchen besser zu unterrichten? Der von Lavatern und seinem Werke verächtlich spricht, und nicht einmal weiß, wer Lavater ist, und was das Werk auf sich hat, das er durch die unverständigste Benennung d'un gros traité sur les Physionomies verächtlich machen will? Stund es nicht bei ihm, besser unterrichtet zu werden? Hatte er nicht wenigstens bei seinem Aufenthalt in der Schweiz die beste Gelegenheit? Man weiß zwar wohl, daß Linguet auch in der Schweiz seine Gegner und Verkleinerer

hat. Aber so Gott will, ist doch wohl keiner von ihnen so ungerecht, und so arm an Geist, ihm nicht wenigstens den Vorzug außerordentlicher Fähigkeiten — und seinem physiognomischen Werke den Werth einer Menge großer und tiefsinniger Gedanken, einer Menge neuer Bemerkungen und weitgränzender Blicke in das, was noch unbekanntes Land auf der Karte der menschlichen Erkenntniß ist, einzugestehen? Hätte Herr Linguet nicht bei der geringsten Erkundigung wenigstens so viel erfahren können, daß Lavaters Werk nicht das Hirngespenst eines Träumers, sondern das mühevolle Unternehmen eines Naturforschers ist? Daß er die Physiognomik nicht wie eine alte Zigeunerin die Chiromantie, oder wie Herr Linguet die Politik und Literatur, sondern wie ein weiser Mann behandelt hat, der ein neues und fast unermeßliches Feld der Naturgeschichte zu bearbeiten anfängt: und dem die Nachwelt, was sie auch von diesen oder jenen einzelnen Theilen oder Stellen seiner Fragmente urtheilen mag, doch gewiß seinen Platz neben den Bacon, Locke, Bonnet, Buffon u. s. w., weder versagen kann noch versagen wird? Unstreitig hätte es in Genf oder Bern oder Lausanne Leute gegeben, die ihm das alles gesagt hätten, wenn er sich hätte erkundigen wollen. Aber freilich, was bekümmert sich der größte Theil der sich selbst genugsamen Französischen Literatoren um die Verdienste der Deutschen oder andrer Ausländer? Und gerne wollten wir auch Herrn Linguet das Vorrecht zugestehen, nicht zu wissen, was ihn, seiner Meinung nach, nicht angeht — und nichts lernen zu wollen, wenn er bereits alles was lernenswerth ist zu wissen glaubt. Aber nur soll er alsdann auch von dem schweigen, was er nicht weiß! — Oder sollte er etwa die Verachtung, die er der Deutschen und Helvetischen Nation durch diese abschätzige Art

von einem ihrer anerkannten größten Männer zu sprechen, dadurch zu rechtfertigen vermeinen, wenn er uns sagte: „ich hab' es nie der Mühe werth gehalten, mich um den Zustand der Wissenschaften bei euch, und wie viel oder wenig eure Gelehrten gethan haben, zu bekümmern?“ — Doch wir wollen den einzigen möglichen Fall setzen, der Herrn Linguet zu einigem Vorwand gereichen könnte: daß er das Wenige, was er von dem je ne sais quel Docteur Allemand und von seinem Gros Traité sur les Physionomies gehört hat, von irgend einem irrenden Französchen, Barbier oder Friseur, mit dem er in einer Auberge bekannt worden, aufgeschnappt habe. Entschuldigt ihn das? Für tausend junge wandernde Herrchen seiner Nation möcht' es genug seyn. Aber wahrlich, der Mann, der sich für den noch allein übrig gebliebenen Propheten und Priester der Wahrheit ausgibt; der Mann, der seine Blätter in dem Brunnen drucken läßt, wohin sich diese Tochter des Himmels verborgen hat; der Mann, der alle Augenblicke auf seine Unparteilichkeit und Exactitude pocht, und den nämlichen Aufsatz, worin er solche Proben davon gibt, mit den Worten beschließt: je ne me piquerai plus du tout prouver par le raisonnement que je suis exact, je me contenterai de l'ètre — dieser Mann muß gewichtigere Garanten seiner Urtheile haben als Barbiergesellen, oder vielleicht einen Journalisten, der nicht besser urtheilt als jene. Von einem solchen ist die Welt berechtigt mehr zu fordern. Und sollt' ich mir auch dadurch bei Gelegenheit die Ehre zuziehen, von Herrn Linguet als ein je ne sais quel petit Poéterau et obscur Périodiste Allemand tractirt zu werden, so muß ich die Ehre haben ihm zu sagen: daß noch eine einzige solche preuve d'exactitude, wie er da vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt abgelegt hat, hinlänglich ist, seine Sen-

dung zum Apostolat der Wahrheit in Europa sehr verdächtig zu machen.

Aber freilich müssen wir nicht vergessen, daß der Schriftsteller, von dem wir hier reden, der nämliche exacte Annalist des achtzehnten Jahrhunderts ist, der dem Dictionnaire Encyclopédique sein ganzes Recht angethan zu haben glaubt, wenn er es als eine Compilation bigarrée qui serait infinement dangereuse si elle n'etait ridicule, qualificirt; der die ganze Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wegen einer Preisaufgabe, die er nicht versteht oder nicht verstehen will, wie einen Haufen blödsinniger Knaben, die nicht wissen was sie wollen — die Fürsten Germaniens wie eben so viel kleine Junkern — und einen der größten Menschen, die jemals auf dem Schauplatz der Zeit die Rolle eines großen Königs gespielt haben, ungefähr wie einen von den Königlein, deren Abraham mit dreihundert und achtzehn Hausknechten ihrer fünfe auf einmal aus dem Felde schlug, behandelt. — Einem Schriftsteller von diesem Schlage muß man freilich ein Privilegium contra omnia Privilegia gelten lassen; oder woher sollte sonst die Geduld kommen, womit man alle seine Incartaden, gegen ganze Nationen, wie gegen einzelne Personen, und sein politisches Radotage über Welthändel, von denen seine Unwissenheit ihm alles Recht seine Meinung zu sagen, verbeut, bisher ertragen hat? Von einem Autor, der bei jeder Gelegenheit dem ganzen Corps Germanique so wenig Achtung zeigt, ist freilich nicht zu erwarten, daß er einem einzelnen Deutschen Gelehrten anständig begegne. Im Grunde war es ihm auch, da er jene Note hinschrieb, bloß darum zu thun, Dalembert einen Streich zu versetzen. Daß es sich nun just fügte, daß ein angeblicher Docteur Allemand zugleich mitgetroffen wurde, war zwar vielleicht nicht, was er eigentlich

wollte; aber da es doch ein Mittel zu seinem Zweck war, so schien es ihm wenigstens eine sehr kleine Peccadille. Denn er versündigte sich ja nur an einem Docteur Allemand, d. i. (nach einer Denkart, die er mit hundert Französischen Witzlingen gemein hat) in corpore vili, das sich zu einem Französischen Bel-Esprit ungefähr verhält, wie die alten Karaiben zu den Spaniern ihren Bezwingern; und wo sich also noch fragen läßt, ob man sich überall an ihnen versündigen könne? —

3.

Justus Lipsius.*)

1777.

Ein Mann, der unter den Philologen und Philosophen des sechzehnten Jahrhunderts einen der ersten Plätze behauptet hat, und im Tempel des gelehrten Nachruhms noch immer einnimmt, weil jetzt niemanden mehr daran gelegen ist, sein und vieler andern seinesgleichen Recht und Titel nach der Schärfe zu untersuchen.

Ich habe sein Bildniß nach demjenigen in Bullards Akademie, das für ein Original gelten kann, copiren lassen **), und empfehle es den Physiognomikern sowohl als den Pathognomikern, um zu sehen und zu forschen, ob und inwiefern aus diesem Kopfe, dieser Stirne, diesen Augen, dieser Nase, diesem Munde, diesem Umriß des Gesichts, diesen Zügen,

*) Geboren unweit Brüssel im Jahre 1547, gestorben zu Löwen im Jahr 1606.

**) Vor dem vierten Bande des Merkurs von 1777.

Runzeln u. s. w. sich a posteriori verificiren und bestätigen lasse, daß dieser Justus Lipsius

1) einer von den Glücklichen gewesen, die man ihres Gedächtnisses wegen unter die Prodigia zählt,*) so daß er z. B. sich einst, in Gegenwart des durch seine Pinakothek bekannten Rossi oder Erythräus, bei einem großen Herrn gerühmt, er habe den ganzen Tacitus so völlig inne, daß er ihn auswendig hersagen könnte, und bereit sey, einen Mann mit bloßem Schwerte neben sich stellen zu lassen, der ihm den Kopf spalten dürfte, wenn ihm nur ein einziges Wort fehle;

2) daß er ein leicht zu erschütternder, furchtsamer, Geschäfte fliehender, die Ruhe und den gelehrten Müßiggang liebender Mann gewesen, und mit allen diesen Qualitäten sich in den Kopf gesetzt, die stoische Philosophie wieder herzustellen;

3) daß er aber doch mit aller seiner Prätension an die hohe stoische Weisheit und mit allen seinen Bemühungen, die Moralphilosophie dieser Secte wiederherzustellen, nicht einen einzigen Jünger gebildet, der irgend eine denkwürdige That gethan, oder nur so viel vom ächten Stoiker in sich gehabt hätte, als ehemals der Römische Senator Favonius vom Cato in sich hatte, dessen ewiger Affe er war.

4) Daß er in seinen jüngern Jahren in der Religion, über alles Beispiel, unbeständig**), im Alter hingegen, in

---

*) Aus genauerer Vergleichung seiner Physiognomie, seines Lebens und seiner Schriften, möchte sich wohl ergeben, daß dieses Wundergedächtniß die Hauptquelle seiner Verdienste und seines in der gelehrten Welt erlangten Ruhms gewesen. W.

**) Er war Römischkatholisch geboren und erzogen. In seinem 25sten Jahre machte er zu Jena, wo er einige Zeit Professor war, den

einem Grade, der seiner Urgroßmutter Ehre gemacht hätte, devot gewesen, und seine arme Vernunft gänzlich unter den Gehorsam seiner damals schon großmächtigen Gönner, der Jesuiten, gegeben, bei denen er ehemals erzogen worden, und für die er immer die größte Verehrung hegte; auch es endlich so weit gebracht, daß er

5) zwei schöne Bücher, eines von den Gnaden und Wundern unserer lieben Frau zu Hall, und das andere von den Wundern und Gnaden unsrer lieben Frau zu Sichem geschrieben, worin ein Wunderglaube und ein Ton von Devotion herrscht, der den glaubseligsten aller Carmeliter und Capuciner beschämen könnte. *)

6) Daß er, ungeachtet der großen Humanität, die seine Freunde an ihm rühmen, mitten in einer Republik, die ihn als einen armen Flüchtling liebreich aufgenommen und mit Ehre und Wohlthaten überhäuft hatte, und mitten in den Zeiten, wo die Religion, wozu die Republik sich bekannte,

---

überzeugten Lutheraner; ging darauf nach Köln und von da in sein Vaterland zurück, und war wieder Römischkatholisch; flüchtete hierauf der Kriegsunruhen wegen nach Leyden, nahm eine Professorstelle mit ansehnlicher Besoldung an, und machte den Calvinisten, bis er (um den bösen Händeln, die er sich durch öffentliche Vertheidigung der Zwangsmittel und körperlichen Strafen gegen Religionsdissentienten zugezogen, auszuweichen) ums Jahr 1592 sich wieder in den Schutz des Königs von Spanien begab, und sein übriges Leben durch der Römischen Kirche eifrigst beigethan blieb. Das Erbaulichste ist, daß der Mann, der in der Religion so unbeständig war, ein Buch de Constantia schrieb. W.

*) In diesem einzigen Punkte wenigstens war Lipsius ein ächter Stoiker. Vid. Cicero de Natura Deor. wo Vellejus den Stoikern verschiedne Complimente wegen ihrer supererogatorischen Verdienste in diesem Artikel macht. W.

und zu der er selbst sich bekannte, von den Spaniern aufs grausamste verfolgt wurde, den Muth gehabt zu behaupten: man müsse in Einem Staat nur Eine Religion dulden, und es sey erlaubt, mit Feuer und Schwert gegen die öffentlichen Bekenner einer andern zu wüthen*) — und endlich

7) daß er, bei aller von ihm gerühmten ungemeinen Bescheidenheit, gleichwohl ein so hohes Gefühl seines werthen Selbsts und eine so ungeheure Meinung von seinen Verdiensten und Thaten geheget, um der heiligen Jungfrau die Schreibfeder, womit er die vorgedachten beiden Bücher geschrieben, mit folgender ungemein modesten Unterschrift, zu widmen:

Hanc, DIVA, pennam, interpretem mentis meae,
per alta spacia quae volavit aetheris,
per ima quae volavit et terrae et maris,
Scientiae, Prudentiae, Sapientiae
operata semper, ausa**) quae Constantiam
describere et vulgare; quae Civilia,
quae Militaria atque Poliorcetica,
quae, Roma, magnitudinem adstruxit tuam,
variaque luce scripta prisci saeculi
affecit et perfudit: hanc pennam tibi
nunc, DIVA, merito consecravi LIPSIUS,
nam numine istaec inchoata sunt tuo,
et numine istaec absoluta sunt tuo etc.

---

*) Ure, seca, ut membrorum potius aliquod quam totum corpus intereat, sind die eignen erbaulichen Worte unsers christlichen Seneca in seiner Civili Doctrina I. IV. c. 3. einem seiner elendesten Bücher. W.

**) Da steht einmal das Wort am rechten Orte! W.

Diese Feder, Göttin, meiner Seele Dolmetsch,
sie, die durch des Aethers hohe Räume flog,
durch die Tiefen flog der Erden und der Meere,
die, der Wissenschaft, der Klug- und Weisheit immer
dienstbar, die Beständigkeit zu schildern sich erkühnte,
die des Friedens- und des Kriegs-Regierungskünste
schrieb, und deine Größe kund that, altes Rom,
und mit mannichfalt'gem Licht des Alterthumes
Nachlaß überstrahlte; diese Feder, Göttin,
weihet itzt, wie billig, dir dein Lipsius;
denn durch deinen hohen Beistand ward dieß alles
einst begonnen, und zu Stande kam's durch deinen Bei-
stand u. s. w.

Als eine Zugabe zu all diesem wünschte ich besonders von den Physiognomikern zu vernehmen, ob sie aus diesem Gesichte nicht auch sehen könnten, daß Lipsius die Musik nicht leiden konnte, hingegen ein großer Blumist, und so sehr ein Liebhaber von Hunden war, daß er einst ihrer drei (was für einen Gelehrten und Stoiker immer genug ist) auf einmal hatte, Mopsus, Mopsulus und Saphir genannt, von deren Weisheit, Tugend und großen Verdiensten er in einem seiner Briefe (Centur. I. 44.) nicht genug Rühmens machen kann. Die Pathognomiker aber möchte ich fragen: ob sie es dem Manne, dessen Stirne so voll weiser Falten ist, wohl ansehen, daß er in seiner ersten Jugend einer von denen gewesen qui Curios simulant et Bacchanalia vivunt, und hernach, zumal bei einer so zahlreichen Nachkommenschaft von Kindern, seines Gedächtnisses und seiner Schreibfinger, nicht so viel procreative Kraft habe zusammenbringen können, um in einem vieljährigen Ehestande auch nur ein einzigmal den Vaternamen zu verdienen. Dieser gedoppelte Umstand mag nun in seiner

Physiognomie geschrieben stehen oder nicht, wahr ist er auf jeden Fall.

Mit allen diesen Eigenschaften nun machte Justus Lipsius, nebst Casaubonus und Scaliger, das gelehrte Triumvirat seiner Zeit aus, und — wie nun die Welt einmal dazu gemacht ist, betrogen zu werden, weil sie betrogen werden will — der Senat von Antwerpen ehrte sein Gedächtniß mit einer ehernen Bildsäule und folgender Aufschrift:

Si simplex animi candor, si nescia fuci
Integritas, similes nos facit esse Diis,
Nemo te propius, Lipsi, se aequabit Olympo,
Nam te candidior nemo nec integrior.

Als einen Commentar zu dieser Apotheose kann, wer Zeit und Lust hat, den Lipsius Proteus des Thomas Sagittarius nachschlagen, wo einige namhafte Anomalien und grobe Menschlichkeiten dieses Halbgottes sattsam verificirt sind. — Ich bin weit entfernt einem guten Menschen übel zu nehmen, daß er auch an Schwachheit ein Mensch ist — nur dieß scheint mir billig, daß, wer sich selbst erhöhet, erniedriget werde; und daß überhaupt die Zeitgenossen es der Nachwelt überlassen, den Werth eines jeden aus dem, was von ihm übrig ist, zu bestimmen.

4.

Lucian von Samosata.

Ueber Lucians Lebensumstände, Charakter und Schriften s. B. 1. S. III. fgg. von Wielands Uebersetzung der sämmtlichen Werke Lucians von Samosata in 6 Bänden. 1788. fgg.

5.

Lucius von Paträ.

S. in Wielands Lucian, Bd. 4. S. 296.

6.

Lucretius.

S. den Artikel Uebersetzungen.

7.

Lussan.

1800.

Mademoiselle de Lussan, die Verfasserin der Veillées de Thessalie, behauptet einen ehrenvollen Platz unter den Schriftstellerinnen aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV, dem goldnen Alter der Französischen Literatur.

Sie wurde um das Jahr 1682 geboren, und lebte bis ins Jahr 1758. Da sie sich ihrer Mutter, die unter dem Namen la Fleury bekannt war, wenig zu rühmen hatte, so war es immer sehr glücklich für sie, daß ihr das Publicum, in der Ungewißheit, den berühmten Prinzen Eugen von Savoyen zum Vater gab, welchem damals, als er noch der Abbé de Carignan hieß und von Ludwig XIV weder eine geistliche Pfründe noch ein Regiment erhalten konnte, niemand zutraute, daß er sich in der Folge als einen der größten Feldherren und Staatsmänner zeigen würde.

Vermuthlich war es eine Folge des (von andern zwar bezweifelten) Antheils, den ein erlauchter Vater an ihrem Daseyn nahm, daß Mademoiselle de Lussan mit diesem Namen auch eine Erziehung erhielt, die ihre Geistesgaben entwickelte, und den Grund zu den sittlichen Eigenschaften legte, welche ihr bis ans Ende ihres Lebens die öffentliche Achtung und die Freundschaft edler Menschen, selbst unter Personen vom höchsten Range verschafften; eine Freundschaft, die man um so sicherer auf Rechnung ihres Charakters und der Annehmlichkeiten ihres Umgangs schreiben kann, weil die Natur mit andern persönlichen Reizen äußerst karg gegen sie gewesen war. In ihrem fünfundzwanzigsten Jahre hatte sie das Glück, mit dem eleganten und gelehrten Bischof von Avranches Huet bekannt zu werden. Dieser Prälat, der sich durch seine Abhandlung über den Ursprung der Romane als einen Liebhaber und Kenner dieser Art von Werken der Phantasie und des Geschmacks gezeigt hatte, machte gar bald das Talent seiner jungen Freundin ausfindig; und er soll es gewesen seyn, der sie aufgemuntert, sich dieser Art von Composition zu widmen, worin die berühmte Gräfin La Fayette eine neue Bahn eröffnet, und in Zayden und der Prinzessin von Cleve zwei unübertreffliche Modelle aufgestellt hatte. Der erste Versuch unserer Dichterin, die Gräfin von Gondez, machte der guten Meinung, welche Huet von ihren Fähigkeiten gefaßt hatte, Ehre; und der Beifall, den ihr dieser interessante und wohlgeschriebene Roman erwarb, verbunden mit dem Umstande, daß sie größtentheils von den Einkünften ihrer Feder leben mußte, machte sie in der Folge (nicht immer zum Vortheil ihres Ruhms) zu einer der fruchtbarsten Schriftstellerinnen ihrer Nation.

Unter allen ihren Werken sind die Anecdotes de la Cour

de Philippe Auguste, die im Jahre 1733 zum erstenmal in sechs Duodezbänden erschienen und eine Menge Ausgaben erlebten; und die Veillées de Thessalie unstreitig die vorzüglichsten, und die noch jetzt — da so viele vortreffliche Französische und Engländische Producte aus diesem Fache, unter so mancherlei neuen Formen, die ältern nach und nach verdrängt haben — sich mit Vergnügen und Interesse lesen lassen. In den letztern, scheint es, habe Mademoiselle de Lussan das Wunderbare der Feenmährchen, welchen die sinnreiche und liebenswürdige Gräfin d'Aulnoy einen fast unglaublichen Beifall verschafft hatte, mit der Darstellung jener Art von liebenswürdigen Charakteren und Sitten verbinden wollen, welche die Werke der Frau von La Fayette auszeichnen, und die sich dem hohen Ideal sittlicher Schönheit und Vortrefflichkeit nähern, ohne sich so weit, als in den heroischen Romanen des Calprenede und der Scudery geschieht, von der wirklichen Natur zu entfernen. Die Versetzung der Scene nach Thessalien (ein Land, das von uralten Zeiten her und noch in den Tagen Lucians und Apulejus' wegen der Zauberkünste, die ihren Sitz darin hatten, berüchtigt war) gab ihr eine eben so vortheilhafte Gelegenheit, dem wunderbaren Theil ihrer Dichtungen die Grazie der Neuheit zu verschaffen, als der Einfall, einige liebenswürdige Thessalische Schäferfamilien sich in traulichen Abendzusammenkünften mit den sonderbarsten Begebenheiten ihres Lebens wechselsweise unterhalten zu lassen, ihr einen bequemen und neuen Rahmen verschafft, um einer Reihe solcher Geschichten eine gemeinschaftliche angenehme Einfassung zu geben.

Was auch eine strenge Kritik an diesem Roman, als Kunstwerk (zumal wenn es als ein Werk Griechischer Art und Kunst betrachtet werden sollte), mag auszustellen haben:

immer kann ihm das Verdienst einer reichen Einbildungskraft, sinnreicher Erfindung und verständiger Behandlung der Sujets, einer lebhaften, wiewohl etwas zu weitläufigen und zu viel dramatisirten Erzählung, interessanter Situationen, angenehmer Gemälde, und, was in meinen Augen nicht wenig ist, einer reinen und in den gemeinsten Verhältnissen des Lebens anwendbaren Moral nicht abgesprochen werden. Wer die Verfasserin kannte, stimmt darin überein, daß sie eine schöne Seele, ein Herz voll Gefühl, Güte, Menschlichkeit und Großmuth, ein Herz, das der wärmsten Freundschaft und der edelsten Handlungen fähig war, besessen habe. Dieses Herz, diese Seele hat sich auch ihren Werken mitgetheilt, und athmet vorzüglich in diesen Erzählungen, die zu ihrer Zeit mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und sehr oft wieder aufgelegt wurden, und von welchen ich die neue Uebersetzung,*) als eine angenehm unterhaltende, unschuldige und lehrreiche Lecture, besonders für junge Personen des schönen Geschlechtes um so zuversichtlicher empfehlen kann, da es, bei der unzähligen Menge von zeitkürzenden und zeittödtenden Romanen, noch immer so sehr an solchen fehlt, die man der Jugend ohne Nachtheil ihres Verstandes, ihres Herzens und ihrer Sitten in die Hände geben kann.

---

*) Unter dem Titel: Thessalische Zauber- und Geistermährchen, aus dem Französ. der Madem. von Lussan, übers. v. J. S. G. S (chorcht). Zittau und Leipzig bei Schöps 1800.



M.

1.

Machiavelli.

1 7 9 0.

Daß Machiavell die Fürsten, oder vielmehr die Despoten und Tyrannen, in seinem übelberüchtigten Principe nichts Neues gelehrt habe, wird auch ohne Christian Hofmanns Machiavellus ante Machiavellum und andere ähnliche Schriften gelesen zu haben, von niemand, der nicht erst ehegestern in die Welt gekommen ist, in Zweifel gezogen werden. Aber ob Machiavell diesen seinen Regentenspiegel im Ernst, als einen Zauberspiegel, um darin zu sehen was sie seyn sollten, oder bloß als eine ziemlich getreue Darstellung dessen, was die schlauesten und schlimmsten unter ihnen von jeher wirklich gewesen, und insbesondere, als eine in die Gestalt einer ernsthaften Theorie versteckte Satyre auf die Mediceische Familie, aufgestellt habe, darüber sind die besten Köpfe von langer Zeit her bis auf diesen Tag verschiedner Meinung gewesen. Unter den letztern ist auch der große Bacon von Verulam, der (in seinem unsterblichen Werke de Dign. et

Augm. Scientiar. L. VII. c. 2) kein Bedenken trägt zu sagen, man sey Machiavellen und seinesgleichen Schriftstellern Dank schuldig, daß sie ohne Zurückhaltung ans offne Tageslicht hervorgebracht, was die Menschen zu thun pflegen, nicht was sie sollen. Wie viel aber auch von Machiavells Vertheidigern zu seiner Entschuldigung gesagt worden ist, so haben doch seine Ankläger hinwieder so viel Scheinbares zu Begründung ihrer Behauptung vorgebracht, daß es den drei ehrwürdigen Höllenrichtern, Minos, Rhadamanthus und Aeakus, selbst schwer fallen sollte, den Ausspruch zwischen beiden zu thun. In der That, außerdem daß in Machiavells ganzem Buche auch nicht ein einziger Zug guter oder bittrer Laune ist, der den Leser nur von ferne auf die Ahnung, daß Ironie im Hinterhalt liege, bringen könnte, so ist wohl nicht zu läugnen, daß er an mehr als einem Orte ganz ernsthaft behauptet, daß ein ächter Staatsmann nicht immer ein rechtschaffner Mann seyn könne. — Dieses Wenige nur im Vorbeigehen, um das allzurasche einseitige Urtheil eines Freundes, *) so viel an mir ist, wieder gut zu machen, und die ehrwürdigen Manes eines Bodins, Jac. Thomasius und Friedrich II zu versöhnen, die es doch wohl mit einigem Recht übel finden könnten, durch eine so übereilte Sentenz für — Abderiten erklärt zu werden.

---

*) Der es für Abderitisch erklärt hatte, daß man das für reine Theorie Machiavelli's gehalten habe, was Satyre gewesen sey; ein Urtheil, das in neuester Zeit für ausgemacht angenommen wird. Man vergleiche, was hierüber in Idelers Handbuch der Italienischen Sprache und Literatur Bd. 1. S. 82 fgg. mitgetheilt ist. Im Juniusstück des Deutsch. Mercurs vom Jahre 1792 lieferte Jagemann eine Vertheidigung des Machiavelli.

2.

Mäcenas.

Wielands Schilderung desselben s. in seiner Uebersetzung der Briefe des Horaz Bd. 1. S. 1 fgg.

3.

Mährchen.

1786.

Unter allen Schriftstellern hat der Fabeln- und Mährchendichter den weitesten Kreis. Alle Alter, Geschlechter und Stände, junge und alte, hohe und niedrige, gelehrte und ungelehrte, beschäftigte und müßige Personen, versammeln sich um den Erzähler wunderbarer Begebenheiten, und hören mit Vergnügen was sie unglaublich finden.

Die Geschichte der Völker fängt mit redenden Thieren und Theophanien an: Götter und Halbgötter in Menschengestalt, Genien und Feen, Zauberer und Zauberinnen, Centauren und Cyklopen, Riesen und Zwerge, spielen die erste Rolle in den ältesten Zeiten der Nationen: jede hat ihre Mythologie, ihren Vorrath uralter Mährchen, die mit ihrer eigenen Vorstellungs- und Lebensweise, mit ihrer Geschichte, Religion, klimatischen, sittlichen und bürgerlichen Verfassung so stark verwebt ist, daß keine Zeitfolge sie ganz daraus vertilgen kann.

Fabeln waren die erste Lehrart, Allegorie die älteste Hülle der Philosophie, Mährchen der Stoff der ältesten und größten

Dichter. Kamtschadalen und Griechen, Persianer und Isländer kommen in diesem Punkt zusammen. Die Literatur der rohesten Völker geht von Mährchen aus: und ein großer, vielleicht der angenehmste und beliebteste Theil der Literatur der cultivirtesten besteht aus Mährchen.

Als Perrault seine Contes de ma Mère l'Oye den Kindern und dem Hofe Ludwigs XIV vorerzählte, that er ungefähr das nämliche, was Homers Ulysses oder Odysseus, da er dem König Alkinous und seiner Gemahlin und ihrem fröhlichen Hofgesinde seine Mährchen von der schönen Circe, von dem Popanze Polyphemus, von seiner Reise ins Elysium, und von seinem Aufenthalt bei der Fee Kalypso in der Zauberinsel Ogygia vorlog.

Es scheint seltsam, daß zwei so widersprechende Neigungen, als der Hang zum Wunderbaren und die Liebe zum Wahren, dem Menschen gleich natürlich, gleich wesentlich seyn sollten; und doch ist es nicht anders. In das Wie und Warum wollen wir uns jetzt nicht einlassen: genug, daß es so ist, und daß die Mährchen von der wunderbaren Gattung, wenn sie gut erzählt werden, diese beiden Neigungen zugleich vergnügen und eben darin der Grund des sonderbaren Reizes liegt, den sie für alle Zuhörer oder Leser haben.

Ich sage, wenn sie gut erzählt werden; und verstehe darunter vornehmlich die Gabe, theils das Wunderbare mit dem Natürlichen so zu verweben, daß beide für die Imagination ein täuschendes Ganzes werden: theils das Herz und die Leidenschaften der Leser so unvermerkt zu gewinnen und in das Spiel zu ziehen, daß sie, des Unglaublichen und sogar des Ungereimten der Begebenheiten und der Maschinen ungeachtet, an den handelnden oder leidenden Personen des

Stücks Antheil nehmen, Liebe oder Haß, Furcht oder Hoffnung, für sie empfinden, und bei aller Ueberzeugung, daß sie nur ein Mährchen lesen, sich doch kaum enthalten können, insgeheim zu wünschen, und (wenigstens so lange sie lesen) beinahe zu glauben, daß es wahr sey.

Diese Wirkung nicht bloß auf Kinder und gemeines Volk, sondern auch auf Personen von Erziehung und Geschmack zu thun, dieß ist es, was den guten Erzähler von dem schlechten unterscheidet.

In allen Dingen ist, wie Pindar sagt, derjenige Meister, der es durch die Natur ist: indessen gibt es gleichwohl keine Naturgabe, die nicht durch Kunst zu ihrer Vollkommenheit gebracht wurde; und jede Kunst hat ihre Regeln, Handgriffe und kleinen Geheimnisse. Unstreitig gilt dieß auch von der Gabe und Kunst Mährchen zu erzählen: jene ist nicht so gemein, diese nicht so leicht als sich wohl viele einbilden mögen.

Seitdem Galland mit den berühmten Arabischen Mährchen, und die Gräfin d'Aulnoy mit ihren Feen-Mährchen den allgemeinen Geschmack der lesenden Welt für diese Art von Gemüths-Ergötzung, so zu sagen ausfindig gemacht haben, war nichts natürlicher, als daß nun eine Menge Arbeiter, mit mehr oder weniger Witz, Geschmack, Menschen- und Sittenkenntniß und Geschicklichkeit in der Kunst des Vortrags, oder auch manche mit gar nichts von allem diesem, ein so fruchtbares Feld der schönen Literatur in die Wette anbauten; und daß dieser Wetteifer nach und nach Mährchen von allen möglichen Gattungen in unendlicher Menge hervorbrachte.

Einige gute Köpfe fanden, daß man über die Gränzen der Damen d'Aulnoy und Murat hinausgehen, und auch

Mährchen für eine Classe von Leuten schreiben könne, welche schwerer zu unterhalten sind als Kinder, oder Personen, die in gewissen Stunden sich gerne zu Kindern machen lassen. Man fand, daß Witz und Laune, ja sogar Philosophie und selbst Philosophie von der esoterischen Art, sich mit dieser popularen, von aller Prätension so weit entfernten Dichtart sehr wohl vertrage; und daß sie eine sehr gute Art sey, gewisse Wahrheiten, die sich nicht gerne ohne Schleier zeigen, in die Gesellschaft einzuführen: oder solche, die in einem ernsthaften Gewande etwas Abschreckendes haben, gefällig und beliebt zu machen. Man kann es nicht oft genug wiederholen: wer die Menschen von ihren Irrthümern und Unarten heilen will, muß seine Arzneien durch Beimischung irgend eines angenehmen Saftes oder geistigen Liqueurs angenehm zu machen wissen; und man unterrichtet und bessert sie nie gewisser, als wenn man das Ansehen hat sie bloß belustigen zu wollen.

Diesem Grundsatze zufolge könnte die Dichtart, von welcher hier die Rede ist, gewissermaßen eine Lehrart Sokratischer Weisheit werden: auch fehlet es nicht, besonders im Englischen, an mehr und minder glücklichen Versuchen in dieser Art.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß das Fach der wunderbaren Erzählungen durch Leute, die sich bloß deßwegen damit abgeben, weil sie glaubten, daß jedermann Verstand genug habe ein Mährchen zu machen, mit einer Anzahl schaler Producte und schlechter Nachahmungen nicht guter Originale überladen, und dadurch bei verständigen Personen verächtlich worden ist. Selbst unter den Mährchen, die eine Art von entschiedener Reputation haben, und wovon eine Sammlung von 36 Bänden, unter dem Namen Le Cabinet des Fées, ou

Collection choisie de Contes des Fées et autres contes merveilleux, zu Paris herausgekommen ist, befinden sich nicht wenige, die keinen Platz in einer auserlesenen Sammlung zu verdienen scheinen, und die entweder durch Monotonie, gemeine Erfindung und zu wenig Kunst in der Composition uninteressant, oder durch Mangel an Imagination, Witz und Salz ungenießbar sind.

Producte dieser Art müssen Werke des Geschmackes seyn, oder sie sind nichts. Ammen-Mährchen, im Ammen-Ton erzählt, mögen sich durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzen; aber gedruckt müssen sie nicht werden.

Nach Verschiedenheit der Gattung findet Abwechslung in der Manier des Vortrags statt. Einige erfordern ihres Inhalts wegen ein ernsthafteres, andere ein munteres und lachendes Colorit; einige sind mehr auf Rührung des Herzens, andre mehr auf Schilderung von Charakteren und Sitten, noch andre mehr auf Belustigung des Witzes abgesehen; einige lassen mehr feine Züge von Menschenkenntniß, Kritik und Satyre zu, andere empfehlen sich durch Anspielungen und eine Art von feiner Allegorie, die der Erzählung außer dem sogleich in die Augen fallenden materiellen Sinn (wenn ich so sagen kann) einen geistigen unterlegt, welchen der Leser selbst zu finden das Vergnügen haben kann. Noch andere wollen bloß in dem naiven Mährchenton erzählt seyn.

Ueberladung mit Wunderbarem erregt Ekel daran, und es thut keine Wirkung, wenn der Verfasser, durch irgend eine falsche Idee verführt, es gar zu begreiflich machen wollte. Es scheint einer der feinsten Kunstgriffe in dieser Gattung von Dichterei zu seyn, daß man die Genien und Feen als Wesen einer höhern Ordnung und Bürger einer andern Welt einführt, deren Natur, Wirkungsart und Geschichte für uns

immer etwas Räthselhaftes, Geheimes und Unerklärbares hat; auch alsdann, wenn unsre Begebenheiten durch eine noch höhere und geheimere Ordnung der Dinge, das man wohl Schicksal nennt, in die ihrige eingeflochten, und wir, ohne zu wissen wie und warum, Werkzeuge abgeben, wodurch das Schicksal ihnen Gutes erweiset. Zu einem Beispiele kann die Art und Weise dienen, wie im goldnen Zweig sowohl die Entwicklung als das Wunderbare behandelt worden ist. *)

4.

Magnetismus.

1787.

Das bekannte Dictum des Shakspearischen Hamlets — „mein guter Horazio, es gibt viel Dinge im Himmel und auf Erden, wovon sich unser philosophisches Compendium nichts träumen läßt" — gehört unter die Gedankeaformen, die ein jeder mit leichter Mühe seinem Verstande anpassen kann, und womit man, ohne viel dabei zu denken, sehr viel gesagt zu haben glaubt, wiewohl man, im Grunde, nichts damit gesagt hat, als die gemeine, unläugbare, uralte Alltagswahrheit: die fünf Sinnen nebst dem Abstractions- und Vergleichungs-Vermögen des unendlich kleinen albernen Thierchens, Mensch genannt, welches auf einem unendlich kleinen Sonnenstaub,

---

*) Im ersten Bande des Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geister-Mährchen, theils neu erfunden, theils neu übersetzt und umgearbeitet. Winterthur bei Steiner u. C. 1786. Aus Wielands Vorrede dazu sind die obigen Bemerkungen ausgezogen.

Erde genannt, über andere noch kleinere oder noch albernere Thierchen den Meister spielt, sind nicht das Maß alles dessen, was im Unermeßlichen, worin jenes Stäubchen unter unendlich vielen Millionen seinesgleichen herumschwimmt, möglich und wirklich ist — oder, um uns eines faßlichern Bildes zu bedienen, einer Spinne, die in irgend einem unzugangbaren Winkel der Peterskirche zu Rom ihr Mückennetz aufgehangen hat, ist sehr vieles unbekannt und unverständlich, was in besagtem Tempel zu sehen und zu hören ist. Gewiß keine mathematische Wahrheit ist evidenter als diese: aber was für einen Gebrauch können wir von ihr machen? Was soll daraus folgen? Etwa — daß ungeachtet unsre Kenntnisse von der Natur, ihren Kräften, Gesetzen und Wirkungen, vergleichungsweise mit dem, was man vorher davon wußte, ungemein zugenommen haben — ungeachtet wir mit künstlich bewaffneten Augen Entdeckungen gemacht haben, die uns einen Begriff vom Weltall geben, gegen welchen die erhabensten Begriffe eines Platon, Aristoteles, Philolaus u. s. w. nur kindische Vorstellungen waren — daß, diesem allen ungeachtet, unser Wissen bloßes Stückwerk ist, und daß wir von den Erscheinungen der Natur nur einen unendlich kleinen Theil kennen, von ihren Kräften aber, ihrer Oekonomie und dem Inwendigen des unermeßlichen Schauspiels, das vor unsern Sinnen steht und unsern Verstand in Erstaunen setzt, so viel als gar nichts wissen? — Wer zweifelt daran? Gewiß die am wenigsten, die am meisten wissen, und in dem engen Gesichtskreise, den die Natur uns zugestanden hat, am schärfsten und deutlichsten sehen! — Aber dieß folgt nicht aus jenem Satze; es ist der Satz selbst mit andern Worten. — Oder soll etwa daraus folgen, daß wir nichts für gewiß behaupten sollen, was wir nicht gewiß wissen? nichts als unmöglich läugnen

sollen, dessen Unmöglichkeit wir nicht beweisen können? über nichts urtheilen sollen, was wir nicht verstehen? — Wahrlich, wem diese Vernunftgesetze erst von Hamlet gepredigt werden müssen, dessen Stimme wird bei einer Umfrage über neue Wundererscheinungen in der physischen und moralischen Welt von keinem großen Gewichte seyn!

Doch ich will es gelten lassen, daß man einer gewissen blödsinnigen und maschinenmäßigen Art von Menschen, denen alles Neue Ketzerei, und gleichwohl beinahe alles was andere wissen neu ist, durch diesen Spruch in etwas anschaulich machen wolle, wie kindisch es sey, wenn sie Thatsachen läugnen, weil sie unbegreiflich sind, oder für erweisliche Wahrheiten die Augen verschließen, weil sie ihren vorgefaßten Meinungen widersprechen. — Aber, wenn heute oder morgen einer von Yoriks Lying Travellers von einer Reise um oder durch die Welt zurückkäme, und erzählte uns:

„er habe, auf irgend einer Insel des stillen Meers, Menschen angetroffen, die so schnellfüßig wären, daß sie, um einen Hasen im Laufen einzuholen, ihre Füße mit einem Bande sperren müßten, weil sie sonst, ohne diese Präcaution, den Hasen immer überlaufen würden" —

oder:

„er habe einen Braminen Namens Padmanaba kennen gelernt, der das Geheimniß besitze, alle blauen Augen, vermittelst eines gewissen Saftes, womit er sie bestreiche, so zu organisiren, daß sie durch eine vier Ellen dicke Mauer hindurch schauen könnten" —

oder wenn irgend ein Französischer Luftschiffer bekannt machte:

„er sey in den Mond aufgestiegen, habe dort mit dem König Endymion soupirt, und alles daselbst genau so be-

funden, wie es Lucian im zweiten Buche seiner wahrhaften Geschichten beschrieben habe" —

Und wenn diese Herren, etwa aus der geheimen Absicht, unsern Verstand zum voraus auf ihre Seite zu bringen, und ihren Erzählungen eine Art von Beglaubigung dadurch zu verschaffen, sich auf Hamlets Spruch berufen, und dadurch auf einmal allen Unglaubigen und Zweiflern den Mund gestopft zu haben glauben wollten: dann hätten sie offenbar Unrecht. Denn daraus, daß wir sehr vieles nicht wissen, und viele Erscheinungen, die wir mit Augen sehen, gar nicht oder nicht vollkommen begreifen können, folgt nicht das Geringste für die Wahrheit eines vorgeblichen Factums, das dem gemeinen Menschenverstand auffallend, und mit allen Erfahrungsbegriffen und den daraus abgeleiteten Begriffen von Glaubigem und Unglaubigem im Widerspruch ist.

Aber gesetzt nun, es geschehen solche unglaubliche, der bisherigen allgemeinen Erfahrung und dem was von jeher sensus communis gewesen ist, zuwiderlaufende Thatsachen vor unsern Augen; — wäre es recht und wohlgethan, wenn der Philosoph (nach dem Rathe eines berühmten Mannes unsrer Zeit) seine Finger dabei auf den Mund legte und schwiege? — oder sollte es nicht weit besser seyn, wenn besagter Philosoph gerade das Gegentheil thäte, und seinen Mund nur erst recht weit öffnete, um seine zur Leichtglaubigkeit und Uebereilung im Urtheilen und Folgern nur gar zu geneigten Nebenmenschen bei einem solchen Factum vor solchen Uebereilungen zu warnen, und sie zu erinnern, daß die Vernunft bei ganz isolirten und also völlig unerklärbaren Begebenheiten zwar sich alles Erklärens und Urtheilens enthalte, aber desto aufmerksamer und geschäftiger sey, vor allen Dingen sich von der Wirklichkeit und von allen Umständen dieser Begebenheiten,

durch die genaueste, behutsamste und anhaltendste Beobachtung zu versichern?

Wir lesen seit etlichen Tagen in einem öffentlichen Blatte eine außerordentliche Begebenheit, die der größten Aufmerksamkeit des verständigen Publicums würdig ist, und wovon ich hier nur das Wesentlichste im Auszuge mittheile.

„Ein Frauenzimmer von 20 Jahren aus einer angesehenen Familie in der Reichsstadt Bremen lag seit länger als drei Vierteljahr an einer fürchterlichen Nervenkrankheit mit den heftigsten Krämpfen und Convulsionen fast ohne Hoffnung darnieder. Zwei Aerzte, Dr. Wienhold und Dr. Olbers die als Männer von aufgeklärter Denkungsart und großen praktischen Talenten in ihrer Kunst bekannt sind — besorgten diese Kranke. Alle Hülfsmittel, welche die Arzneiwissenschaft in solchen Fällen darbietet, alles was der angestrengteste Fleiß der beiden Aerzte erdenken konnte, die Krankheit zu heben oder doch zu mildern, wurde vergebens angewandt. Lavater, der eben um diese Zeit in Bremen war, sah die Patientin, rieth das Magnetisiren an, und glaubte, daß sie dadurch genesen könnte. Auf seinen Rath wurde also das magnetische Reiben oder Berühren *) vorgenommen. Volle sechs Wochen blieben diese Manipulationen ohne auffallende Wirkung auf den Körper oder auf die Krankheit. Doch gingen nach vier Wochen die Veränderungen im Körper der Kranken vor, daß ordentliche, tägliche, oder um den andern Tag vorkommende Oeffnung erfolgte, und das Monatliche (das sonst acht Tage dauerte und mäßig war) in der nächsten Periode sehr stark

---

*) Wer dieses Reiben vorgenommen habe, und die Art und Weise dieser Manipulationen, wird in der Geschichtserzählung nicht bemerkt.

wurde und vierzehn Tage dauerte. In der achten Woche kam ein sehr heftiger Fieberanfall, der einige Tage dauerte, sich mit heftigen Schweißen endigte, und in jenen sonderbaren exaltirten Zustand überging, wie der aus der Beschreibung Lavaters (als welcher die Probe mit dieser sogenannten Desorganisation oder magnétisme animal, oder wie man es sonst nennen will, im vorigen Jahre an seiner eigenen kranken Ehegattin gemacht hatte) bekannt ist.“ Nunmehr erst (sagt Herr Dr. Bicker) wurde Herr Dr. Olbers, der bis dahin an der Wahrheit der ganzen Sache gezweifelt hatte, bekehrt, sah und glaubte. *)

Nun traf sich's, daß Herr Dr. Olbers gerade damals ein anderes Frauenzimmer von achtzehn Jahren an einer sehr ähnlichen Nervenkrankheit in der Cur hatte, welche als eine Folge eines heftigen Schreckens und unterdrückter Monatszeit entstanden war, und wobei ebenfalls alle Mittel vergebens gebraucht wurden. Man beschloß, diese Kranke ebenfalls zu magnetisiren. Der Erfolg war auch hier volle vier Wochen ohne Wirkung; darauf aber stellten sich während des Manipulirens convulsivische Bewegungen und endlich der magnetische Schlaf ein. Nachdem beide Aerzte durch eine Menge mit der sorgfältigsten Untersuchung angestellter Erfahrungen und unläugbarer Thatsachen sich von der Wahrheit überzeugt hatten, theilten sie dem Herrn Dr. Bicker ihre Entdeckung mit, und machten ihn zum Augenzeugen dieser bewunderungswürdigen Erscheinung, da er vorher, ob er gleich der Glaub=

---

*) D. i. änderte seine Meinung, nachdem er das, was geschah, mit Augen gesehen hatte, und glaubte seinen Augen, daß er das, was er sah, wirklich sehe. Oder haben diese Worte einen andern Sinn? —

würdigkeit und Wahrheitsliebe seiner Herren Collegen nichts entgegensetzen konnte, die ganze Sache bezweifelt hatte.

Und was sahen und bemerkten nun diese drei Aerzte an beiden Kranken? Hier ist alles, was in dem Schreiben des Herrn Dr. Bicker an Herrn Hofrath Baldinger davon zu lesen ist.

1) „Während des Magnetisirens bekommen sie mehr oder minder convulsivische Bewegungen des ganzen Körpers; der gewöhnlich schwache Puls erhebt sich, wird geschwinder, und schlägt über 90mal in einer Minute; das Athemholen wird sichtbar ängstlicher und beschwerlicher, die Augen fallen nach einigen Minuten des Manipulirens unwillkürlich zu, und sie sind unvermögend sie zu öffnen; zuletzt kommt ein tiefer Seufzer und sie schlafen ein. Es stellt sich darauf eine gelinde Ausdünstung über den ganzen Körper ein, die, während des Schlafs, immer fortwährt; beide Kranke haben, seit der Magnetismus auf sie gewirkt hat, täglich ordentliche Oeffnung, die sie vorher niemals ohne Klystiere und eröffnende Mittel bekamen; bei der ersten Kranken hat es auch sehr stark auf das Monatliche gewirkt; bei der zweiten aber noch nicht.“

So weit ist die Erzählung des Herrn Dr. Bicker rein historisch, und in dem einfachen Ton einer medicinischen Krankheits- und Curgeschichte abgefaßt. Wie sehr wird jeder Wissensbegierige, der in einer in der That so bewundernswürdigen Erscheinung so viel möglich mit eigenen Augen sehen möchte, bedauern, daß der Herr Doctor diese Erzählungsart nicht auch im Folgenden, wo es um die Hauptsache zu thun ist, beibehalten hat! Denn gewiß macht diese Veränderung des Tons, und daß uns, anstatt bloßer umständlicher einzelner Thatsachen, größtentheils nur Resultate derselben,

oder das Allgemeine, was die Beobachter aus dem Gesehenen und Gehörten abstrahirt und geschlossen haben, gegeben wird, für uns andere, die wir nicht gesehen haben und doch glauben sollen (bei aller möglichen Hochachtung für die aufgeklärten und unbefangenen Aerzte, die so glücklich gewesen sind, selbst zu sehen), einen sehr beträchtlichen Unterschied. — Ich fahre fort den Herrn Dr. B. selbst reden zu lassen.

„Die zweite Wirkung des magnetischen Manipulirens ist der ekstatische Zustand der Seele und des Divinationsvermögens, welches die Kranken zu besitzen glauben, und welches sie auch in Ansehung des Vorhersagens über ihre eigene Krankheit wirklich zu besitzen scheinen. Hierbei muß ich mit Lavater ausrufen: „es gibt viele Dinge in der Natur, wobei der Philosoph den Finger auf den Mund legen und schweigen muß. Können wir doch oft die gewöhnlichsten und alltäglichsten Erscheinungen in der Natur nicht demonstriren.“ *) — „Dieser ekstatische Zustand ist unstreitig wunderbar zu nennen, weil er, nach unserer Meinung, allen uns bekannten psychologischen Erfahrungen widerspricht. Die Personen haben das vollkommenste Bewußtseyn, die deutlichsten Vorstellungen, das treuste Gedächtniß, ziehen aus den Reden Anderer die feinsten Schlüsse, antworten auf die ihnen vorgelegten Fragen mit dem größten Scharfsinn, Beurtheilung

---

*) Niemand wird auch so unvernünftig seyn, von den gelehrten Augenzeugen dieser Magnetisationsgeschichte eine Demonstration des Zusammenhangs zwischen Wirkungen und Ursachen zu fordern. Man wünscht bloß umständliche Erzählung richtig beobachteter Thatsachen, um sich erst von der wahren Begebenheit der letztern überzeugen zu können. Den Finger auf den Mund zu legen, dazu hat es noch immer Zeit.

und Präcision; *) bestimmen mit der genauesten Pünktlichkeit vorher, was ihnen in Ansehung ihrer Krankheit oder Besserung oft erst in acht oder mehrern Tagen begegnen wird; bestimmen die Arzneimittel, die bei ihnen angewandt werden sollen. Oft wählen sie auch unter den ihnen vorgeschlagenen Mitteln diejenigen, die sich für ihren Zustand am besten schicken; und wenn auch ihre Wahl zuweilen auf Mittel zu fallen scheint, die der Arzt vielleicht nicht gewählt haben würde, so sind es doch insgemein sehr wirksame Mittel, und die Erfahrung lehrt, daß sie ihnen wohl bekommen. Wir getrauen uns nicht zu urtheilen, ob diese während der Ekstase beobachtete Kenntniß der Seele durch eine höhere und gleichsam prophetische Kraft herbeigebracht werde.**) Genug, daß

---

*) Wie sehr würde sich Herr Dr. B. auch nur durch ein einziges Beispiel von jeder dieser Versicherungen und Urtheile das denkende Publicum verbindlich gemacht haben! Natürlicher Weise wünscht man auch zu wissen, auf welche Gegenstände und wie weit sich diese erstaunliche Vollkommenheit und Erhöhung aller Seelenkräfte bei diesen magnetisirten Personen erstrecke. Die meisten Menschen haben in ihrem natürlichen wachenden Zustande ein so unvollkommnes Bewußtseyn, so undeutliche Vorstellungen, so wenig Scharfsinn und Präcision im Urtheilen, und ziehen oft so grobfädige Schlüsse aus dem was Andere sagen, daß dieser neuentdeckte erstaunliche Vorzug eines magnetisirten hysterischen Frauenzimmers vor den gewöhnlichen Menschen einem jeden auffallen muß. Die Sache ist wahrlich von zu großer Wichtigkeit, als daß sie nicht in das möglichste Licht gesetzt zu werden verdienen sollte.

**) Wie sollten aufgeklärte Männer sich eines so voreiligen Urtheils schuldig machen können? Aber nicht jedermann ist so bescheiden, und es fehlt nicht an wackern Leuten, die sich kein Bedenken machen, unbegreifliche Dinge durch eben so unbegreifliche und unverständliche, aber allen Ohren wohlbekannte Worte zu erklären, und dadurch (auch wohl gegen ihre Absicht) Unheil in der Welt

wir sehen und beobachten, die Wahrheit sagen können und wollen. Außer dieser Erhöhung der Seelenkräfte in der Ekstase, sind die Organe der Sinne (das Gesicht ausgenommen) auf das höchste verfeinert. Sie unterscheiden Farben, bestimmen durch das Gefühl geschriebene und gedruckte Wörter, hören Ton und Sprache, wo ein gewöhnlicher Mensch mit gesunden Ohren nichts hören kann, und (was ich unter den psychologischen Bemerkungen bald vergessen hätte) *) wissen nichts von Blödigkeit, nichts von Gezwungenheit oder Gêne, nichts von allem was Etikette oder Vorurtheil oder Erziehung im Umgange mit dem männlichen Geschlechte zurückhält, oder die Ergießungen ihrer Seele **) unterdrückt. Ihr Divinationsvermögen von abwesenden oder zukünftigen, ganz außer ihrer Sphäre liegenden, Dingen ist nicht so bestimmt, nicht so zuverlässig, begründet sich (nach ihrem eigenen Geständniß) oft auf bloßen Glauben oder Muthmaßungen; jedoch trifft es nicht selten richtig ein. — Die wichtigste Folge dieser besondern Cur ist unstreitig die erfolgte Besserung bei beiden Kranken, indem ihre Krämpfe und Convulsionen (außer

---

zu stiften. Es ist daher um so nöthiger, daß Begebenheiten, die so leicht in großen Mißbrauch gezogen werden könnten, vor der ganzen Welt in ein Licht gestellt werden, das nichts Zweifelhaftes, Zweideutiges und Unbeleuchtetes übrig läßt.

*) Und was doch gleichwohl eine sehr merkwürdige und Nachdenken erweckende Erscheinung ist!

**) Wer wird nicht auch hier mit mir wünschen, daß uns Herr Dr. B. theils um der Sache selbst willen, theils zu Verhütung alles besorglichen Mißverständnisses, detaillirte Beispiele solcher von allen Schlacken des Vorurtheils und der Erziehung gereinigter Seelenergießungen gegen Personen unseres Geschlechtes hätte geben wollen oder können? Da man dem Publicum so viel gesagt hat, warum sollte man ihm nicht alles sagen dürfen?

den kurzen convulsivischen Erschütterungen, die sie noch während des Manipulirens, aber nicht oft, bekommen) aufgehört, und ihre Kräfte zugenommen haben."

Dieß ist bis jetzt, und so viel ich wenigstens weiß, alles, was von dieser, durch Lavaters Rath und selbst gegebenes Beispiel veranlaßten wundervollen Desorganisationsgeschichte dem Publicum bekannt gemacht worden ist. Ich gestehe offenherzig, daß mir aus der ganzen Bibliothèque bleue keine einzige Wunderbegebenheit erinnerlich ist, welche unglaublicher wäre als das, was uns hier von den Wirkungen der magnetischen Manipulation auf ein junges Frauenzimmer, die an Nervenkrämpfen litt, von dem dadurch bewirkten magnetischen Schlaf *), von der in diesem Zauberschlaf sich äußernden höchsten Verfeinerung der Sinne, Exaltation der Seelenkräfte, Divinationsgabe, medicinisch-praktischer Kenntniß ihrer eigenen Krankheit und der besten Heilungsart derselben u. s. w. berichtet wird. Meiner Vernunft kommt es vor, diese angeblichen Thatsachen, als Wirkungen der magnetischen Manipulation betrachtet, gehören mit zu der Erzählung der lying Travellers „von den blauen Augen, die durch die Bestreichung des Braminen Padmanaba durch eine vier Ellen dicke Mauer sehen können" in Eine Classe **), und ich finde es nicht unglaublicher, daß Blanchard (wenn es ihm einmal

*) Von den Französischen Magnétiseurs auch Somnambulisme magnétique genannt.

**) Wem dieß beim ersten Anblick etwa zu viel gesagt scheinen möchte, den ersuche ich, sich aus dem eilften Stücke der Berl. Monatsschrift von 1785 S. 451 zu erinnern, daß der Marquis von Puisegur zu Straßburg auch dieses Wunder zu Stande gebracht hat, und daß gewisse von ihm magnetisirte Personen durch dicke Mauern haben sehen können.

einfallen sollte in den Mond zu schiffen) mit dem König Endymion soupiren werde: als daß Mademoiselle N. N. in Kraft gewisser, durch eine mit ihr in Rapport stehende Person, an ihrem Leibe vorgenommener magnetischer Handhabungen, die Wundergabe erhalte, im Schlafe zusammenhängend zu reden, mit den Fingern zu sehen, ihr eigener Arzt zu werden und zu diviniren.

Aber hier sind drei Aerzte, die sich als unbefangene Beobachter und Augenzeugen dieser Wunderbegebenheiten mit Namen nennen! Männer, die im bestätigten Rufe einer vorzüglichen Aufklärung, Rechtschaffenheit und Kenntniß ihrer Kunst stehen — kurz in deren Glaubwürdigkeit, in Absicht dessen, was sie gesehen und beobachtet haben, nicht der geringste Zweifel statt findet. Dieß gibt der Sache doch wohl eine andere Gestalt? — Wir wollen sehen!

Gesetzt, einer meiner Freunde, der mir von vielen Jahren her als ein glaubwürdiger Mann bekannt ist, erzählte mir: er selbst sey mit noch drei oder vier andern, mir ebenso bekannten, rechtschaffnen, verständigen und herzhaften Männern ein Augenzeuge davon gewesen, daß ein gewisser Geisterbanner, auf sein, des Erzählers, Verlangen, unsern vor drei Jahren verstorbenen Freund N. N. citirt habe; der Verstorbene sey wirklich unter einem gewaltigen Donnerschlag, wovon alle Lichter im Zimmer ausgelöscht worden, in glänzender Gestalt zur Thür hereingekommen, habe sich mitten in den Kreis gestellt, sey von ihm erkannt worden, habe auf seine Fragen Antwort gegeben, und sey mit abermaligem Donner und Blitz wieder verschwunden: — was wird diese Erzählung meines Freundes für eine Wirkung auf meinen Verstand thun?

Werde ich den Finger auf den Mund legen und schweigen? — Gewiß nicht!

Werde ich von meinem Freunde glauben, er habe mich belügen oder betrügen wollen? — Noch weniger!

Werde ich also die Erscheinung unsers verstorbenen Freundes für eine wirkliche wahre Begebenheit halten, und mich mit Hamlets Spruch: „Es gibt viel Dinge im Himmel und auf Erden u. s. w.“ darüber trösten, daß ich nichts davon begreifen kann? — Am allerwenigsten!

Und warum das?

Die Antwort muß, sollte ich denken, jedem vernünftigen Menschen auf der Zunge liegen: „Weil ich, wenn ich diese einzige Erscheinungsgeschichte glaube, alle Geister- und Gespenster- und Wunderlegenden, die von Anbeginn der Welt an bis zu den Wundern des lausichten Bettlers Labré erzählt und geglaubt worden sind, für eben so wahre Begebenheiten halten müßte: — denn all diese Wundergeschichten, von denen die Mönchschroniken und Legenden wimmeln, sind durch glaubwürdige, angesehene, zum Theil heilige Männer bezeugt, ja viele derselben sind, trotz ihrer Unwahrheit, sogar gerichtlich erwiesen worden.“ „Ich sage noch mehr: wenn ich diese einzige Erscheinungsgeschichte glaubte, so wäre ich, um consequent und mit mir selbst einstimmig zu seyn, genöthiget, alle Begebenheiten, die in allen Feenmährchen und Amadisen der Welt erzählt werden, für sehr glaubliche Dinge zu halten, denen, um auch vollends glaubwürdig zu seyn, nichts als ansehnliche, in gutem Ruf und Leumund stehende, Augenzeugen fehlten, die man, ohne sich böse Händel zuzuziehen, weder Lügen strafen, noch ohne Unhöflichkeit beschuldigen könnte, daß sie sich durch falschen Schein, künstliche Maschinerie, oder ein zwischen den sichtbaren und ver-

borgenen Acteurs der Komödie verabredetes Spiel hätten täuschen lassen. — Wenn ich nun aber dieses unermeßliche Chaos von Wundergeschichten und Wundermährchen theils für wahr, theils für möglich und an sich selbst glaublich halten müßte, was würde aus meinem Menschenverstande werden?"

Was bliebe mir also in dem angenommenen Falle übrig, als meinen Freund zu bitten: daß er mir alle Umstände der besagten Geisterbeschwörung bis zu Ende, mit allen ihren Causalitäten und Modalitäten, so genau als möglich erzählen möchte; und wenn dieß von ihm und den übrigen Augenzeugen geschehen wäre, zu versuchen, ob sich nicht die ganze Erscheinung, ohne eine abgeschiedene Seele, aus sehr natürlichen Ursachen sehr natürlich und begreiflich erklären lasse? — Ich würde zu meinem Freunde sagen: „Lieber Freund, ich habe eine große Meinung von deinem Verstande, und ich traue deiner Redlichkeit wie mir selbst: aber du bist doch nichts weiter als ein Mensch wie ich auch, der trotz seinem Verstand und Willen der Täuschung auf unzählige Arten und Weisen unterworfen ist. Ich glaube, daß du gesehen hast, was du gesehen hast; aber ich glaube nicht was du nicht gesehen hast, und vielleicht nicht sehen konntest. Ich glaube deinen Augen: aber ich traue weder deiner Imagination, noch den Trugschlüssen, die sich vielleicht deinen wirklichen Beobachtungen unvermerkt unterschoben haben. Du kannst manches gut beobachtet haben: aber es ist auch möglich, daß manches, und gerade das, worin der Aufschluß des ganzen Räthsels liegt, deiner Bemerkung entgangen ist. Es ist gar zu leicht, in Dingen dieser Art — wo unsere angeborene Liebe zum Außerordentlichen und Wunderbaren unvermerkt der Täuschung mehr Raum gibt als wir uns selbst zutrauen — getäuscht zu werden."

Man mache die Anwendung des vorausgesetzten Falles, insofern es passend ist, auf die vorliegende Desorganisationsgeschichte; aber man lasse mich nicht mehr sagen als ich sagen will und wirklich sage. Alle in diese Geschichte verwickelten Personen sind mir, den einzigen Lavater ausgenommen, gänzlich unbekannt. Den letztern habe ich, bei seinem kurzen Aufenthalt in Weimar zum erstenmal und öfters gesehen, und mein Herz ist dem seinigen beim ersten Anblick entgegengekommen; aber die Verschiedenheit unserer Vorstellungsart, und was davon abhängt, ist natürlicherweise geblieben, wie sie war. Jeder Mensch muß in Sachen des Herzens nach seinem Herzen, in Sachen des Verstandes nach seiner Einsicht und Ueberzeugung handeln. Ich, meines Orts, kann eben so wenig glauben, daß eine magnetisirte Person durch eine Mauer sehen oder im Schlafe schärfere Sinne und höhere Seelenkräfte erhalte, als ich glaube, daß Oberons Horn die Leute wider Willen tanzen gemacht habe. Mit dem größten Zutrauen zu Lavaters und seiner Gemahlin Redlichkeit, denke ich über das, was der letztern während ihres magnetischen Zustandes begegnet ist, wie Herr Marcard in seiner Antwort an Lavater. Mit der besten Meinung von den drei Bremischen Aerzten und den beiden magnetischen Schläferinnen vermuthe ich, daß ihnen allen in dieser Sache — etwas Menschliches widerfahren sey. Es ist hier, meiner Meinung nach, wie mit einer verwickelten Rechnung, wobei das Facit nicht herauskommt was herauskommen sollte. Irgendwo muß der Fehler liegen, wenn wir ihn auch noch so lange nicht finden könnten. Aber eben darum wollen wir so lange suchen, bis wir ihn finden.

Doch was rede ich schon davon, wo der Rechnungsfehler stecke? Alles Suchen würde vergebens seyn, so lange man

uns nicht alle Data an die Hand gibt, welche zu einer vollständigen Kenntniß des Factums nothwendig sind. Ein jeder, der das Schreiben des Herrn Dr. Bicker im Hannöverischen Magazine selbst durchgelesen hat, wird zwar darin einleuchtende Proben der Aufrichtigkeit, womit es geschrieben ist, wahrnehmen: aber an der Vollständigkeit der Erzählung fehlt noch vieles. Ich begreife sehr wohl, daß Umstände und Verhältnisse dem Erzähler einer außerordentlichen Begebenheit, die sich in einer angesehenen Familie des Ortes seines Aufenthalts (zumal wenn dieser Ort eine der ersten Reichsstädte ist) zugetragen hat, in mehr als Einer Rücksicht Gränzen setzen. Aber darum bleibt es nicht weniger richtig: daß man dem Publicum von dieser Sache entweder gar nichts hätte sagen sollen, oder daß man sich mit Rechtschaffenheit schwerlich wird entbrechen können, ihm alles zu sagen. So scheint z. B. dasjenige, was von der Leibes- und Seelenbeschaffenheit der beiden Patientinnen, besonders der ältesten, erzählt wird, nicht hinlänglich zu seyn, um alles Licht, das man zu haben wünschen muß, über die Fragen zu geben: inwiefern diese sonderbare Nervenkrankheit in ihrem vorigen Zustande gegründet, und was die nähere oder nächste Veranlassung dazu gewesen? Ob und wiefern etwa ihre besondern Lebensumstände, Situationen, Verhältnisse, Lecturen, Leidenschaften u. dgl. mehr oder weniger Einfluß auf die Krankheit sowohl als die magnetische Cur gehabt haben könnten? — Ferner scheint es nicht Vorwitz, sondern Erforderniß der Sache zu seyn, wenn jeder Leser deutlich unterrichtet zu seyn wünscht: worin die magnetische Manipulation, die an den beiden jungen Frauenzimmern vorgenommen worden, eigentlich bestanden habe? Von wem solche vorgenommen worden? ob von einer Manns- oder Frauensperson? wie oft? wie lange jedesmal? In welchem

Rapport die manipulirende Person mit der Patientin gestanden und noch stehe? Ob man versichert sey, daß sich nicht irgend eine, an sich unschuldige, geheime Leidenschaft — etwas das sich bei einem schönen und liebenswürdigen jungen Frauenzimmer, ohne Beleidigung, gar wohl als möglich voraussetzen läßt — in die Sache gemischt habe? — Niemand kann die Achtung, die der zarten Hälfte des menschlichen Geschlechts gebührt, und die Delicatesse, womit eine Sache zu behandeln ist, worin ein paar schätzbare junge Personen dieses Geschlechtes so nahe betroffen sind, stärker fühlen als ich: aber diese Sache ist nun einmal, durch die Publicität, die man ihr gegeben hat, eine Angelegenheit aller derjenigen geworden, denen das Interesse der Menschheit nicht gleichgültig ist; conventionelle Rücksichten können nun nicht mehr in Betrachtung kommen, und es ist billig zu erwarten, daß nichts von dem, worüber (nach dem eigenen Geständniß des Herrn Dr. Bicker) sich diese jungen Damen in ihrem magnetischen Zustande so leicht hinwegsetzen, als ein Vorwand werde angeführt werden, der Welt alle die Nachrichten zu versagen, die einiges Licht über diese räthselhafte Geschichte verbreiten können.

Ueberhaupt scheint es unumgänglich zu seyn, daß alles, was in dem Briefe des Herrn Dr. B. von den seltsamen und unerklärbaren Wirkungen der magnetischen Manipulation auf beide Patientinnen nur im Allgemeinen gesagt worden ist, mit mehreren ausführlich erzählten Beispielen belegt werde. Ohne Zweifel haben die Aerzte, welche, vom Anfang der magnetischen Cur an, den Erfolg derselben so genau beobachtet haben, ein Journal über ihre Beobachtungen und Bemerkungen geführt, dessen vollständige Bekanntmachung die meisten Fragen, die bei Lesung des Schreibens an Herrn

Hofrath Baldinger in einem aufmerksamen Leser entstehen müssen, beantworten würde. Ich sehe nicht, was wohldenkende Männer mit Recht zurückhalten könnte, sich dieses Verdienst um die Welt zu machen.

Die Quelle der meisten falschen Rechnungen, die unser Verstand beim Urtheilen über verwickelte oder ungewöhnliche Naturbegebenheiten macht, liegt darin, daß man die Untersuchung zu früh für geendigt annimmt, und also aus unvollständigen Datis eben so getrost schließt, als ob man aufs vollständigste von allem unterrichtet wäre. Ich gestehe gern, daß gelehrte und scharfsinnige Männer seltner in diesen Fehler fallen als andere; aber auch dem Weisesten kann etwas Menschliches begegnen. — Die Aerzte konnten keine materielle Ursache der Krankheit des Frauenzimmers von zwanzig Jahren entdecken, und schreiben sie also einer widernatürlichen Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Nervensystems zu. Aber was war die Ursache dieser widernatürlichen Reizbarkeit bei einem wohlgebildeten, schönen, geistvollen, vortrefflich erzogenen und cultivirten Mädchen? Diese Ursache war doch vermuthlich natürlich? — Und wenn alle Kunst der Aerzte nichts gegen die Krankheit vermochte, sollte man nicht beinahe genöthiget seyn zu vermuthen, daß irgend eine moralische oder physisch-moralische Angelegenheit die Ursache des besagten widernatürlichen Zustandes ihres Nervensystems gewesen sey? Könnte diese nicht auf die eine oder andere Art mit der magnetischen Manipulation in Verbindung stehen, und wenn wir zur Einsicht in diese so natürlichen, gewöhnlichen und erklärbaren Mysterien zugelassen werden könnten, am Ende auch der glückliche Erfolg der Cur ein großes Licht daher erhalten? — Von der ähnlichen Krankheit des achtzehnjährigen Mädchens wird zwar ein heftiger Schrecken als die nächste

Ursache angegeben; aber nicht gesagt, was diesen Schrecken veranlaßt habe: da doch (weil dieses ganze Schreiben auf Information des Publicums abgezielt ist) unsere Unwissenheit über diesen Punkt nicht gleichgültig scheint. Uebrigens ist auch diese junge Person „schön und wohlgestaltet, zwar nicht so lebhaft von Imagination, nicht so ausgebildet als die erste, aber ein sanftes gutes Mädchen, das bei einem weniger vollkommenen Gegenbilde (als die erste ist) auch bei dieser Erscheinung sehr glänzen würde.“ — Diese Verschiedenheit der Temperamente und Anlagen bei diesen beiden Personen macht zwar (wie Herr Dr. B. sagt) keine Veränderung in den physischen Wirkungen des Magnetismus, welche bei beiden gleich sind: aber die psychologischen Phänomene sind sehr verschieden, und das Divinationsvermögen und die Seelenkräfte erscheinen bei der ersten Patientin in so viel höherm Glanze als ihre natürlichen Anlagen und deren Ausbildung unterschieden sind. — Diese Beobachtung (von welcher man ebenfalls die unmittelbaren Facta und Beispiele, wovon sie nur das Resultat ist, zu sehen wünschen muß) scheint meiner Vermuthung, daß in dieser ganzen Wundergeschichte alles sehr natürlich, und vielleicht das meiste (wo nicht alles) sehr erklärbar zugehe, nicht wenig zu statten zu kommen. Aber freilich wirft uns die gleich darauf folgende Versicherung: „daß die Aerzte auch bei der zweiten Patientin im magnetischen Schlafe Kenntnisse, Scharfsinn, Urtheilskraft bemerken, die sie im wachenden Zustande nicht äußern konnte“ — in unsere vorige Verlegenheit zurück. Wir kennen eine Leidenschaft, die, es sey nun daß sie nur noch unbestimmtes und unbefriedigtes Naturbedürfniß, oder auf einen besondern Gegenstand gerichtet sey, unter gewissen Umständen, eine gewisse Verfeinerung und Schärfung der Sinne, ein lebhafteres Spiel der Einbildungskraft, und selbst

einige Erhöhung der übrigen Seelenkräfte, auf eine ganz natürliche Art (wiewohl freilich nicht bei allen Menschen ohne Unterschied) bewirkt. Mit acht und mehr Wochen langem magnetischen Manipuliren verbunden, sollte diese, ihrer Allgemeinheit ungeachtet, sehr mysteriöse Leidenschaft, zumal wenn sie durch Umstände genöthiget wäre geheim zu bleiben, in diesem Stücke sehr große und sonderbare Wirkungen hervorbringen können. Aber Kenntnisse, Kenntnisse die man im wachenden Zustande nicht äußern konnte, mitzutheilen (ich nehme die einzigen aus, die Adam und Eva erhielten, nachdem sie von der verbotenen Frucht gegessen hatte), diese Wirkung läßt sich aus jener Leidenschaft nicht erklären. Dieses Wunder thut also die magnetische Manipulation! — Und wenn diese Kenntnisse der Person, welche sie im magnetischen Schlafe äußert, wirklich auf keinem andern natürlichen Wege zugekommen, sondern durch die magnetische Behandlung gleichsam eingerieben oder eingekrabbelt worden sind; — so hat freilich alles, was man seit so manchem Jahrtausend aus der allgemeinen Erfahrung von der Natur des Menschen herausgebracht zu haben glaubte, auf einmal ein Ende! — Aber dafür fängt auch Mesmer und Puisegur eine neue Epoche der Menschheit an; ihre Entdeckung wird die wichtigste aller Entdeckungen, die jemals gemacht worden; und, da sie (um mich des Franklinischen Ausdrucks zu bedienen), da sie schon in der Kindheit solche große Dinge thut: so kann man sich von ihrer Ausbildung und Maturität mit Recht eine allgemeine Umgestaltung der menschlichen Dinge, und eine Erhöhung und Vervollkommnung unserer Natur und unseres Zustandes versprechen, wovon gemeine Menschen sich, selbst jetzt, da dieser novus saeculorum ordo vor unsern Augen zu entstehen anfängt, noch keine Vorstellung machen können.

Noch wage ich's freilich nicht, diesen zauberischen Hoffnungen, und den herrlichen Aussichten, die sie ins Unendliche vor mir aufschließen, mich so schwärmerisch zu überlassen, als vielleicht vor dreißig Jahren geschehen seyn könnte. Es könnte noch zu früh seyn über neue Entdeckungen zu triumphiren, da alles noch so dunkel ist, und unter dem Schleier des Geheimnisses verborgen liegt! Noch sind Untersuchungen vorzunehmen, Beobachtungen anzustellen, Fragen zu beantworten, und Zweifel aufzulösen, die gar zu leicht Schwierigkeiten und Hindernisse finden könnten, woran unsere ganze Hoffnung scheitern dürfte. Indessen wollen wir den Muth nicht sinken lassen. Die Sache verdient, von allen Philosophen, Naturforschern, Aerzten und Menschenkennern, mit der größten Aufmerksamkeit in Erwägung genommen zu werden. Das allgemeine Beste der Menschheit ist auf die eine oder andere Art gleich stark dabei interessirt, der animalische Magnetismus mag nun am Ende triumphiren oder zu Schanden werden. Aber daß eines von beiden geschehe, ist, so wie die Sachen gegenwärtig liegen, unumgänglich nöthig. Der abgekühlte, vernünftige und (mit Erlaubniß zu sagen) egoistische Theil der Menschen hat sich bisher immer zu gleichgültig bei solchen Gelegenheiten verhalten. Man hat sich begnügt, über alles, was in den Kreis der verborgenen Philosophie, Alchymie, Magie, Theosophie und Theurgie gehört, über Geistererscheinungen und Teufelbannerei, über Talismane und Zauberspiegel, die Jugendquelle und den Stein der Weisen, über St. Germain, Cagliostro, Bleton, Mesmer, Puisegur, und über den ewigen Juden (der hoffentlich auch bald wieder auftreten und seine Rolle spielen wird) zu lachen und zu spotten. Man hat denjenigen, die sich mit solchen Dingen abgeben, oder an solche Menschen glauben, ihren rechten Na=

men zu geben gemeint, wenn man sie Energumenen, Schwärmer, Narren oder Charlatane und Beutelschneider betitelte; übrigens aber die Thatsachen, auf welche sie sich beriefen, als keiner Aufmerksamkeit würdig, nur zu oft ununtersucht und unberichtigt gelassen. — Und eben daher ist es gekommen, daß es der Vernunft noch immer unmöglich gewesen ist, einen entscheidenden Sieg über ihre Gegner zu erhalten.

Aber nunmehr, in einer Zeit, wo die Aufklärung gemeiner ist als jemals — wo die Wissenschaften einen Punkt der Höhe erreicht haben, auf dem sie noch nie gestanden, und wo, diesem ungeachtet, ja vermuthlich eben deßwegen, Wunderglaube, Geisterseherei und Magie von neuem in Ansehen kommen, und desto mehr Anhänger finden, je anlockender die Hoffnung ist, ohne gründliche Wissenschaft, auf bequemen Schleichwegen, noch mehr, als uns jene jemals versprechen kann, zu erlangen, den Schlüssel des geheimsten Cabinets der Natur zu finden, und von der Geister- und Körperwelt auf einmal Meister zu werden; — und in einer Zeit, wo eine ganze Reihe außerordentlicher Männer sich das Wort gegeben zu haben scheinen, durch außerordentliche Wege und Mittel außerordentliche Wirkungen auf die Menschen zu thun, und wo die ordentlichen Menschen so außerordentlich geneigt und aufgelegt sind, solche Wirkungen nicht nur zu leiden, sondern so viel an ihnen ist, durch Erhitzung ihrer Imagination und Anstrengung ihres Glaubens, vielleicht auch gelegentlich durch pias Fraudes, noch zu befördern: in einer solchen Zeit darf kein Zeichen und Wunder mehr geschehen, ohne daß sogleich, wie wenn sich eine Bête de Gevaudan sehen ließe, Lärm gemacht, und nicht eher abgelassen werde, bis das Wunderthier geschossen oder gefangen ist, und sich dann ergibt, daß es —

nichts als ein etwas größerer Wolf, oder doch ein Wolf wie andere Wölfe ist.

5.

Margaretha von Valois,

Königin von Navarra, als Schriftstellerin.

1 7 8 1.

Das sechzehnte Jahrhundert, so fruchtbar es an vortrefflichen Männern aller Arten war, hat, unter einer ansehnlichen Zahl von Frauen, die durch ungewöhnliche Naturgaben, Vorzüge des Geistes, Tugend und Größe der Seele, die Unsterblichkeit, welche die Geschichte geben kann, verdient haben, schwerlich eine hervorgebracht, die dieser berühmten Fürstin den Vorzug streitig machen könnte. Ihre Geburt, ihre Schicksale, ihre außerordentliche Liebe zu König Franz I, ihrem Bruder, ihr Einfluß über ihn, und die guten Dienste so sie ihm geleistet; ihre öffentlich erklärte Neigung zu dem was man damals die neue Religion nannte, und der Schutz den sie allen Gelehrten von vorzüglichem Charakter, besonders denen, welche der neuen Meinungen verdächtig waren, angedeihen ließ; die guten und bösen Gerüchte, durch welche sie gehen mußte, weil sie zu edel, billig und gut war, um es einer von beiden Parteien völlig recht machen zu können — kurz, die meisten Merkwürdigkeiten ihres Lebens sind aus der Geschichte bekannt genug. Der geringste von ihren Vorzügen war derjenige, von welchem in diesem kleinen Aufsatz die Rede seyn wird.

Margarite, an dem Hofe des guten Königs Ludwig XII (Vater des Volks genannt) sehr sorgfältig erzogen, hatte von ihrer ersten Jugend an eine besondere Neigung zu den schönen Wissenschaften, und (was nicht immer mit dieser Neigung verbunden ist) vorzügliche Gaben, sich darin hervorzuthun gezeigt. Sie liebte ihr ganzes Leben durch den Umgang mit gelehrten und aufgeklärten Männern, und fand mitten unter den Geschäften eines in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelten Lebens, und unter den Zerstreuungen eines Hofes, der damals der galanteste und glänzendste in Europa war, noch immer einsame Stunden, worin sie ein Talent üben konnte, an welchem sie Vergnügen fand, und welches, in der Lage einer Christina von Pisan, vermuthlich die Hauptbeschäftigung ihres Lebens ausgemacht hätte. Die noch übrigen Früchte davon bestehen in einer Sammlung von Poesien und in ihren bekannten prosaischen Erzählungen. Jene wurden noch bei ihrem Leben von ihrem Kammerdiener, Jean de la Haye, unter dem seltsamen aber dem Geschmack der damaligen Zeit angemessenen Titel: Marguerites *) de la Marguerite des Princesses, im Jahr 1547 herausgegeben. Sie bestehen aus geistlichen Liedern, vier sogenannten Mysterien, einem Paar dialogirten Stücken, von der Art die man Moralités nannte, einer allegorischen Erzählung, die Satyrn und die Nymphen der Diana betitelt, und einer Menge kleinerer Stücke, Sonnette u. dgl. Das Urtheil des Herrn Marquis von Paulmy (Mélang. Tom. VII. p. 102), der die Gedichte der Königin von Navarra überhaupt agréables, spirituels et

*) Der Herr Kammerdiener spielt mit dem Namen Margarite, der eine Perle oder ein Gänseblümchen, was man lieber will, bedeuten kann. W.

bienfaits findet, und alles, was man etwa daran ausstellen könnte, ihrem Jahrhundert aufbürdet, als welches z. B. offenbar an dem Ridicule de ces Pièces dévotes schuld sey — scheint seine Richtigkeit zu haben. So viel ist gewiß, daß der Conte von dem Streit der Satyrn und Nymphen, der im zweiten Theile des Parnasse des Dames zu lesen ist, durch die Mühe, die sich der Herausgeber genommen, den Styl zu modernisiren, nichts gewonnen hat, das den Verlust der Naivetät des Originals ersetzen könnte. Folgendes kleine Stück kann, wenn wir nicht irren, zu einer Probe dienen, daß die ihr eigne Munterkeit des Geistes, der sie sich in ihren Erzählungen völlig überließ, sie auch in ihren erbaulichen Reimen nicht ganz verlassen habe.

Pour etre un digne et bon Chretien,
Il faut à Christ etre semblable;
Il faut renoncer à tout bien,
A tout honneur qui est damnable;
A la Dame belle et jolie,
Au plaisir qui la chair emeut.
Laisser biens, honneurs, et Amie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Ses biens aux pauvres faut donner,
D'un cœur joyeux et volontaire ;
Faut les injures pardonner,
Et à ses ennemis bien faire;
Se jouir en melancolie
Et tourment dont la chair s'emeut!
Aimer la mort comme la vie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Unter ihren Mysterien, oder geistlichen Dramen (die Geburt Christi, die heil. drei Könige, der Bethlehemitische Kindermord und die Flucht nach Aegypten) zeichnet sich das letzte durch anmuthige Bilder und feine Wendungen aus. Die Scene stellt die heilige Jungfrau dar, wie sie, in der Wüste, vor Müdigkeit und Erschöpfung, sich unter einen Baum hingelegt hat, und mit dem Jesuskind im Arm eingeschlafen ist. Joseph geht umher einige Nahrung zu suchen. Inzwischen hat der ewige Vater den Engeln befohlen, die Wüste in ein Paradies umzuschaffen, und die Scene verwandelt sich unter folgendem Gesang der Engel in einen blumenreichen, mit blühenden Orangen- und Granatbäumen geschmückten Lustort:

Erster Engel.

Champ des Deserts, cessez d'etre steriles,
Dieu le commande, arbres soyez fertiles,
Donnez vos fruits de très bonne saveur.

Zweiter Engel.

Elevez vous dans ces plaines changeantes,
Verds orangers, croissez, fleurs odorantes,
Et d'un regard recevez la faveur.

Dritter Engel.

Courez, ruisseaux, près de la Vierge-Mere,
Presentez lui votre onde pure et claire,
Honneur aurez quand de vous on prendra.

u. s. w.

Die angenehme Ueberraschung der erwachenden Madonna und ihres guten Alten, der ohne dieses Wunder mit leeren Händen zurückgekommen wäre, vollendet das liebliche Gemälde. Aber Contemplation, Memoire und Consolation, jede mit ei-

nem großen mit silbernen Buckeln und Bändern beschlagnen Buche unterm Arme vom Himmel hoch herabkommend, um der Maria eine erbauliche Unterhaltung zu verschaffen, verderben freilich alles wieder. Dieß waren die Früchte des Geschmacks ihrer Zeit, den der Herr von Paulmy anklagt — und über welchen sich zu erheben sogar eine Königin entweder nicht wagte, oder (wie mir glaublicher scheint) sich nicht einmal einfallen ließ.

Die Komödie, oder sogenannte Moralité, die in der Sammlung ihrer Gedichte vorkommt, besteht, nach damaliger Art, aus bloßen Dialogen, ohne Intrigue und Handlung. Ein Mädchen tritt auf und preiset sich glücklich daß sie die Liebe gar nicht kenne, eine andre findet sich noch glücklicher weil sie liebe und geliebt werde. Zwei Frauen kommen dazu, und beklagen sich bitterlich, die eine über die Untreue ihres Mannes den sie doch einzig liebt; die andere über die ungegründete Eifersucht des ihrigen, wegen eines Liebhabers, den sie zwar duldet, aber ihm doch kein Gehör gibt. Zuletzt tritt auch noch ein Mütterchen von hundert Jahren auf, wovon sie zwanzig im ledigen, zwanzig im ehelichen, und sechzig im verwittweten Stande zugebracht hat. Diese ehrwürdige Oberalte hält sich, wie billig, durch ihre Erfahrenheit berechtigt, einer jeden von diesen jungen Damen zu sagen was sie nöthig hat. Sie weissagt dem einen Mädchen, daß die Liebe sich an ihr rächen, der andern, daß ihr Liebhaber sie sitzen lassen werde; und (was aus der Feder einer so frommen und tugendhaften Prinzessin wie Margarite wenigstens eben so unerwartet ist als aus dem Munde einer hundertjährigen Sibylle) sie rathet den beiden betrübten Weibern, der einen wegen der Untreue, und der andern wegen der Eifersucht ihres Mannes, sich mit einem — Liebhaber zu trösten. Um einem

so guten Rathe desto mehr Gewicht zu geben (und, weil sich das Stück mit einem Tanz schließen mußte, der Alten einen Tänzer zu verschaffen) läßt die Königin noch einen Greis auftreten, der sie versichert: daß sie es sehr übel mit sich selbst meinen würden, wenn sie dem guten Rathe der alten Dame nicht Gehör geben wollten. Man bemerke (sagt hier der Herausgeber des Parnasse des Dames), daß die Königin von Navarra sich kein Bedenken machte, diese Komödie unter ihrem Namen und mit königlichen Privilegien drucken zu lassen, und dieß zwei Jahre vor ihrem Tode, und daß sie damals für devot und sogar für gut katholisch passirte.

Für das letztere möchte ich eben nicht gut stehen. Aber daß die Königin von Navarra eine religiöse Frau und von unsträflichen Sitten war, ist unläugbar. Wie kam es also, daß sie den beiden betrübten Weibern nichts Besser's zu rathen wußte als einen Liebhaber? Die Ursache ist vielleicht sehr simpel. Könnte es nicht etwa daher gekommen seyn, weil sie ihr Geschlecht kannte, und wirklich glaubte, daß den beiden Weibern nicht besser zu rathen sey, und weil sie freimüthig genug war, was sie dachte auch zu sagen. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, am Hofe Franz des Ersten, und eine Königin — was hätte sie verhindern können offenherzig zu seyn? — Die Komödie endigt sich damit daß vier junge Herren auftreten, um die vier Damen zum Tanz zu führen.

Menons les dancer toutes quatre.

Auch recht! (sagt der Greis, noch ein ächter Franzose von altem Schrot und Korn) ich und meine Alte sind dabei, wir wollen's euch nicht wohlfeil geben;

Soit! nous allons bien vous combattre,
Ma vieille et moy, de bien dancer.

Hier macht der vorbelobte Herausgeber abermals eine wehmüthige Reflexion. „Heutigs Tags, sagt er, tanzt man in Paris schon mit dreißig Jahren nicht mehr! Die Sokrates, die Platonen, die Spartaner u. s. w. tanzten noch im sechzigsten.“ — Freilich desto schlimmer für die Pariser, und desto besser für die Sokrates, die Platonen und die Spartaner!

Wer die Moral dieser kleinen Moralité der Königin von Navarra nicht mit ihrer unbescholtnen Tugend zusammenreimen kann, wird noch weniger begreifen können, wie sie die Verfasserin der unter dem Titel Heptameron oder Les Sept Journées, oder am gewöhnlichsten der Contes de la Reine de Navarre, bekannten, so oft und noch vor wenig Jahren in einer sehr schönen Ausgabe in der Schweiz wieder aufgelegten Erzählungen habe seyn können. Gleichwohl ist nichts gewisser. Außer dem Zeugniß eines Geschichtschreibers wie August von Thou beweiset es die Zueignungsschrift an die Prinzessin Jeanne d'Albret, ihre Tochter, die der Ausgabe dieser Erzählungen vom Jahre 1567 vorgesetzt ist: und Brantome versichert, daß er es aus dem eignen Munde seiner Großmutter habe. Vielleicht ist es unsern Lesern angenehm, was er davon sagt in seinem eignen naiven Gaulois (welches gleichwohl die Hofsprache seiner Zeit war) zu lesen. Wir wollen ihn also selbst reden lassen. Elle fit en ses gayetés un livre qui s'intitule les Contes de la Reine de Navarre, où l'on voit un style si doux et si fluant et plein de si beaux discours et belles sentences, que j'ai oui dire, que la Reine-Mère (Katharine von Medicis) et Madame de Savoye, estans jeunes, se voulurent mesler d'en escrire des nouvelles à part à l'imitation de la dite Reine de Navarre, sçachant bien quelle en faisoit; mais quand elles eurent veu les siennes, elles eurent si grand

depit des leurs, qu'elles les jetterent dans le feu etc. Elle composa ces nouvelles la pluspart dans la litière en allant par le pays; car elle avoit de plus grandes occupations estant retirée. Je l'oui ainsi conter à ma Grand'Mère, qui alloit toujours avec elle dans sa litière comme sa Dame d'honneur, et luy tenoit l'escritoire, et les mettoit par escrit aussitost, et si habilement ou plus, que si on lui eut dicté.

Unter den Contes der Königin von Navarra ist einer (der vierte in der ersten Journée), wovon sie selbst die Heldin war, und der aus dieser Ursache um so merkwürdiger ist, weil das Abenteuer selbst von der häkeligsten Art ist. Denn es ist um nichts geringer darin zu thun, als eine Dame, bei nächtlicher Weile, wider ihren Willen im Schlafe zu überraschen. Der bekannte Admiral von Bonnivet, ein Günstling König Franzens (dem folglich mehr erlaubt war als einem andern), war der Mann, der sich's einfallen ließ, bei der Schwester seines Königs auf diese plumpe Art den Satyr zu spielen. Margarite erwachte zu allem Glück von dem Geräusche, das die geheime Fallthür machte, durch welche sich der verliebte Admiral in ihr Schlafgemach stehlen wollte, *) und sie führte ihn ab wie man sich's vorstellen kann. Das Sonderbarste bei der Sache war, daß er schon zweimal vorher versucht hatte Gewalt bei ihr zu gebrauchen, da gelindere Mittel nichts hatten verfangen wollen, und daß er das zweitemal so übel dabei weggekommen war, daß er fünf Wochen lang sich vor keinem Menschen sehen lassen durfte, weil die Prinzessin zu seinem Unglück vergessen hatte ihre Nägel zu beschneiden. Man mußte auf eine brutale Art verliebt und ein Favorit

*) Die Scene war auf einem seiner Landsitze, während daß der Hof zum Besuch bei ihm war. W.

obendrein seyn, um nach einem solchen Empfang zum drittenmale wieder zu kommen. Die Anekdote ist keine der glaublichsten; indessen hat sie den Geschichtschreiber Varillas und Brantomens Großmutter zu Gewährleuten. Die letztere hatte sie unmittelbar von der Königin selbst, und trug nach dem Tode derselben um so weniger Bedenken sie ihrem Enkel mitzutheilen, da Margarite keines getragen hatte, in einem ziemlich muntern Tone (wiewohl unter verstecktem Namen), es der ganzen Welt zu erzählen.

Uebrigens ist es kein kleines Verdienst ihrer Erzählungen, daß die meisten (wie man zu glauben Ursache hat) wahre Begebenheiten sind, die sich wirklich und größentheils zu ihrer Zeit zugetragen hatten, und daß sie daher sehr geschickt sind, uns von den Sitten, dem Geist, der Vorstellungsart und dem Costume der Franzosen in diesem merkwürdigen Zeitalter wahre, lebendige und charakteristische Begriffe zu verschaffen. Das Langweilige daran ist die Form oder der Rahmen dieser Erzählungen (von dem Boccazischen Decamerone nachgeahmt), die oft unausstehlich platten moralischen Lehren, und die selten unterhaltenden, wiewohl charaktermäßigen Gespräche und Disputen der Damen und Herren, welche sich sieben Tage lang auf diese Weise mit einander ergötzen. Die Erzählungen schwimmen darin, wie kleine Fischchen in einer großen Schüssel voll Brühe; aber hier kann man nicht sagen, was von Saumaisens Commentar über den Solinus: daß die Brühe mehr werth sey als der Fisch.

6.

Vom heiligen Martin.

Schwerlich hat unter allen Heiligen jemals einer in Frankreich mehr Verehrung genossen als St. Martin, Bischof von Tours. Ihm allein zu Ehren befreiten die Könige der ersten Linie die Stadt Tours von allen möglichen Abgaben. Seine Kirche war die allerheiligste und unverletzlichste Freistatt. König Chilperich wagte es nicht seinen rebellirenden Sohn, der sich dahin flüchtete, herauszuholen, aus der festen Ueberzeugung, daß solch eine Art von Kirchenraube immer durch ein Wunder aufs härteste bestraft werde. Indessen wollte er doch auch das Opfer seiner Wuth nicht entwischen lassen, und griff also zu einem sonderbaren Mittel. Er schrieb eigenhändig an den Heiligen, und bat ihn geziemend um die Auslieferung des Verbrechers. Der Brief wurde auf sein Grab gelegt, und daneben ein reiner Bogen Papier, auf welchem der Heilige seine Antwort liefern sollte. Die Antwort blieb aber außen; und Meroveus genoß den Schutz des Heiligen, so lange er in der Kirche blieb, und kam nicht eher um, als bis er sich einmal herausgewagt hatte.

Die Könige und Fürsten jener Zeit wetteiferten ordentlich mit einander, wer diesem großen Heiligen seinen Schutz und seine Patronschaft am theuersten abkaufen könne. Sie bereicherten seine Kirche mit Schätzen, und verehrten seinem Grabe und seinen Reliquien Kostbarkeiten vom höchsten Werthe. Wahr ist's wohl, daß auch die nachherigen Vormünder des Heiligen das Ihrige auf eine eben nicht sehr feine Art dazu beitrugen, die großen Herren in diese freigebige Stimmung zu setzen. „Wenn du Gott das Seinige nehmen willst, so

wird auch Gott dir Reich und Krone nehmen!"- sagte einmal Injuriosus Turonensis Clothar dem Ersten gerade ins Gesicht. Clothar war durch diese Aeußerung wie vom Donner getroffen, fühlte St. Martins Rache schon über seiner Scheitel brennen, und brachte dem schlauen Injuriosus die reichsten Präsente, um nur den aufgebrachten Heiligen wieder zu begütigen und zu versöhnen.

Clovis verbot auf seinem Zuge gegen Alarich, König der Westgothen, seinen Soldaten bei Todesstrafe, in der Touraine das Geringste zu nehmen außer Wasser und Gras. Ein Soldat nahm nur ein Bündel Heu. Der König erfuhr es, rief in vollem Zorne: „aber wie können wir nun Sieg hoffen, wenn wir den heiligen Martin so beleidigen?" und ließ den Soldaten hinrichten.

Die Reliquien des heiligen Martin machten seine Kirche zu einem ordentlichen Orakel, wohin man zog um den sogenannten Spruch der Heiligen zu holen. Der Glaube an diese Art von Weissagung bei wichtigen und zweifelhaften Unternehmungen war außerordentlich stark. Man entschloß sich nämlich nach der ersten Antiphone oder Versikel, die man beim Eintritt in die Kirche im Chor singen hörte; oder nach dem ersten Spruch den man aufs Ungefähr in der Bibel aufschlug. So sang z. E., als die Gesandten von Clovis in die Kirche traten, der Chor: „Herr, du hast mich angethan mit Stärke zum Krieg, und hast unter meine Füße gegeben, die da aufstunden wider mich." Clovis bekam Muth durch diese vermeinte Weissagung, und siegte auch in der That.

Die Furcht vor den Normannen bewog die Einwohner von Tours die Reliquien des heiligen Martins einsmals, erst ins Kloster Cormeti, dann nach Orleans, dann nach Chablis und endlich nach Auxerre zu schaffen. Die Wunder, die sie

auf dieser Reise allenthalben thaten, brachten den Priestern von Tours, die als ihre Hüter mitzogen, eine so reiche Lese von Almosen und Geschenken, daß endlich die Klerisei von Auxerre darüber neidisch wurde, und halben Antheil daran verlangte; weil, wie sie behaupteten, St. Martin die großen Wunder nicht allein, sondern in Compagnie mit ihrem St. Germain thue, und folglich den Profit mit ihm theilen müsse. Der Streit fing an hitzig zu werden, und man provocirte endlich auf eine Probe der Wunderkraft beider Heiligen. Man legte nämlich einen Aussätzigen zwischen die Reliquienkasten beider; und siehe da, die Seite des Kranken, welche nach St. Martin zu gelegen hatte, war geheilt, die andere nicht. Nun kehrte man den Kranken um, und legte ihn mit der noch uncurirten Seite auch nach St. Martin zu, und der Heilige vollendete seine Cur, und trug also den Sieg in Betreff der Curkosten davon. Als diese wunderthätigen Reste von Auxerre wieder nach Tours zurückgebracht wurden, gab man ihnen ein Corps von 6000 Mann zur Bedeckung mit. Wo sie nur durch eine Stadt, Flecken oder Dorf zogen, wurden alle Kranken gleich gesund. Manche aber waren mit dieser Wohlthat nicht ganz zufrieden. Unter andern ein Paar Gichtbrüchige, die sich ihre Gicht zu einer ganz einträglichen Leibrente gemacht hatten, und nun hätten wieder arbeiten müssen, gingen den kommenden Reliquien viele Meilen aus dem Wege, um nur nicht curirt zu werden. Aber es half nichts, sie mußten sich doch curiren lassen.

7.

Mauren.

Eine kritische Kleinigkeit.

1777.

Als ich die Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart, herausgegeben von August Friedrich Ursinus, Berlin 1777, zu Gesicht bekam, konnt' ich nicht errathen, was auf der Titel-Vignette der nackte Schwarze und das Negermädchen, das aus dem Taglicht eines Thurms herab auf seine Klagen zu harren scheint, bedeuten könnte. Aber bald gab mir die Anmerkung des Herausgebers (S. 307) zu der Maurischen Romanze, Alcanzor und Zaide, den Schlüssel dazu, da sie mich belehrte, daß der Neger und sein Mädchen eben diesen Alcanzor und Zaide vorstellen sollten. Allem Ansehn nach hat der Künstler sich durch den Namen Mohr und Mohrenland verführen lassen, sich diese zärtlichen Grenadischen Liebhaber als Schwarze oder Neger vorzustellen; wenigstens fällt es jedem in die Augen, daß er sie so abgebildet hat. Wir Deutschen sind gewohnt, wenn wir Mohren hören, uns eigentliche Schwarze, Abyssinier, Einwohner der Küste von Guinea u. dergl. zu denken. Die Grenadischen Mauren aber waren nichts weniger als solche Mohren; sie waren an Farbe (besonders ihre Damen) wenig von den Spaniern verschieden; waren an Sitten, Lebensart, Kleidung u. s. w. in den mittlern Zeiten, bis ins 15te Jahrhundert, die Muster von Pracht, Zierlichkeit und Geschmack, und gaben den übrigen Europäern den ersten Begriff von dieser wunderbaren Verbindung von Tapferkeit und Galanterie, die sich bei der

Französischen Nation am längsten erhalten hat. Alcanzor war (wie die Ballade selbst besagt) ein edler Grenadischer Ritter, und Zaide ein Mädchen aus edlem Hause; beide hätten also ganz anders aussehen müssen, wenn das Costume hätte beobachtet werden sollen. Ein nackter Neger, mit einer Binde oder Schürze um den Leib (wie man gewöhnlich die Negersklaven zu bilden pflegt) gibt uns keinen Begriff von einem Zegris oder Abencerragen, so wenig als das auch halbnackte krausköpfige Negermädchen einer Grenadischen Dame ähnlich sieht. Es wäre nicht unschicklicher, wenn man Pyramus und Thisbe so bildete, und sie uns dann für Babylonier gäbe. Aber auch der Uebersetzer hätte den Titel, a Moorish Ballad, nicht eine Ballade aus dem Mohrenland, sondern eine Maurische Ballade übersetzen sollen, zumal da ihm bekannt war, daß diese Ballade eine freie Nachahmung einer in dem historischen Roman, Historia de las civiles guerras de Grenada, vorkommenden Spanischen Romanze, und die Scene derselben zu Grenada war; wie dieß auch aus dem ganzen Inhalt deutlich genug ist. Da man in Deutschland überall gewohnt ist, sich unter Mohren ganz andre Geschöpfe zu denken, als die Mauren in Spanien waren: so ist das natürlichste Mittel, Mißverstand zu verhüten, daß man diese letzteren Mauren nennt, die Abyssinier und Neger hingegen im Besitz des Namens der Mohren läßt; wiewohl ursprünglich Maur und Mohr einerlei ist.

8.

Merlin der Zauberer.

1 7 7 7.

Die Geschichte dieses Wundermannes macht den Inhalt des ältesten unter den Romanen der Tafelrunde aus. Merlin spielt darin ungefähr die Rolle, die in Homers Gedichten die Götter spielen. Er ist der Erfinder und Urheber der Tafelrunde, und der immer (auch unsichtbarer Weise) gegenwärtige Rathgeber und Beschützer des Königs Artus und seines Ritterordens. Alles ist an ihm wunderbar, seine Geburt, sein Leben und sein Ende. Er war der Sohn einer tugendhaften Jungfrau und eines bösen Geistes, der sich ohne ihr Wissen im Schlafe zu ihr gethan hatte. Von seinem Vater empfing er die Gabe übernatürliche Dinge zu thun, sich in allerlei Gestalten zu verwandeln und das Künftige vorherzusehen. Von der Mutter hatte er vermuthlich die Neigung, von diesen Wunderkräften einen ziemlich menschenfreundlichen Gebrauch zu machen, ohne es gleichwohl in Absicht der Sittlichkeit seiner guten Dienste sehr genau zu nehmen; worin er dann wieder seinem Vater nachartete. Merlin faßte eine besondre Neigung zu dem König Uter Pandragon, und war ihm unter anderm in seiner Liebesangelegenheit mit der schönen Ygerne, Gemahlin des Herzogs von Tintodiel, so dienstlich, daß Ygerne, weil ihre Treue sonst nicht zu erschüttern war, von König Utern, auf eben die Weise wie Alkmena von Jupitern, betrogen, und zur Mutter des nachmaligen Königs Artus gemacht wurde. Merlin, der diesem Artus solchergestalt zur Existenz verholfen, hielt sich

für verbunden, nun auch alles Uebrige für ihn zu thun, was ihn zum größten König seiner Zeit machen könnte. Er sorgte für seine Erziehung, verhalf ihm zu dem fatalen Zauberschwert Escalibor und zur Brittischen Krone, leistete ihm in seinen ersten Kriegen gegen seine Vasallen, bald in Gestalt eines Bauerknechts, bald eines Hirsches mit fünf Geweihen, bald eines häßlichen Zwergs, bald eines Harfenspielers u. s. w., großen Beistand, setzte ihn in den ruhigen Besitz seines Reichs, und krönte endlich alle seine Verdienste dadurch, daß er die seit König Uters Tode verlorne Tafelrunde nach Kramalot zauberte, und dadurch den König Artus zum Stifter eines Ordens machte, der, unter Merlins Schutze, der Vereinigungspunkt der Brittischen Helden wurde, besonders derjenigen, von denen König Artus am meisten zu besorgen gehabt hätte. Einige Zeit hernach verschwand Merlin gänzlich in Britannien, und es blieb nichts von ihm übrig als seine Stimme, die sich im Walde von Brozeliand aus einer mit Weißdorn bewachsenen Grotte hören ließ, und denen, die sich der Zukunft wegen bei ihr Raths erholten, Antwort gab. Die Zauberin oder Fee, Viviane, seine Freundin, sonst in den Romanen der Table Ronde La Dame du Lac genannt, war, wider ihren Willen, Ursache an dieser Bezauberung. Merlin hatte ihr das geheime Mittel, wodurch solche bewirkt werden könnte, in einem von den Augenblicken, wo man nichts Geheimes für eine Freundin hat, geoffenbart. Viviane, die es unglaublich fand, und von Merlins Macht, wie es scheint, eine zu große Meinung hatte, kam auf den Einfall, es in aller Stille an ihm selbst zu probiren; aber der Zauber wirkte, zu ihrem großen Leidwesen, so gut, daß er weder von Merlin selbst noch irgend einer andern Macht wieder gehoben werden konnte. So wie an der ganzen Geschichte des Königs Artus

und der Tafelrunde, so ist auch an der Geschichte dieses Merlins unstreitig etwas Wahres; aber was daran wahr ist, von dem Fabelhaften scheiden zu wollen, möchte wohl vergebliche Mühe seyn. Die Vermuthung, daß er ein geschickter Natur= und Mathematik-Verständiger gewesen, und dadurch zu der Meinung der spätern Zeiten von seinen Wundergaben und zu den Dichtungen der Romanschreiber des 12ten und 13ten Jahrhunderts Anlaß gegeben, mag wohl der Wahrheit am nächsten kommen. Die Prophezeyung, womit man sich unter Merlins Namen trägt, und über welche ein Maleferiatus in England im Jahre 1641 einen großen Commentar in 4to herausgegeben, sind, aller Wahrscheinlichkeit nach, untergeschoben. Doch müssen sie ziemlich alt seyn, weil schon der größte Doctor Universalis (wie man ihn nannte) Alanus ab insulis, ein Mönch von Clairvaux, und ein großer Schriftsteller seiner Zeit (d. i. der andern Hälfte des 12ten Jahrhunderts), sieben Libros Explicationum über diese Weissagungen geschrieben, welche im Jahre 1649 zu Frankfurt am Main, unter dem Titel Ambrosii Merlini Britanni Vaticinia etc. gedruckt worden sind. Die berühmte Königin Karolina hat Belieben getragen, Merlins Andenken durch Wiederherstellung seiner Grotte im Park von Richmond, und ein Brustbild, so sie ihm daselbst setzen lassen, zu erneuern. Die Beschreibung davon findet sich in den Rarities of Richmond, oder exact description of the Royal Hermitage and Merlins Cave, with his Life and Prophecies. Vol. I. IV. London 1736. 8.

6.

Moral der Natur.

1 7 8 9.

Die zwei angelegensten Wünsche, worin alle Menschen übereinkommen, sind: gesund und glücklich zu seyn. Zu beiden hat uns die Natur Anlage und unerschöpfliche Hülfsquellen gegeben, und beides in den unzählbaren Individuen, die zusammen den Menschen ausmachen, unendlich vermannichfaltigt. Beides ist nicht ganz in unserer Gewalt, und hängt doch in den meisten Fällen und größtentheils von unserm Verhalten ab. Alles in und außer uns ist in unaufhörlicher Bewegung, beides zu erhalten und — zu zerstören. Beides ist ordentlicherweise das Resultat eines der Natur gemäßen Lebens, und kann daher auf Regeln zurückgeführt werden, die so nothwendig sind als die Natur selbst.

Der bloße Naturmensch befolgt diese Regeln, bald durch den sanftern Zug der innern Nothwendigkeit, bald vermöge des gewaltsamern Dranges der äußern, ohne sich derselben deutlich bewußt zu seyn; er lebt, ohne zu ahnden, daß es eine Kunst zu leben gebe, lebt gesund und glücklich, ohne sich etwas von einer Theorie gesund und glücklich zu leben träumen zu lassen.

Diese Entdeckung macht er erst, wenn er auf der höhern Stufe des geselligen Standes und der Cultur, mitten unter dem neuen, erhöhten und vervielfältigten Lebensgenuß, der ihm dadurch zu Theil wird, auch die unzähligen Uebel aus Erfahrung kennen lernt, wovon der rohe Sohn der Natur nichts wußte, und welche größtentheils unvermeidliche Folgen eben dieser Ausbildung und Verfeinerung sind, die so viel

Schönes und Angenehmes, Gutes und Großes in das menschliche Leben brachte.

Die Moral der Natur, oder die Theorie der Kunst uns selbst so glücklich zu machen, als der Mensch unter gegebenen Umständen durch sich selbst werden kann, ist, eben so wie die Diätetik und Heilkunst, eine Tochter der Nothwendigkeit, der, unter den Folgen der Policirung und Unterdrückung, der Cultur und übermäßigen Verfeinerung leidenden, Humanität zu Hülfe zu kommen. Beide Künste steigen in eben dem Maße, wie die Menschheit auf der einen Seite vollkommner, und auf der andern elender wird; beide werden in den verschiedenen Mittelstufen von Barbarei und Cultur, wodurch das menschliche Geschlecht gehen muß, auf tausendfältige Art verfälscht und verunstaltet, von schädlichen Vorurtheilen und Wahnbegriffen verdunkelt, und mit quacksalberischen Mitteln oder aus Uebel ärger machenden Methoden belästiget; und beide nähern sich ihrer höchsten Vollkommenheit, wenn die künstliche Verfeinerung der Menschheit so weit getrieben worden ist, daß die Extremitäten sich gleichsam wieder berühren, und die Nothwendigkeit nach der Natur zu leben endlich selbst dem verdorbenen, aber für das Schöne empfindlichen und über das, was ihm gut oder böse ist, aufgeklärten Menschen in die Augen springt.

Hieraus erkläre ich mir zum Theil die große Sensation, die Meisters Werk von der natürlichen Moral (welches, vermöge eines Zusammenflusses zufälliger Ursachen, durch meine Vermittlung in einem Deutschen Gewand erscheint, *) in der

*) Von der natürlichen Moral. Aus dem Französischen des Herrn M (eister) von Herrn Sch (ultheß) übersetzt. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von C. M. Wieland. Leipzig bei Göschen 1789.

Hauptstadt der geistvollsten und frivolsten Nation der Welt, gemacht hat. In der That scheint es ganz besonders für die moralischen Bedürfnisse der höhern Classen der Bewohner dieser einzigen Stadt ausgerechnet zu seyn, welche alle Vorzüge und Nachtheile, alle Herrlichkeiten und alle Gräuel, wodurch sich Babylon und Alexandrien, Athen und Antiochia in der alten Welt auszeichneten, in ihrem ungeheuern Umfang vereiniget. Nie, sagt ein scharfsinniger und beredter Beurtheiler desselben im Journal von Paris, nie hat man vielleicht das, was in den reinsten Gefühlen der Menschheit sich mit einer aufs äußerste getriebenen Civilisation verträgt, besser aufgefaßt, nie das, was so sehr im Widerspruche zu stehen scheint, die einfältigste Natur mit den feinsten Nuancen conventioneller Begriffe und erkünstelter Empfindungen, so gut zusammengereimt. Dieses Buch ist das Gesetzbuch des rechtschaffenen Mannes mitten unter dem Luxus und den Künsten, des Mannes, der von allem Gebrauch zu machen weiß, ohne die Quellen von Glückseligkeit zu trüben, die wir nach dem Willen der Natur ihr allein sollten zu danken haben. Dieß scheint uns den unterscheidenden Charakter dieses kleinen Werkes auszumachen, und ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Moralisten, die man öfters wieder liest, zu versichern.

Wenn das, was in diesem Urtheile zum unterscheidenden Charakter dieser natürlichen Moral gemacht wird, geschickt ist, ihr auch unter uns in den höchsten Classen geneigte Leser zu verschaffen, so ist es doch weder das Einzige, noch, in meinen Augen, das höchste Verdienst dieses kleinen Buches. Das, was ich ganz vorzüglich daran schätze, ist, daß es durchaus ein unverfälschter Abdruck der Seele seines Verfassers, und rein von aller declamatorischen Energie oder empfindsamen Ziererei, eben so sehr ein Werk seines Herzens als seines

Verstandes zu seyn scheint; daß er bei aller Freiheit des Geistes, die eine natürliche Folge der Aufklärung desselben ist, sich nie von der Achtung, die man den Anordnungen der bürgerlichen Gesellschaft, noch von der zärtlichen Schonung, die man der schwachen Seite der menschlichen Natur schuldig ist, entfernt. Seine Weisheit ist immer bescheiden, und seine Tugend verhält sich zu ihr wie eine schöne Tochter zu einer schönen Mutter, deren Ebenbild sie ist. Diese moralische Grazie, die in allen seinen Gesinnungen athmet, hat sich auch seinem Vortrag mitgetheilt, und seiner Schreibart einen keuschen absichtslosen Reiz gegeben, der seine Schrift, auch in dieser Rücksicht, mit den schönsten Producten des goldnen Alters der Französischen Literatur in eine Reihe stellt.

Ohne Zweifel kann es für den Verfasser nicht anders als schmeichelhaft seyn, daß ein Theil des Publicums den Geist und die Beredsamkeit eines der merkwürdigsten Männer unsrer Zeit, des berühmten Necker, in diesem Werkchen zu erkennen geglaubt hat.

Es ist, meiner Empfindung nach, von der Art, daß es, wie ehemals Epiktets berühmtes Enchiridion, ein Handbüchlein aller übeln und guten Menschen zu werden verdient.

10.

Juliane Morell.

1777.

Unter allen gelehrten Damen, deren das siebzehnte Jahrhundert eine ziemliche Anzahl aufweisen kann, scheint mir keine mehr Anspruch zu haben, das Gegenbild der Anna

Maria Schurmann zu seyn, als diese Nonne, die, vermuthlich, für die meisten Leser eine ganz neue Bekanntschaft ist.

Ich selbst muß offenherzig gestehen, daß ich Schwester Julianen auch bloß von Hörensagen, und (damit meine Beichte vollständig sey) bloß aus dem Eloge, das von ihr in der Bullardischen Académie des Sciences et des Arts, befindlich ist, kenne. Ihre Schriften mögen dermalen in Deutschland unter die sehr seltnen gehören; ich wenigstens habe nie etwas davon zu sehen bekommen. Gleichwohl wären mir ein paar Blätter aus ihren Exercices Spirituels sur l'Eternité lieber, als alle die pompösen Dinge, welche Herr Jacob Ignatius Bullard, der Sohn, in seinem Eloge von ihr sagt; denn ich bin fest überzeugt, daß eine Person nicht leicht ein paar Blätter schreiben kann, ohne daß man die substantielle Form ihrer Seele wenigstens eben so gut darin sollte wahrnehmen können, als — in dem besten Schattenriß.

Juliane Morell wurde im Jahr 1592 zu Barcelona geboren. Ihr Vater, der ein Mann von Condition und — ein halber Gelehrter war, hatte sich in den Kopf gesetzt: daß es eine große Herrlichkeit sey, der Vater einer gelehrten Tochter zu seyn. Er hatte also, sobald er Proben eines lebhaften Geistes an dem Mädchen wahrgenommen, nichts gespart, um sie dazu zu machen. Seine Mühe und Kosten schlugen bei Julchen so gut an, daß sie in ihrem dreizehnten Jahre ein Wunder von Gelehrsamkeit war. Denn sie verstand Hebräisch, Griechisch und Latein, auch die ganze Philosophie obendrein, in solcher Perfection (sagt Bullard), „daß sie in diesem zarten Alter Muth und Stärke genug in sich fühlte, die gelehrtesten Männer zu einem öffentlichen Kampf über die schwersten Probleme der Philosophie herauszufordern." Sie setzte also im Jahre 1606 zu Lyon (wo sich damals ihr

Vater aufhielt) einen öffentlichen Tag, und zwar den 16 Februar, als den Tag ihrer Namenspatronin, der heiligen Juliane, zu einem Actus Disputatorius an; und der Herr Papa — der, wie man deutlich sieht, an diesem ganzen schändlichen Fastnachtsspiel die meiste Schuld hatte — sparte nichts, die Farce vollständig zu machen. Das gute kaum dreizehnjährige Mädchen bestieg mit Trompetenschall, in einem Capuciner-Habit, die Katheder, und disputirte, in Gegenwart einer großen Menge ehrwürdiger Prälaten, Philosophen und andern gelehrten und ungelehrten Volkes — mit Hülfe der damals noch im Schwange gehenden scholastischen Terminologie — über Dinge, wovon sie nichts verstand, mit bartreichen Männern mit und ohne Capuz, die noch weniger davon verstanden; disputirte sie alle zu Boden, und erhielt von Meister Antoni Formel, der heiligen Gottesgelahrtheit Doctor, auf der Stelle das Zeugniß, daß seit den Tagen Noä kein Mädchen wie Juliane Morell von einem Weibe geboren worden sey. Die Sache machte damals groß Aufsehens im ganzen gelehrten Europa, und es regnete von allen Seiten Gratulationen in Prosa und Ligata. Was mich in der Meinung bestärkt, daß die gute Juliane die unschuldigste Person bei diesem gelehrten Possenspiel gewesen, ist der Umstand, daß sie — nicht, weil die Welt nicht würdig war sie zu besitzen (wie Ignatius Bullard meint), sondern vermuthlich in Kraft einer Sinnesart, die der liebenswürdigen Schurmannin ihrer ähnlich war, bald darauf zu Avignon in ein reformirtes Kloster der heiligen Praxeda, Dominicaner-Ordens, ging, und ihr übriges Leben mit Gedanken und Beschäftigungen zubrachte, die sich für diesen, von ihr erwählten, Stand schickten. Hier publicirte sie ihre obgemeldten geistlichen Uebungen, und eine Französische Uebersetzung und Auslegung der Vita Spiritualis des heiligen

Vincenz Ferrier, eines 50 Jahre zuvor kanonisirten Predigers ihres Ordens, von welchem, unter andern Wunderwerken, erzählt wird, daß er 35,000 Juden, 800 Muhammedaner und 100,000 böse Christen, in Summa hundert und dreiundvierzig Tausend arme Seelen durch seine Predigten bekehrt habe, und (was das Wunder noch glänzender macht) ohne in seinem Leben eine andere als die Catalonische Landsprache gesprochen zu haben.

Dieß, L. L., ist ungefähr alles was ich euch von Schwester Julianen sagen kann. Eines von ihren angezeigten Büchlein würde uns aber Gewißheit geben können, ob und inwiefern meine Vermuthung über ihre Seelenähnlichkeit mit der Schurmannin gegründet seyn möchte. —

Pater Baldewein Cabillau, Jesuit, ein lateinischer Versifex des siebzehnten Jahrhunderts, um auch seines Orts etwas zur Verpfuschung der armen Juliane Morell beizutragen, hat ein Epigramm, oder Sinngedicht, wie sie's nennen (als ob in Epigrammen allein oder mehr Sinn seyn müßte als in andern Versen), auf sie gemacht, worin er sagt: „Sie spreche „Latein wie Cicero, Griechisch wie Demosthenes, und wenn „sie vollends gar Hebräisch rede, so fließ' es ihr vom Munde „wie Balsam mit Safran." — „Was zum Daus sind die „Weiber für Geschöpfe — fährt P. Baldewein fort: „Wer „sollte denken, daß es möglich wäre? Drei gedoppelte Männer „verschließt eine Jungfrau in ihrer einzigen Brust!" — Das nenn' ich doch ein Sinngedicht und ein Lob!

Noch will ich beiläufig zu bemerken nicht ermangeln, daß, lange vor unsrer Juliane, bereits drei Schwestern Morell auf einmal unter den gelehrten Damen des sechzehnten Jahrhunderts figurirt haben, deren Vater Jean Morell Sieur de Grigey war, ein Zeitgenoß und Freund des Erasmus, wie-

wohl er diesen um mehr als 50 Jahre überlebt hat. Da diese Mädchen Griechische und Lateinische Verse machten, überdieß ihrer Drei, und Schwestern waren, auch gar ominöse poetische Namen führten (denn die älteste hieß Camilla, die zweite Lucretia und die dritte Diana), so kann man sich vorstellen, was die Sinngedichtmacher ihrer Zeit für gutes Spiel gehabt haben. — Der Name Morell scheint mir so glücklich zu seyn, daß ich kaum zweifle, es werden sich, bei genauerm Nachforschen, noch mehr gelehrte, witzige und kunstreiche Damen dieses Namens vorfinden, und irgend ein Literateur werde uns bald mit einer förmlichen Disputation von gelehrten Morellinnen beschenken können — wenn's etwa nicht gar schon geschehen ist.

11.

Thomas Morus.

1777.

Wer weiß nicht, daß Sir Thomas More einer der vortrefflichsten, geschicktesten, rechtschaffensten Männer seiner und jeder andern Zeit gewesen; — daß er, ohne andre Schwingfedern als seine persönlichen Verdienste, von der niedern Stufe eines Privatadvocaten nach und nach (und sehr wider seine Neigung, die mit dem Hofleben fast unverträglich war) bis zur Würde eines Großkanzlers von England unter dem König Heinrich VIII gestiegen; daß er auf diesem Platze, wo ein Jahrhundert später ein andrer großer Mann (wiewohl von ganz andern Seiten groß), der Lord Bacon von Verulam,

seinem Charakter unauslöschliche Flecken zugezogen, die veralteten und kaum noch glaublichen Tugenden der Aristiden und Phocione wieder lebendig dargestellt; daß er in einer so großen Würde, an einem sehr verderbten Hofe, unter einem ausschweifenden, launigen, eigenmächtigen und tyrannischen Fürsten, die größte Einfalt der Sitten, und die höchste Lauterkeit, Wahrheit, Stärke und Freiheit der Seele immer beibehalten; daß er endlich sein Amt, aus geheimen Ursachen, die, was sich auch dagegen einwenden läßt, ihren Grund in seiner Gewissenhaftigkeit, Frömmigkeit und reinen Vaterlandsliebe hatten, in einer Zeit, wo es beinahe unmöglich war, einer höchst fatalen Collision von Pflichten auf andre Weise auszuweichen, freiwillig niederlegt, und daß er drei Jahre drauf (im Jahr 1535) seine unbiegsame Treue gegen innere Ueberzeugung von Wahrheit und Recht mit seinem Blute versiegelt hat? — Ich werde also nur einige Anekdoten aus den von Dr. Ferdinand Warner vor mehrern Jahren herausgegebenen Memoirs of the Life of Sir Thomas More mittheilen, die das Individuelle in seinem Charakter — in welchem die strenge Tugend eines Stoikers mit dem zärtlichsten Menschen- und Hausvatergefühl, und die aufrichtige Frömmigkeit des Christen mit der glücklichsten Jovialität und Gutlaunigkeit vereint waren — besser zu fühlen geben, als alles was ich in einer studirten Charakterschilderung davon sagen könnte.

Den Tag nachdem er das Siegel übergeben (wovon seine eigne Familie kein Wort wußte), ging er, wie gewöhnlich, da es ein Feiertag war, in die Chelseakirche mit seiner Frau und Töchtern, und als die Messe vorüber war — da sonst der Kammerdiener seiner Gemahlin zu sagen pflegte, der Kanzler wäre aus der Kirche — ging er selbst an die Kirchenstuhlthür, und sagte mit einer tiefen Verbeugung:

„Madame, Mylord ist fort.“ *) Da sie seine Scherzhaftigkeit kannte, und dieß für einen Spaß hielt, achtete sie nicht weiter darauf, bis er ihr unterm Heimgehen versicherte, was er gesagt habe, sey im Wortverstande wahr, indem er den Tag zuvor sein Amt als Lord-Kanzler dem Könige zurückgegeben. Wie sie nun sah, daß es sein Ernst sey, und als eine ziemlich weltgesinnte Frau den äußersten Verdruß darüber empfand, antwortete sie nach ihrer gewohnten Art: „Tilly Welly, was wollt Ihr nun anfangen, Herr More? Wollt Ihr Euch nun hinsetzen und Gänschen in der Asche machen? *) Was, ist befehlen nicht besser, als gehorchen?“ More, um die üble Laune, worin er seine Frau sah, zu zerstreuen, fing an, an ihrem Putze was auszusetzen; und da sie ihre Töchter darüber schalt, daß sie es nicht bemerkt hätten, und diese versicherten, es fehle nichts: erwiederte er mit großer Lustigkeit: „Seht ihr nicht, daß eurer Mutter Nase ein wenig schief steht?“ — „Man muß gestehen (sagt der Englische Autor, aus dem dieß genommen ist), daß dieß ein geringfügiger Umstand in dem Leben eines so großen Mannes ist. Aber der Leser muß bemerken, daß die Charaktere der Menschen am besten aus Kleinigkeiten erlernt werden. Es wird hier angeführt zu zeigen, daß seine scherzhafte Laune ihm natürlich und ungezwungen war, und daß Macht, Ehre, und

---

*) Mylord is gone. Der Scherz liegt in dem Doppelsinn der Redensart, welche beides sagt: Mylord ist gegangen (nämlich aus der Kirche), und der Mylord hat (bei mir) ein Ende; ich bin kein Mylord mehr. Denn da er nur ein Ritter war, so hieß er nur Mylord so lange er wirklicher Lord-Kanzler war.

*) Will you sit and make Goslings in the Ashes — Ich gestehe, daß ich diese triviale Redensart nicht verstehe; vermuthlich wird irgend ein Kinderspiel dadurch bezeichnet.

große Einkünfte, wenig Reiz für den Mann haben mußten, der sie mit einem so leichten und fröhlichen Herzen weggeben konnte.“ — Die erste Sache, die er nach der Uebergabe seines Amtes vornahm, war, allen seinen Leuten Bedienstungen unter dem Adel und den Bischöfen zu verschaffen; damit sie auf keine Weise durch ihn leiden möchten. Nachdem dieses zu seiner Zufriedenheit geschehen war, rief er alle seine Kinder und ihre Ehegatten zusammen (denn sie wohnten alle in Einem Hause), und sagte ihnen: er könnte jetzt nicht mehr, wie er zeither gewohnt gewesen, und gerne ferner thun wollte, allen ihren Aufwand allein bestreiten; was sie also thun wollten, damit sie ferner bei einander bleiben könnten, wie er sehr wünschte? Da sie alle stille schwiegen, sagte er ihnen: „Ob er gleich von der niedrigsten bis zu der höchsten Civilstufe wäre erhoben worden, so hätte er doch jetzo wenig über hundert Pfund jährliche Einkünfte; so daß, wenn sie bei einander bleiben sollten, sie sich künftig gefallen lassen müßten, ihren Antheil beizutragen“ — Ungeachtet der König ihn in den wichtigsten Diensten für sich selbst und das Königreich, während des besten Theiles seines Lebens gebraucht, hatte er doch die Gelegenheit sich zu bereichern so wenig zu Nutze gemacht, daß alles liegende Gut, das er jemals gekauft (und er kaufte es ehe er Lord-Kanzler wurde), nicht über den Werth von zwanzig Mark betrug. Und als nach der Uebergabe dieses Amtes alle seine Schulden bezahlt waren, so behielt er an Gold und Silber (seine Kette ausgenommen) nicht den Werth von hundert Pfund übrig — Und dieß alles (was wohl zu merken) bei der simpelsten und beinahe bäurischen Lebensart, die er auch in seinem höchsten Glücke beibehielt.

Die Scene zwischen ihm und seiner Tochter, nach seiner Verurtheilung zum Tode, zeigt ihn von einer andern nicht

weniger interessanten Seite. Als er auf eine feierliche Art von dem Gerichtshof Abschied genommen, wurde er nach dem Tower zurückgeführt, und das Beil vor ihm hergetragen, wie in solchen Fällen gewöhnlich ist. Da er an die Pforte des Tower kam, so wartete da seine Lieblingstochter, Mistreß Roper, weil sie glaubte, dieß würde die letzte Gelegenheit seyn, die sie jemals haben würde, ihn zu sehen. Sobald sie ihn erblickte, brach sie durch das Gedränge und die Wache, die ihn umgab; und nachdem sie auf ihren Knien seinen Segen erhalten, umarmte sie ihn inbrünstig vor ihnen allen; und unter einem Strome von Thränen und tausend Küssen der Zärtlichkeit und Zuneigung, da ihr Herz vor Schmerz brechen wollte, waren die einzigen Worte, die sie hervorbringen konnte: „mein Vater! o mein Vater!“ — Wenn irgend etwas seine Stnndhaftigkeit erschüttern konnte, so mußte es dieses seyn. Aber er faßte sie nur in seine Arme, und sagte ihr: „was er auch immer, obgleich unschuldig, leiden würde, geschäh' doch nicht ohne den Willen Gottes, dessen heiligem Verhängniß sie sich unterwerfen müßte; sie kennte alle Triebfedern seines Herzens gut genug, und sie müßte ihren Verlust geduldig ertragen.“ Sie schied nun von ihm. Aber kaum hatte sie sich auf die Seite gewandt, als sie im Drange des Schmerzens und der Liebe ihrer selbst nicht mehr mächtig blieb. Sie brach wieder plötzlich durch die Menge, lief zum zweitenmale auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, hing an ihm mit ihren Umarmungen, und weinte als eine die vor Jammer hätte vergehen mögen. Dieß war fast mehr als ein Mann zu ertragen vermochte (sagt der ehrliche Doctor Warner). Morus sprach kein Wort; aber die Thränen flossen ihm in großer Menge von seinen ehrwürdigen Wangen herab; bis sie endlich den letzten Kuß nahm, und sich von ihm wegriß.

Dieß war in seiner ganzen Todesscene der einzige Augenblick, wo sein Muth ihn zu verlassen schien — und was wäre der Stoiker — der nicht in einem solchen Augenblick — ganz Mensch, ganz Vater wäre?

Seine Utopia, das berühmteste und merkwürdigste seiner Werke, ist zugleich das, worin der Charakter seines Geistes und Herzens sich am lebendigsten abgedrückt hat. So bekannt sie aber dem Namen nach ist, und so oft und in so mancherlei Sprachen sie übersetzt worden, so sind doch wenige, die das Original gelesen, und noch wenigere, die es als einen Abdruck seines Urhebers gelesen haben. *)

*) Wieland war willens, von diesem philosophischen Roman (de optimo reipublicae statu, deque insula Utopia, Basel 1518. 4.) eine Charakteristik zu entwerfen, allein es ist, leider! bei dem bloßen Vorsatz geblieben.





